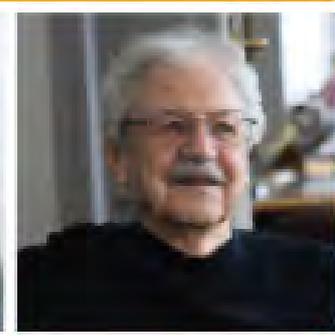




# Anno 23



Das Magazin  
der Medienjubiläen  
  
Institut für Kommunikationswissenschaft der  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg





Wissenschaft schafft Wissen.  
Medien verbreiten es.

Wir fördern Wissenschaft und  
öffentliche Kommunikation.



## Editorial



### Liebe Leserin, lieber Leser,

wir, das Magazin der Medienjubiläen, feiern diesmal selbst ein Jubiläum: Das 10. *Anno*-Heft im elften Jahr (2020, im ersten „Corona-Jahr“ musste eine Nummer ausfallen). Genau 1616 Seiten – ein schöner Zufall, diese Doppel-16, mithin eine „Schnapszahl“, prosit! – haben wir insgesamt vorgelegt, voll eben mit: Jubiläen.

Wieder wollen wir Sie mitnehmen auf eine Zeitreise in 25-Jahresschritten in die Vergangenheit. Vorab aber gönnen wir uns und bieten wir Ihnen aus dem Jubiläumsanlass heraus ein paar Gedichte aus fünf Jahrhunderten zu den immerwährenden Themen Vergänglichkeit, Kontinuität und Glaube.

Danach wird's profan und skandalös: Clintons Clinch mit der Wahrheit, sein Techtelmechtel mit einer Praktikantin damals, im Jahr 1998, macht den Auftakt zur Jubiläums-Grand-Tour durch Räume und Zeiten. An Unglücke erinnern wir, Geistesgrößen wie Niklas Luhmann und Max Horkheimer, Kopernikus und Bonifatius feiern wir, Literatursterne wie Ingeborg Bachmann, Bert Brecht und Emily Brontë lassen wir leuchten.

Legendäres ist dabei, auch manches Lapidares, gar Schreckliches – und Kolossales! Am Ende der Reise steht nämlich er wieder auf im Erinnerungskorso: Der Koloss

von Rhodos. Vor 2.450 Jahren soll er ins Meer gestürzt sein.

Warum wir uns mit Jubiläen beschäftigten, suchte ich schon in *Anno 17* zu beantworten. Kurz gesagt: Weil sie halt da sind. Wenn sie auch nur Konstrukte des menschlichen Ordnungssinns sind oder Konventionen, die sich am Dezimalsystem orientieren. Aber – pardon, ich zitiere mich selbst – sie können auch „kollektive Orientierung, können Gemeinsinn schaffen, vielleicht sogar Gemeinschaft“, können „Taktgeber sein, die den immerwährenden Lauf der Zeit, den Prozess auch der Erinnerung strukturieren“.

Damit aber genug der Vorrede – frei nach der Weisheit eines unserer diesmaligen Jubilarinnen und Jubilare, dem kolossal komischen Karl Valentin: „Gesegnet seien jene, die nichts zu sagen haben und trotzdem den Mund halten“.

Viel Lesefreude wünscht Ihnen  
Ihr



Markus Behmer

### Impressum

Herausgeber: Prof. Dr. Markus Behmer  
Institut für Kommunikationswissenschaft  
Otto-Friedrich-Universität Bamberg  
An der Weberei 5  
96047 Bamberg  
Tel. 0951-863-2217, markus.behmer@uni-bamberg.de

Chefredakteur: Markus Behmer (v.i.S.d.P.)  
Layout/Grafik: Markus Behmer, Luisa Braunreuther, Katharina Möckel  
Social Media: Vera Katzenberger, Lea Hruschka

Bildrecherche/-rechte: Markus Behmer  
Druck: Safner Druck und Verlags GmbH, Priesendorf  
ISSN: 2196-0364

Erscheinungsdatum: 15.10.2023  
Auflage: 1.200

*Anno* wird großzügig gefördert von der Ludwig-Delp-Stiftung.



Titelbild: (v. l. o.) Luisa Braunreuther; Hannah Söltzer; Markus Behmer; Clinton Digital Library; Franz Xaver Winterhalter 1865, Wikimedia; Markus Behmer; Andreas Höfer; Hannah Söltzer; Markus Behmer; Levi Strauss Museum - Geburtshaus Buttenheim; Sophie Anna Martorell Naßl; EDEKA Zentrale; Plakat für *Tarzan and His Mate*; Hannah Söltzer; Lidija Delovska, www.attac.de; Wikimedia Commons; Tilly Antoine, Wikimedia Commons; Wolfgang Ennenbach/ 2023 MFA+ FilmDistribution, Alamode Film; John F. Kennedy Presidential Library; Wikimedia Commons; Andreas Weihe; Eugène Delacroix; <http://www.rosavonpraunheim.de>; Hannah Söltzer;

Hintere Umschlagseite: [smsgpsy/stock.adobe.com](https://www.photoshop.com) (oben), [powell83/stock.adobe.com](https://www.photoshop.com) (unten), Layout: Marion Huwald

Editorialbild: v. l.: Katharina Möckel, Markus Behmer, Luisa Braunreuther, Foto: Diedrich Wolter.



Bild: Karl Pawlowitsch Brjullow: Der letzte Tag von Pompeji (1828). Wikimedia Commons

Editorial / Impressum	3	<b>1973</b>	<b>42</b>	WDR-Funkhaus	72
Ferne Zeiten, unendliche Zeit	6	Ölkrise	42	Vinylschallplatte	73
		Sexualmoral	44	K. Valentin	74
<b>1998</b>	<b>16</b>	C. Thomas	46	K. Schwitters	76
Clinton/Levinsky	16	Trikotwerbung	47	T. Pratchett	78
Attac	18	J.R.R. Tolkien	47	1984	79
PolPot	19	W.H. Auden	49	H. Mankell	80
Walser-Bubis Debatte	20	Sams	50	Todesfuge	80
RAF	22	Momo	52	G. P. Ploog / B. Ruth	82
ICE Unglück	23	M. Horkheimer	53	Filmseiten	83
N. Luhmann	24	I. Bachmann	54		
K. Havenstein	26	Musikseiten	58	<b>1923</b>	<b>86</b>
H. Maegerlein	26	P. Picasso	60	Politische Krisen	87
„Torfall“ Madrid	27	Filmseiten	62	Time	89
M. Gellhorn	28	Das fliegende Klassenzimmer	64	Bauhaus	90
H. Mohl	29			Inflationsgeld	92
Filmseiten	30	<b>1948</b>	<b>65</b>	Rundfunk	93
Musikseiten	34	Ente Dewey US-P	65	R. Augstein	96
G. Gundermann	36	Israel	66	W. Jens	98
Ottfried	37	Renim Ribao	68	Türkische Republik	100
F. Sinatra	38	M. Ghandi	69	F. Schönhuber	101
Falco	40	TV-Fernbedienung	70	M. Marceau	102
		E. E. Kisch	70	Bambi	103

# Inhalt

„Was für ein Ende soll die Ausbeutung der Erde in all den künftigen Jahrhunderten noch finden? Bis wohin soll unsere Habgier noch vordringen?“ Was wie eine postmoderne Klage aus den Zeiten des Klimawandels klingt, das wurde von Plinius d.Ä. sorgenvoll gefragt, geboren vor 2.000 Jahren.

Mahner gegen Ausbeutung und Habgier finden sich viele in diesem Heft: Vor 25 Jahren wurde Attac gegründet, vor 75 Jahren starb Gandhi, vor 700 Jahren wurde Thomas von Aquin heiliggesprochen. Auch Beispiele dafür, wozu Habgier führen kann, finden sich manche: War sie nicht eines der Motive, die die Eroberer der frühen Neuzeit (ver)führte? So auch Vasco da Gama, dessen Schiffe vor 525 Jahren in Indien anlegten? So die Männer, die 1848, vom Goldrausch getrieben, nach Kalifornien zogen. So gewiss die Mächte des Bösen im *Herr der Ringe*, dessen Autor J.R.R. Tolkien vor 50 Jahren gestorben ist.

Nicht eine Folge der Ausbeutung der Erde war es, die Plinius das Leben kostete – sondern der Ausbruch des Vesuvus im Jahr 79, der auch Pompeji untergehen lies. Ein ewiges Menetekel für die Vulnerabilität des Menschen, mit dem wir *Anno* diesmal – links im Bild – beginnen lassen.

Loriot	104	J. Wassermann	144	<b>1498</b>	<b>180</b>
R. Giordano	106	M. Bentz	145	V. da Gama	180
Hemingway	107	O. Gulbransson	146		
D. Arbus	108			<b>1473</b>	<b>182</b>
I. Morath	109	<b>1848</b>	<b>148</b>	N. Kopernikus	182
N. Mailer	111	Märzrevolution	148		
O. Preußler	112	W. Earp	154	<b>1323</b>	<b>184</b>
Musikseite	113	Goldrausch	155	Th. von Aquin	184
Filmseite	114	Neue Rheinische Zeitung	156		
Le Mans	115	Kladderadatsch	158	<b>1023</b>	<b>186</b>
		E. Brontë	160	Heinrich II.	186
<b>1898</b>	<b>116</b>	H. Lange	162	Sitt al-Mulk	188
Generación del 98	116				
Sisi	118	<b>1823</b>	<b>163</b>	<b>848</b>	<b>189</b>
J'accuse	120	Karneval in Köln	163	Alfred von Wessex	189
B. Brecht	121	A. Radcliffe	164		
Krieg der Welten	124	J. F. Cooper	165	<b>673</b>	<b>191</b>
L. Carroll	125			Bonifatius	191
F. Steuben	126	<b>1798</b>	<b>166</b>		
E. M. Remarque	127	E. Delacroix	166	<b>623</b>	<b>193</b>
F. G. Lorca	128	Hoffmann von Fallersleben	168	Isidor von Sevilla	193
Edeka	130	Boston Tea Party	169		
Deutsche Grammophon	131	Der Teutsche Merkur	170	<b>23</b>	<b>195</b>
R. Magritte	132	L. Tieck	171	Plinius der Ältere	195
H. Moore	133	Jesuitenverbot	172		
A. Beardsley	134			<b>27 v. Chr.</b>	<b>197</b>
Filmseite	136	<b>1723</b>	<b>173</b>	Octavian erklärt Republik Rom	195
P. Guggenheim	138	J. S. Bach wird Thomaskantor	173		
E. Ferrari und E. Maserati	139			<b>227 v. Chr.</b>	<b>199</b>
		<b>1648</b>	<b>174</b>	Koloss von Rhodos	199
<b>1873</b>	<b>140</b>	Westfälischer Frieden	174		
Jeans	140	Sturm und Flut	177	Autorinnen und Autoren	201
A. Polgar	142	Taj Mahal	178		

## Ferne Zeiten, unendliche Zeit

Mit kurzen Texten aus fünf Jahrhunderten beginnen wir diesmal unsere Anno-Zeitreise – mit vier Gedichten und vorweg einem Auszug aus einer, nein: der Grundrechtserklärung.

Text(auswahl) und Fotos: Markus Behmer



### Menschlichkeit

Vor 75 Jahren wurde sie verkündet: die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Vorformuliert worden war sie von einer internationalen Expertenkommission unter dem Vorsitz der Menschenrechtsaktivistin Eleanor Roosevelt, der Witwe des 32. US-Präsidenten. Über Kompromisse wurde lange verhandelt – und am 10. Dezember wurde sie ohne Gegenstimmen mit 48 Ja-Stimmen und acht Enthaltungen (unter anderem aus der Sowjetunion) von

der Generalversammlung der Vereinten Nationen in Paris verabschiedet. Die 30 Artikel bilden ein Schlüsseldokument der Menschlichkeit, ja: der Menschheit. Der erste knüpft direkt an die Ideale der Französischen Revolution an, indem er Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit postuliert: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.“

## Vergänglichkeit

Was bleibt von der Geschichte, was von uns?

Lyrisch pointiert schrieb die amerikanische Dichterin Emily Dickinson (1830-1886) dazu 1873, vor 150 Jahren, diese beiden kurzen Gedichte:

Yesterday is History,  
'Tis so far away –  
Yesterday is Poetry –  
'Tis Philosophy –

Yesterday is mystery –  
Where it is Today  
While we shrewdly speculate  
Flutter both away.

In this short Life  
That only lasts an hour  
How much – how little – is  
Within our power

## Kontinuität

Matthias Claudius (1740-1815), der Dichter etwa des Abendlieds – „Der Mond ist aufgegangen“ –, war auch Journalist. Mit dem von ihm redigierten, 1771 bis 1775 vor den Toren Hamburgs erschienenen *Wandsbecker Bothen* verband er Lokalberichterstattung mit literarischen Texten. Vor 250 Jahren ist darin auch dieses kleine Gedicht erschienen. Nichts Neues unter der Sonne, so könnte man es zusammenfassen ... Damals jedenfalls. Und heute?

### Universalhistorie des Jahrs 1773

oder silbernes A.B.C.

Am Firmament in diesem Jahr  
Ist's so geblieben wie es war.

Gelehrte setzen fort ihr Spiel  
Mit dem bewußten Federkiel.

Prozesse hatten gut Gedeihn,  
Und über Recht tät niemand schrein.

Stammbäume trieb man, groß und dick,  
In Mistbeeten mit gutem Glück.

Theologie war leider krank  
Durch Übersetzungen und Zank.

Ungläubig wurde jedermann,  
Sir Hagel, und ‚Squeir Urian.

Xanthippen fehlten ganz und gar;  
Oft ist ein ganzer Vers nicht wahr.

Ysop wuchs wenig an der Wand,  
Nach Hamburg kam ein Elefant usw.

## Glaube

Vor 500 Jahren, konkret „Anno salutis 1523. am 8. tage Julij“, schrieb der Nürnberger „Meistersinger“ Hans Sachs (1494-1576) ein sehr langes, wortgewaltig-allegorisches Spruchgedicht: „Die wittenbergisch nachtigal“. Gedruckt wurde es in Bamberg, gleich im ersten Jahr in sechs Auflagen. Die Nachtigall – das ist: Martin Luther. Das parteinehmende Poem ist eine populäre Hymne auf dessen neue Lehre und eine scharfe Polemik gegen das Papsttum. Hier kurze Auszüge:

### Die wittenbergisch nachtigal, die man iez höret überall

Wacht auf, es nahent gen dem tag!  
ich hör singen im grünen hag  
ein wunnikliche nachtigal;  
ir stim durchklinget berg und tal.

[...]

nun das ir klärer mußt verstan,  
wer die lieblich nachtigal sei,  
die uns den hellen tag ausschrei:  
ist doctor Martinus Luther,  
zu Wittenberg augustiner,  
der uns aufwecket von der nacht,  
darein der monschein uns hat bracht;  
der monschein deut die menschen lere  
der sophisten hin unde here

innerhalb der vierhundert jaren;  
die seint nach ir vernunft gefaren  
und hant uns abgefüret fer  
von der evangelischen ler  
unseres hirten Jesu Christ  
hin zu dem leuen in die wüst.  
der leo wirt der bapst genent,  
die wüst das geistlich regiment,  
darin er uns hat weit verfürd  
auf menschenfünt, als man jetzt spürt.

[...]

zusam kommen auf einen tag:  
der tot, leit, hunger, alles ant,  
und mit feuer wirt sie verbrant.  
dan warlich stark ist got der her,  
der sie wirt richten. nun hört mer:  
Daniel an dem neunten melt und alle  
warzeichen erzelt,  
das man ganz klerlich mag verstont,  
das bapsttum deut das Babylon,  
von dem Johannes hat geseit.  
darumb, ihr christen, wu ir seit,  
kert wider aus des bapstes wüste  
zu unserm hirten Jesu Christe;  
derselbig ist ein guter hirt,  
hat sein lieb mit dem tot probiert,  
durch den wir alle sein erlost,  
der ist unser einiger trost  
und unser einige hoffnung,  
gerechtigkeit und seligung,  
all, die glauben in seinen namen.  
wer des begert, der spreche amen.

# Jubiläum des Magazins der Medienjubiläen

2013 erschien das erste Heft von *Anno*. Das zehnte liegt nun vor – nur im ersten „Corona-Jahr“, 2020, ist keine Nummer erschienen. Ein Rückblick auf ein Journal mit weit mehr als tausend Beiträgen, allesamt historische Reminiszenzen der etwas anderen Art.

Am Anfang stand eine „Konkurrenz“: 18 Semester lang hatte ich an der Münchner LMU eine Zeitschrift geleitet und herausgegeben. *ComMunicator* hieß sie. Ihr Inhalt: Berichte aus dem dortigen Institut für Kommunikationswissenschaft und der Uni, studentische Belange, immer ein Schwerpunktthema, meist aus dem sozialen, gesellschaftlichen, auch kulturellen Bereich etc. Als ich 2009 den Ruf an die Universität Bamberg annahm, hatte ich zunächst vor, hier ein ähnliches Magazin aufzubauen. Aber das gab es schon: Den *Ottfried* (siehe unten, S. 37f.) – geschrieben von Studierenden für Studierende. Ihm wollte ich keine Konkurrenz machen.

Am Anfang stand eine Idee: Bei einem Herausgebertreffen der etablierten Fachzeitschrift *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 2011 in Leipzig kam der Gedanke auf, man könne ihr ein Onlineformat an die Seite stellen, in dem statt langer wissenschaftlicher Beiträge kurze, journalistisch aufbereitete Texte zu runden Geburtstagen von Zeitschriften, Zeitungen, Journalisten oder Publizistinnen als unterhaltsame Dauerrubrik geboten werden. Ob ich das machen wollte? Es kam nicht dazu – aber warum nicht versuchen, die Idee als kleines Magazin umzusetzen?

Am Anfang stand eine Nullnummer: 2011 erarbeiteten wir in einem Seminar ein erstes Heftkonzept. 20 bis 30 Themen sollte es umfassen, etwa 48 Seiten Umfang haben. Auch ein Heftdummy haben wir erstellt – mit der Titanic als Titelmotiv für *Anno 12*, war ihr Untergang am 15. April 1912 doch ein riesiges Medienereignis. Doch es kam noch nicht zum Stapellauf. 2013 war es dann soweit – und es kam gleich anders als ursprünglich geplant. Nicht 48 Seiten umfasste die erste Nummer, sondern 124 mit 91 Jubiläen, die gewürdigt wurden. Und die Hefte wurden immer dicker. Mit 204 Seiten in *Anno 23* haben wir nun einen neuen Rekord erreicht.

Anfangs ging unsere Zeitreise in Zehnjahresschritten in die Vergangenheit, daher sind die bis heute jüngsten Jubiläen, derer in *Anno* gedacht wurde, aus dem Jahre 2004; damals wurde Facebook gegründet, ereignete sich der Tsunami im indischen Ozean, starben Peter Ustinov, Marlon Brando und der Publizist Günter Gaus. Mit *Anno 15* stellten wir dann um auf einen 25-jährigen Jubiläumsrückschauturnus.

Fast immer ging es zurück bis in die Antike – einmal sogar, allerdings nur quasi-exakt, 5.000 Jahre, nämlich bis zur Entwicklung des Papyrus als Beschreibstoff, und einmal noch viel weiter, bis zu den Höhlenmalereien von Chauvet. Von der Erstellung der Themenliste (eines meiner Lieblings-Steckenpferde im Riesenstall *Anno*) über die Autor\*innengewinnung, anfangs auch die Akquise von Werbung – seit 2018 werden die

Heftkosten fast komplett durch eine großzügige Förderung der Ludwig-Delp-Stiftung gedeckt –, das Redigieren der Texte inklusive dem Formulieren von Überschriften und Leads, die Suche nach Illustrationen, das Layout, die Schlussredaktion bis zum Versand der fertigen Hefte dauert es meist rund neun Monate. *Anno* ist damit fast eine Dauerbeschäftigung – aber selbstverständlich weiter nur eine Nebentätigkeit. Ein Hobby halt, ein dickes Liebhaberstückel.

## Kleines Kernteam, große Autorenschaft

Das Kernteam war und ist immer klein. Neben mir meist eine studentische Hilfskraft, die als CvD oder stellvertretende Chefredakteurin fungierte, ein bis zwei weitere Hilfskräfte, die das Layout mitbesorgten, seit *Anno 17* eine Mitarbeiterin meiner Professur, Vera Katzenberger, die seit 2018 das meist dazugehörige Seminar mit mir leitet und sich auch, zusammen mit einer Hilfskraft, um Social Media kümmert. Zunächst nur auf Facebook, seit 2022 v.a. via Instagram.

Anfangs wurden gut 80 Prozent der Texte von Studierenden geschrieben. Bald kamen immer mehr Fachwissenschaftler\*innen als Gast- und teils Stammautor\*innen dazu, viele Professorinnen, Professoren und wissenschaftliche Mitarbeitende aus der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften der Uni Bamberg (deren Dekan ich von 2015 bis 2023 sein durfte), Medienexpert\*innen aus sehr vielen anderen deutschsprachigen Universitäten von Aachen bis Leipzig, von Bremen bis Salzburg, dazu Fachjournalist\*innen, Freunde, Freundinnen. Der Anteil der studentischen Beiträge sank auf rund ein Fünftel, aber immer noch ist *Anno* auch ein Lehrprojekt.

Rund 250 Leute haben Textbeiträge beigesteuert. Manche schrieben nur mal einen Beitrag – 16 haben in den zehn Nummern zehn oder mehr Texte geliefert. Sie seien namentlich genannt: Alexander Godulla und Michael Meyen (je 10 Texte), Florian Lützelberger, Hendrik Michael und Michael Unger (je 11), Pina Heistermann (12), Holger Böning, Joachim Schüler und Jürgen Wilke (je 13), Patrick Rössler (14), Ulrich Meer (15), Heinz Starkulla (19), Isabel Stanoschek (22), Vera Katzenberger (23) sowie Viktoria Sommermann (27). Und, naja, ich selbst bin Spitzenreiter mit genau 208 Beiträgen.

Inhaltlich ist *Anno* trotz aller Bemühungen um Internationalität ein, wir können's nicht leugnen, sehr deutsches Heft. Die Personen, die mindestens in den ersten sechs Jahrgängen (als ich noch ein Register führte) mit Abstand am häufigsten erwähnt wurden, sind Hitler vor Goebbels – und Goethe. Männer kommen weit öfter vor als Frauen, was selbstverständlich keine bewusste Redaktionsentscheidung ist, sondern ein Spiegel der

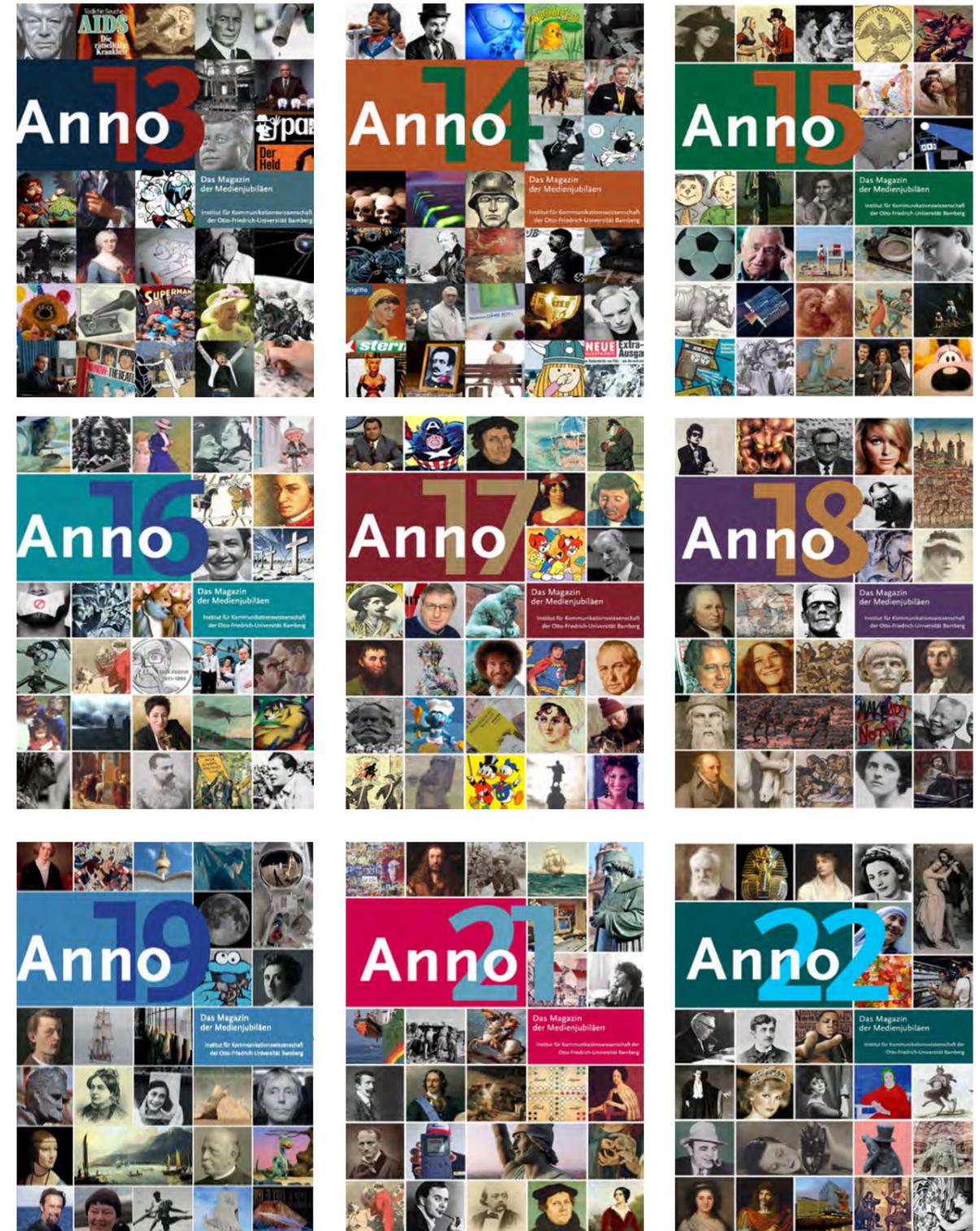
jahrhundertelangen Dominanz von Männern auch in den Medien. Warum wir uns überhaupt mit Jubiläen befassen, das ist nachzulesen in einem Essay in *Anno 17*, das wie alle Nummern auch auf unserer Website zum Download steht.

Viel Lob hat *Anno* in den vergangenen zehn Jahren erhalten, wenig Kritik erfahren – und manche kuriosen Fehler gemacht: So erhielt der erste Bundeskanzler Konrad Adenauer mal im Inhaltsverzeichnis den Vornamen Kurt verpasst und

das vermeintliche Jugendfoto eines schlanken Churchill zeigte nicht den britischen Premierminister. Es folgten freilich Leserbriefe. Ihnen, liebe Leserinnen, liebe Leser gilt überhaupt unser größter Dank für zehn Hefte Treue.

Beziehungsreich enden könnte man nun mit *ad multos Annos*. Ich will aber nicht zu viel versprechen. Im nächsten Jahr, 2024, machen wir jetzt zumindest erstmal eine Pause.

Markus Behmer





## Die verlorene Ehre der Monica Lewinsky

25 Jahre nach dem Skandal um Bill Clinton und Monica Lewinsky ist klar, dass auch im Weißen Haus Lügen kurze Beine haben. Wie Medien die Privatsphäre von öffentlichen Personen behandeln, sorgt auch ein Vierteljahrhundert nach „Monicagate“ für Diskussionen.

Selten war das Private so politisch wie am 26. Januar 1998, als US-Präsident Bill Clinton im Beisein seiner Ehefrau Hillary vor den Kameras der Pressevertreter im Weißen Haus steht. Nur eine Sache wolle er dem amerikanischen Volk sagen, so Clinton. Es geht um den Skandal, der seit wenigen Tagen die internationale Medienlandschaft vollständig eingenommen hat: um insgesamt neun sexuelle Begegnungen des damals 51 Jahre alten US-Präsidenten mit einer 24-jährigen White House-Praktikantin. Oder, wenn man Clinton fragt: um falsche Anschuldigungen.

Dass stattdessen er selbst derjenige mit der Falschaussage war („I did not have sexual relations with that woman“), bekommt Clinton bald darauf in Form eines Gerichtsprozesses zu spüren. Dabei wird DNA auf Lewinskys Kleidern eindeutig ihm zugewiesen, er als Ehebrecher und Lügner enttarnt und auf Drängen der republikanischen Kongressmehrheit ein Amtsenthebungsverfahren wegen Strafvereitelung und Meineid angestoßen. Das scheitert knapp an der Zweidrittelmehrheit der Senatoren – und Clinton bleibt seine gesamte zweite Amtszeit Präsident der USA. Was ist von einem Staatsoberhaupt zu

halten, das sexuelle Beziehungen zu einer ihm Unterstellten unterhält und öffentlich darüber lügt? Und wie geht man mit einem Präsidenten um, der trotz erwiesenen Meineids Präsident bleibt?

### Shame and survival

Über diese und andere Fragen wird seit 1998 intensiv diskutiert – und natürlich über Monica Lewinsky selbst. Über Lewinsky, die Psychologie studiert und sich über Familienkontakte ein unbezahltes Sommerpraktikum im Weißen Haus gesichert hatte. Lewinsky, die sich einer Kollegin im Weißen Haus anvertraut und noch versucht hatte, die Affäre geheim zu halten, als jene Kollegin ihre heimlich aufgezeichneten Gespräche an den kongressbeauftragten Ermittler weiterleitete. Die nationale und internationale Medienwelt ist besessen von der Story „Praktikantin verführt Präsidenten“, der Skandal scheint wie aus dem Lehrbuch. Als die Presse auch noch einen Ex-Partner von Lewinsky, ihren ehemaligen und damals ebenfalls verheirateten High School-Lehrer, in die Finger bekommt, ist der mediale Super-GAU perfekt.

Vor Gericht wird viel über Strafmaß und Verhältnismäßigkeit diskutiert. Auch in der Causa Clinton/Lewinsky lässt sich eine Bilanz aufstellen: Clinton bezahlte die Affäre mit 90.000 US-Dollar Bußgeld, dem temporären Entzug seiner Anwaltszulassung und dem für alle Ewigkeit (und in unzähligen Songtexten, siehe etwa Eminems Rap „God“) zementierten Ruf als der Präsident, der sich beim Ehebruch erwischt ließ und unter Eid darüber log. Und die Konsequenzen für Lewinsky?

Eine kaum enden wollende mediale Hexenjagd – nicht nur durch die Boulevardpresse –, jahrzehntelang anhaltende Probleme bei der Jobsuche und eine „Kultur der Erniedrigung“, wie sie es 2014 in ihrem *Vanity Fair*-Artikel mit dem Titel „Shame and Survival“ beschreiben wird. Der Skandal habe sie zur öffentlichen Zielscheibe gemacht, schrieb Lewinsky darin: für Sexismus, Hass und Bodyshaming. Tatsächlich lässt eine von der New York Historical Society durchgeführte Presseschau im Fall „Monicagate“ viele US-Medien nicht gut dastehen: Im *Wall Street Journal* war Lewinsky „eine kleine Schlampe“ („a little tart“), in der *New York Times* die „dumme übergriffige White House-Praktikantin“ („ditzy, predatory White House intern“), der Sender Fox News veranstaltete sogar eine Zuschauerumfrage über die Attraktivität Lewinskys. Noch lange bevor der Begriff „Slut Shaming“ überhaupt existierte, bekam die heute 50-Jährige die volle Wut der Öffentlichkeit zu spüren, in deren Augen Lewinskys Fehlverhalten dem Clintons um nichts nachstand.

### Medienopfer wird Medienstar

Trotzdem ging das Versteckspiel vor der Medienöffentlichkeit nicht ewig weiter. 1999 wagte Lewinsky den Schritt vor die Haustür – und lernte, die Aufmerksamkeit, die sie so lange belastete, für sich zu nutzen: Im selben Jahr erschien mit *Monica's Story* ihre Biografie, in der sie gemeinsam mit Diana Biograf Andrew Morton ihre Sicht auf die Dinge darstellte und die es schnell auf die Bestseller-Listen schaffte. Auch in den frühen 2000er Jahren blieb Lewinsky präsent, landete Werbe deals, brachte ihre eigene Handtaschenkollektion heraus und moderierte eine Dating-Show im Fernsehen.

Während der Skandal im Laufe der Zeit popkulturellen Legendenstatus erreichte, schien es ab Mitte der 2000er Jahre ruhig um Lewinsky selbst zu werden. Erst 2018 dann katapultierte ein globales Phänomen das Thema unter einem neuen Blickwinkel erneut in die Medien: Im Zuge der weltweiten MeToo-Debatte um sexualisierte Gewalt stellte Lewinsky erstmals vorsichtig die Freiwilligkeit ihrer Beziehung zu Clinton infrage, benannte die Gefahren von Autoritätsmissbrauch und thematisierte ihre Suizidgedanken im Zuge ihrer Erlebnisse mit der Medienberichterstattung, die sie bis heute prägen würden. Sie ist nicht die einzige Frau, die der Skandal nachhaltig verfolgt: Auch Hillary Clinton bekam 2015 erneut die Demütigung als betrogene Ehefrau zu spüren, als der damalige US-Präsident Donald Trump im Wahlkampf gegen die Demokratin twitterte: „If Hillary Clinton

can't satisfy her husband what makes her think she can satisfy America?“ Wenn es in der Öffentlichkeit um dieses Thema geht, gibt es keine Gewinnerinnen.

### „Praktikanten die Schuld zuzuschieben ist so 90er“

Heute hat die Medienpersönlichkeit Lewinsky mit der Geschichte, die sie berühmt machte, ein kompliziertes Verhältnis und arbeitet ihre Erfahrungen öffentlichkeitswirksam auf: In TED-Talks und Interviews klärt sie über die Gefahren von Mobbing auf, setzt sich in zahlreichen Kampagnen gegen mediale Hass ein und macht sich stark für eine neue Art von Debattenkultur. Zum Beispiel auf Twitter: Als Floridas Senator Marco Rubio 2018 einen ihm gegenüber kritischen Artikel eines *Politico*-Praktikanten öffentlich angriff, twitterte Lewinsky nicht ohne Selbstironie: „Praktikanten die Schuld zuzuschieben ist so 90er“. Eine Berichterstattung ohne „Blame Game“ und Angriffe unter der Gürtellinie ist trotz allen gesellschaftlichen Fortschritts noch nicht in allen Teilen der Medienwelt angekommen.

Auch heute zeigt der Boulevard-Dauerbrenner „Beziehungsschlammschlacht“, dass die Suche nach dem – und häufig vor allem: der – Schuldigen zentrales Story-Motiv und zuverlässiger Klickzahlen-Garant bleibt. Die Verantwortung der Medien für die Wahrung der Privatsphäre von öffentlichen Personen und die teils dramatischen Folgen für Betroffene, wenn dieser Schutz versagt – all das wird, auch in Deutschland, erst jetzt kritisch diskutiert. Und trotzdem: Würde morgen öffentlich, dass Joe Biden ein Verhältnis mit einer Praktikantin hätte – wie anders würde damit wirklich umgegangen?

Bezüglich „Monicagate“ scheint jedenfalls auch heute noch Erzählbedarf zu herrschen. Das zeigte zuletzt der erfolgreiche Sprung der Story in das True Crime-Genre: 2021 wurde der Lewinsky-Skandal als dritte Staffel der Netflix-Serie *American Crime Story* mit Clive Owen und Beanie Feldstein in den Hauptrollen neu erzählt. Im Fokus stand vor allem der Medienzirkus um die Affäre, die Staffel war für einen Golden Globe nominiert. Weder Bill noch Hillary Clinton haben die Serie jemals öffentlich kommentiert. Monica Lewinsky, Co-Produzentin der Staffel, bewarb sie auf Twitter. *Julia Gürster*

Bildquelle: <https://clinton.presidentiallibraries.us/items/show/47839>, Wikimedia Commons

## „Désarmer les marchés“

Sie gehören zu den bekanntesten Globalisierungskritikern weltweit, ihr Ziel ist es, die Märkte zu entwaffnen. Doch ist weitgehend unbekannt, was sich hinter dem Akronym Attac verbirgt.

Im Dezember 2023 wird die Organisation der „Attacies“, wie die Aktiven bei Attac sich nennen, 25 Jahre alt. Geboren wurde sie eher durch einen Zufall. Ignacio Ramonet, Chefredakteur der Zeitung *Le Monde diplomatique*, schreibt im Dezember 1997 den Artikel „Désarmer les marchés“ (dt. Die Märkte entwaffnen), in dem er sich kritisch mit der „mondialisation du capital financier“, der Globalisierung des Finanzkapitals auseinandersetzt und ihr vorwirft, sie „elle contourne et rabaisse les nations et leurs Etats“, sie umgehe Nationen und ihre Staaten und setze sie herab, untergrabe damit die Demokratie und höhle sie aus.

Worauf er dabei zielt, sind Machtzentren, die sich der Kontrolle durch Bürgerinnen und Bürger und gesellschaftlicher

Beteiligung insgesamt entziehen, darunter der Internationale Währungsfonds, die Weltbank, die Organisation für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) und die Welthandelsorganisation (WTO). Es könne nicht sein, dass diese ein globales Netz gesponnen haben, das außerhalb demokratischer Kontrollmechanismen liege. Als Abschreckung und als Lösung schlägt er folgenden Dreiklang vor: „suppression des ‚paradis fiscaux‘“ (Abschaffung der Steuerparadiese); „augmentation de la fiscalité des revenus du capital“ (höhere Besteuerung von Kapitaleinkünften) und „taxation des transactions financières“ (Besteuerung von Finanztransaktionen).

Neu ist seine Idee nicht, exemplarisch führt er dafür die „Tobin-Steuer“ ins Feld, benannt nach dem Ökonomen James Tobin, der 1972 unter dem Eindruck von Spekulationen auf Währungsschwankungen und einer wachsenden Volatilität der Wechselkurse eine einprozentige Finanztransaktionssteuer auf internationale Devisengeschäfte vorschlug. Ramonet greift diese Idee auf stellt die Frage, die zum entscheidenden Moment werden soll: „Pourquoi ne pas créer, à l'échelle planétaire, l'organisation non gouvernementale Action pour une taxe Tobin d'aide aux citoyens (Attac)“ – Warum nicht eine globale regierungsunabhängige Organisation „Aktion für eine Tobin-Steuer als Bürgerhilfe“ gründen?

Aus dieser Idee und dem damit verbundenen Akronym erwachsen in der Folge eine globale Bewegung und ein weltweites Netz von Attac-Gruppen ohne übergeordnete internationale Organisationsstruktur, sondern in Form eines losen Netzwerks u.a. in Südamerika, Afrika, Asien, Nordamerika ohne USA. Attac Deutschland zählt etwa 26.500 Mitglieder. Was alle diese Organisationen bei unterschiedlichen Schwerpunkten eint: Sie mobilisieren, sie informieren und sie gehen auf die Straße – und sehen sich in der Kontrollfunktion neoliberal dominierter und gegen das Gemeinwohl agierender Konzerne. Dazu thematisieren sie Fragen wirtschaftlicher Macht und gerechter Verteilung von Ressourcen, bilden und informieren zu Themen wie Nord-Süd-Differenz



Attac bietet am 8. Mai 2023 Christian Lindner „Steuerberatung“. Foto: Lidija Delovska, www.attac.de

und Entwicklung, Umweltschutz und Nachhaltigkeit, demokratische Grundprinzipien sowie Frieden, Völkerverständigung, Solidarität und weltweite Gerechtigkeit.

Mit einer globalen oder mindestens internationalen Finanztransaktionssteuer bis heute in weiter Ferne, machen Attac in Deutschland jedoch nicht nur (Groß-)Konzerne, sondern auch das Finanzamt das Leben schwer. 2014 entzieht es Attac Deutschland die Gemeinnützigkeit wegen seiner politischen Kampagnen, sie hätten es an „politischer Offenheit“ fehlen lassen.

Dies erschwert ihre Arbeit maßgeblich, denn gemeinnützige Vereine profitieren u.a. von Steuererleichterungen und Spenden können steuersenkend geltend gemacht werden. Nach

sieben Jahren juristischer Verhandlung ist der Rechtsweg inzwischen erschöpft und die Attacies hoffen nun auf den Koalitionsvertrag, der die notwendigen Gesetzesänderungen auf den Weg bringen will. Doch bis dahin kümmern sie sich weiter um die Belange der Menschen. Für den Moment ist das die Forderung nach der Vergesellschaftung der Energiekonzerne, denn so könne der Umstieg von fossilen auf erneuerbare Energien beschleunigt werden, getreu einem ihrer Ziele: Warme Hütten, kalte Paläste!

Kinza Khan

Dr. Kinza Khan ist Dozentin für Medien, Journalismus und politische Kommunikation an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing.

## „Bruder Nummer Eins“? Massenmörder!

Pol Pot wurde vom Befreiungskämpfer zum Despoten und wieder zum Partisan.

*The Killing Fields* – ein Spielfilm war es, 1984 mit drei Oscars prämiert, der die Grausamkeit dessen, was zwischen 1974 und 1978 in Kambodscha geschehen war, erst einer weltweiten Öffentlichkeit intensiv zu Bewusstsein brachte: Bis zu ein Viertel der Acht-Millionen-Bevölkerung des südostasiatischen Staats war ums Leben gekommen, wohl über hunderttausend Menschen waren in Lagern systematisch ermordet worden, viel mehr noch verhungert oder an Entkräftung und Krankheiten ohne hinreichende medizinische Versorgung gestorben.

Als „Steinzeit-Kommunismus“ wurde das mörderische System charakterisiert, das die Roten Khmer unter Pol Pot, dem „Bruder Nr. 1“ oder „Onkel Sekretär“, hier etabliert hatten. War er anfangs ein Idealist? Oder schlicht ein Irrer? Jedenfalls ein Ideologe, der, zur Macht gekommen, völlig schrankenlos agierte und eines der absurdesten Kapitel federführend mitschrieb im Wahnwitz der Kriege, die die Region von Korea über Vietnam bis Kambodscha in den 50er bis mindestens Ende der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts erschütterten, verwüsteten, zerstörten.

Als Saloth Sar wurde er 1925 – nach anderen Quellen 1928 – in eine relativ vermögende, gut vernetzte Familie hineingeboren. Um 1950 konnte er in Paris studieren, absolvierte aber keine Prüfungen, entdeckte vielmehr die Politik für sich. Er wurde Mitglied der französischen kommunistischen Partei, dann, 1953 zurück in Phnom Penh, der KP Indochinas, baute, in den 1960er Jahren meist in Vietnam und fast immer im Untergrund lebend, fasziniert von Maos Kulturrevolution in China, eine eigenständige Partei für Kambodscha auf, die (späteren) Roten Khmer. Als die USA um 1970 ihr Flächenbombardement Vietnams immer mehr auch auf Kambodscha ausdehnten, hatte die Untergrundtruppe um Sar, der sich nun (nicht übersetzbar) Pol Pot nannte, immer mehr Zulauf. Ein

Bürgerkrieg hob an, ein Krieg auch gegen die US-Truppen, aus dem die Roten Khmer beziehungsweise die „Nationale Befreiungsfront“ unter Pols Führung zunächst als Sieger hervorging. Im April 1975 zog sie in die Hauptstadt ein – und deportierte fast die gesamte Bevölkerung, hunderttausende Menschen, aufs Land. Die Intelligenzija sollte vernichtet, der „neue Mensch“ geschaffen werden, ein reiner Agrarstaat entstehen. Mit verheerenden Folgen! Auch viele einstige Anhänger und enge Gefolgsleute ließ Pol Pot, nun Ministerpräsident des (vorgeliebig) „Demokratischen Kampuchea“, teils nach Schauprozessen, ermorden. Und er führte weiter Krieg, nun gegen Vietnam. Und gegen die eigene Bevölkerung.

### Der Diktator wird gestürzt - und zum Guerrillero

Fast vier Jahre währte der Wahnsinn. Um die Jahreswende 1978/79 rückten vietnamesische und kambodschanische Anti-Pol-Pot Verbände schließlich in Phnom Penh ein. Der Diktator und etwa 100.000 seiner Anhänger setzten sich in den Norden ab, in die Grenzregion zu Thailand, von wo aus sie noch fast zwei Jahrzehnte lang immer wieder mit immer weniger Unterstützung Guerillaaktionen durchführten. 1997 wurde Pol Pot schließlich von seinen eigenen Leuten unter Hausarrest gestellt. Als er endlich verhaftet und wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht gestellt werden sollte, nahm er sich am 15. April 1998 mutmaßlich selbst das Leben.

Nicht um ihn, Pol Pot, geht es in *The Killing Fields*, sondern um zwei Journalisten, den Reporter der *New York Times* Sidney Schanberg und seinen kambodschanischen Begleiter und Fotografen Dith Pran, der unter den Roten Khmer jahrelang Frondienste leisten musste, in Lagern gequält wurde und etwa 50 Familienangehörige verlor. Nicht der Täter steht im Mittelpunkt des Films, sondern ein Opfer. Gut so. Markus Behmer

# Ein schreckliches (Miss)verständnis

Nach Martin Walsers Dankesrede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels entbrannte in den Feuilletons eine Debatte über Erinnerungskultur – in einer Zeit, da die „richtige“ Form des Gedenkens an den Holocaust ohnehin kontrovers diskutiert wurde.\*

Es ist nicht ganz ungewöhnlich, dass prominente Politiker:innen oder Stars nach einer missglückten Aussage in die Kritik geraten und dann öffentlich erklären, es sei alles nicht so gemeint gewesen. Aufregung und Empörung sind in der Regel groß, aber auch rasch wieder vergessen. Dass aber ein angesehener, für seine Sprachgewalt mehrfach ausgezeichnete Schriftsteller, der zur intellektuellen Elite des Landes zählt, noch knapp 19 Jahre später eine Aussage öffentlich – sagen wir – richtigstellt, ist bemerkenswert. Es lohnt sich, die Geschichte dazu von Beginn an genau zu betrachten – auch 25 Jahre später noch. Am 11. Oktober 1998 erhielt Martin Walser, vielbeachteter, kontrovers diskutierter Schriftsteller mit politischer Haltung und gehörter Stimme, in der Frankfurter Paulskirche den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. In der Begründung der Jury hieß es: Martin Walsers erzählerische und essayistische Kunst habe „den Deutschen das eigene Land und der Welt Deutschland erklärt und wieder nahegebracht.“ Besonders hob die Jury Walsers Aufbegehren gegen die deutsche Teilung hervor. Frank Schirmacher, damals Mitherausgeber der FAZ, hielt die Laudatio. Der Rahmen war, wie bei diesem Anlass üblich, feierlich. Die Elite des Landes, Politiker:innen, Entscheider:innen, Publizist:innen und Intellektuelle waren versammelt.

## Sonntagsredenerfahrungen

In seiner Dankesrede, mit der Überschrift „Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“ setzte Walser sich in großen Teilen damit auseinander, wie Deutschland und die Deutschen mit ihrer Geschichte umgehen, und übte Kritik an der vorherrschenden Erinnerungskultur: Er sprach von „Dauerpräsentation unserer Schande“ in den Medien, von der er sich abwende. Er glaube, „daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessendürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung.“ Auschwitz eigne sich nicht dafür, „Drohoutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung. Was durch Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität des Lippengebets.“ Das damals in den Planungen befindliche Holocaust-Mahnmal in Berlin nannte Walser die „Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande.“

\* Der Text wurde vor dem 28. Juli 2023 finalisiert, an dem Martin Walser starb..

Walser erhielt für seine Rede, die natürlich deutlich mehr Inhalt und Tiefe enthielt als die zitierten Passagen, stehende Ovationen. Im Publikum in der ersten Reihe saßen der damalige Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis und seine Frau Ida. Beide verwehrten dem Redner den Applaus und erhoben sich nicht. Bubis war empört und warf Walser öffentlich vor, mit seiner Rede „geistige Brandstiftung“ betrieben zu haben und für eine Kultur des „Wegschauens und Wegdenkens“ zu werben. Walser wies die Kritik von sich.

Der Streit eskalierte, nachdem Bubis die Anschuldigungen in seiner Rede anlässlich des Gedenkens an die Novemberpogrome am 9. November 1998 in Berlin wiederholte und Walser sich Ende November ebenfalls öffentlich dazu äußerte. Daraufhin bezichtigte Bubis Walser des „latenten Antisemitismus“. Ein Dialog zwischen den beiden auf Augenhöhe schien unmöglich geworden zu sein.

Zugleich entbrannte in den Feuilletons der deutschsprachigen Qualitätsblätter ein heftiger Streit über den angemessenen Umgang mit der deutschen Vergangenheit, über das *Wie* und *Wieviel* des Erinnerns und darüber, ob Walser nun missverstanden worden sei oder nicht. Intellektuelle wie Walter Jens, Jan Philipp Reemtsma, Hans-Magnus Enzensberger, Lea Rosh meldeten sich zu Wort, bisweilen war von einem neuen „Historikerstreit“ die Rede. Die Redaktionen erhielten eine Flut von Leserbriefen. Klaus von Dohnanyi verteidigte Walser und warf Bubis Intoleranz vor. Einen Briefwechsel zwischen Bubis und von Dohnanyi dokumentierte die FAZ in ihrem Feuilleton.

Die Debatte heizte sich derart auf, dass Altbundespräsident Richard von Weizsäcker in einem Gastbeitrag in der FAZ schrieb: „[Der] Streit um Mißverständnis unter ihnen droht außer Kontrolle zu geraten und Wirkungen zu entfalten, die niemand wollen kann. Junge Menschen bei uns, um die es doch geht, begreifen es nicht. Im Ausland häufen sich besorgte Fragen. So darf es nicht weitergehen.“

Schließlich lud Frank Schirmacher Bubis und Walser Mitte Dezember 1998 zu einer Aussprache in den Räumen der FAZ ein. Das Feuilleton der Zeitung dokumentierte das Gespräch. Bubis nahm den Vorwurf der „geistigen Brandstiftung“ zurück und die beiden legten den Streit bei. Zu einer vollständigen Beruhigung der aufgeheizten Gemüter kam es aber zunächst nicht. In den Archiven der Zeitungen finden sich bis in das Folgejahr Beiträge zur Debatte und Dossiers erinnerten noch zwanzig Jahre später daran.

Was aber ist so besonders an dieser Kontroverse? Werden dergleichen nicht immer wieder geführt? Ja und nein. Natürlich lebt eine demokratische Gesellschaft von öffentlich

ausgetragenen Diskursen – die digitale Medienwelt bietet dafür inzwischen ganz andere Foren und Formen als noch vor 25 Jahren. Dennoch ist die Walser-Bubis-Debatte aus mehreren Gründen beachtlich.

Zunächst wegen der Protagonisten: Martin Walser sprach öffentlich, persönlich und politisch in seiner Rolle als Schriftsteller. Er benutzt die Sprache in einer Virtuosität wie wenige andere, er gilt als Meister der Sprachkunst. Walser muss sich also der Wirkung seiner Worte bewusst gewesen sein. Seine Rede war mit Bedacht komponiert und provokant.

Die Provokation hörte, auch das wusste Walser, Ignatz Bubis. Dieser hatte den Holocaust überlebt; seinen Vater und zwei seiner Geschwister hatten die Nazis ermordet. Trotzdem galt er stets als Brückenbauer zwischen Juden und nicht-jüdischen Deutschen, war gefragter Gesprächspartner in Politik, Kultur und Medien. Walser und Bubis waren gleich alt, aber sie standen auf unterschiedlichen Seiten der deutschen Geschichte. „Die Erinnerung schmerzt: den, der das Leid seiner Vorfahren nicht mehr lindern kann, aber auch den, der die Taten seiner Vorfahren nicht mehr ungeschehen machen kann. Doch

ist der Schmerz des einen nicht der Schmerz des anderen – so wenig wie es die Erinnerung ist“, schrieb Ulrich Raulff einen Monat nach der Rede in der FAZ.

## Denkmaldebatte und Goldhagen-Diskurs

Neben den charismatischen Personen spielte der Zeitpunkt eine Rolle für das große Medienecho: Wenige Wochen nach der Rede jährt sich die Novemberpogrome 1938 zum 60. Mal. Der Öffentlichkeit wurde bewusst, dass man das Gedenken an die Verbrechen der Nazis bald nicht mehr mit Zeitzeugen würde begehen können. Zugleich debattierte die gesamte Republik über das geplante Holocaust-Mahnmal in Berlin (die Hauptstadt war im Begriff umzuziehen) und das angemessene Gedenken an die Opfer des Nazi-Terrors. Außerdem war die Debatte über das umstrittene Buch von Daniel Goldhagen

*Hitlers willige Vollstrecker* noch präsent. 1996 hatte der amerikanische Soziologe und Politikwissenschaftler die These vertreten, der Holocaust sei in Deutschland und nur in Deutschland möglich gewesen, weil Hitlers Vernichtungsplan in der deutschen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden, sprich vernichtenden, verbreiteten Antisemitismus stieß. Die Täter seien ganz normale, aber willige Deutsche gewesen. Es gab also sicher eine Empfänglichkeit und vielleicht sogar eine besondere Empfindlichkeit für das Thema.

Womit der dritte Faktor genannt wäre: das von Walser provokant formulierte Thema. Die Infragestellung der Erinnerungskultur (nicht der Erinnerung selbst) an den Holocaust rührte an die Identität der deutschen Öffentlichkeit.

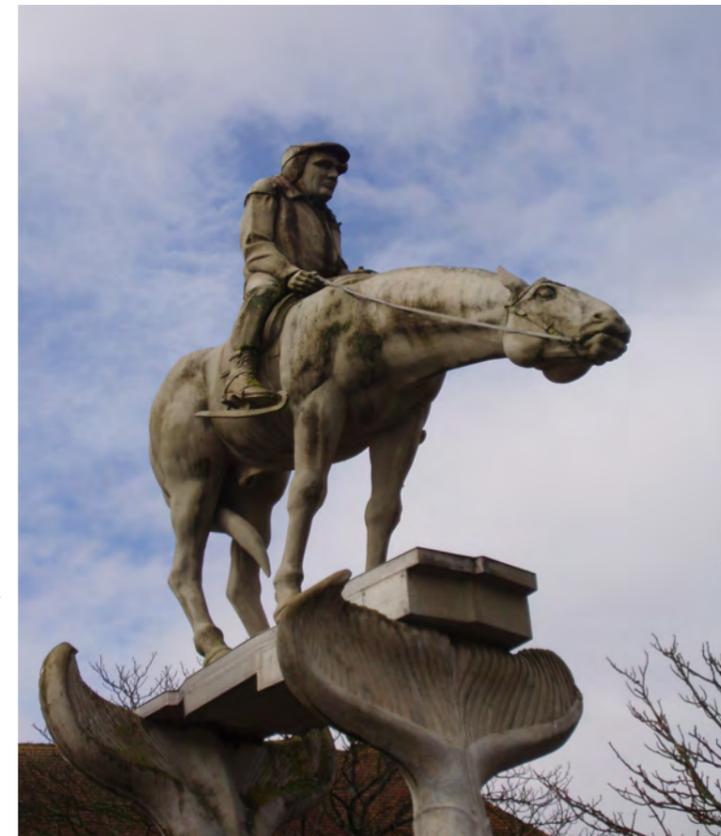
Mitten im Leben und in den entscheidenden Positionen war damals die Generation derer, die der Kriegsgeneration Antworten und eine Auseinandersetzung mit den Gräueltaten abgerungen hatten. Diese Generation aber hatte zugleich die Folgen des Traumas ihrer Eltern hautnah erleben können. Das Thema ging also jeden etwas an – ganz persönlich.

So lässt sich auch die persönliche Verletzung der beiden Protagonisten

erklären und verstehen. Fast 20 Jahre nach seiner Rede und 18 Jahre nach dem Tod Ignatz Bubis‘ schrieb Walser anlässlich seines 90. Geburtstags in *Spiegel Biografie* folgenden Nachtrag: „[...] Wenn ich in der Paulskirche von der Instrumentalisierung des Holocaust sprach, hätte ich die Namen, die ich meinte, nennen müssen. Günter Grass und Walter Jens unter anderen, die gesagt und geschrieben haben, die Teilung Deutschlands sei eine Strafe für unsere Verbrechen in Auschwitz. Ignatz Bubis und andere glaubten, ich hätte die Vertretung jüdischer Belange gemeint. Das ist ein schreckliches Missverständnis!!!“

Annika Franzetti

Annika Franzetti ist Lehrkraft für besondere Aufgaben im Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Redakteurin der Zeitschrift *Communicatio Socialis*.



Mit seiner Friedenspreisrede begab sich Martin Walser 1998 buchstäblich auf dünnes Eis - in der Skulptur „Der Bodenseereiter“ wurde dies 1999 von Peter Lenk satirisch ins Bild gesetzt. Foto: Xocolatl, Wikimedia Commons

## Das Ende des Terror-„Projekts“

„Die Stadtguerilla in Form der RAF ist nun Geschichte“ – fast lapidar beginnt ein achtseitiges Schreiben, in dem die letzten Angehörigen der einstigen „Baader-Meinhof-Gruppe“ vor 25 Jahren das Ende des Terrorkampfes gegen den Staat anzeigten.

„Protest ist, wenn ich sage, das und das passt mir nicht. Widerstand ist, wenn ich dafür Sorge, dass das, was mir nicht passt, nicht länger geschieht“ – so formuliert Ulrike Meinhof 1968 ihre Vorstellung von Gewalt und Widerstand. Mit dieser Überzeugung nicht allein, gründet sich im Frühjahr 1970 die Rote Armee Fraktion (RAF) rund um Andreas Baader, Gudrun Enslin und Meinhof. Das Ziel der selbsternannten Stadtguerilla ist simpel: Das politische System durch eine kleine Gruppe verändern, wenn es sein muss auch mit Gewalt. Den Höhepunkt ihrer Ausschreitungen stellt die Entführung und spätere Ermordung des Wirtschaftsfunktionärs Hanns-Martin Schleyer 1977 dar. Ihre Skrupellosigkeit zieht sich durch ihr Bestehen wie ein roter Faden. Nach drei Generationen ist die RAF für 26 Anschläge mit schwerwiegenden Folgen und 34 Morde verantwortlich.

Papier raschelt, es riecht nach Kaffee und im Hintergrund hört man leichtes Gemurmel. Es ist ein ganz

normaler Tag in der Nachrichtenagentur Reuters in Köln, als am 20. April 1998 ein achtseitiges Schreiben eingeht. Der Inhalt lässt aufhorchen: Mit den Worten „Heute beenden wir dieses Projekt“, kündigt die Rote Armee Fraktion nach 28 Jahren Terror ihr Ende an. Die Verfasser bleiben unbekannt, Ermittler schätzen das Papier jedoch als authentisch ein. Wo die Leser auf Seite eins noch auf tiefgreifende Entschuldigungen hoffen, ist der Groschen auf Seite acht bereits gefallen. Denn ganz ablegen kann die RAF ihre ideologischen Überzeugungen nicht.

**„Die Revolution sagt: ich war, ich bin, ich werde sein“**

Vereinzelt ist die immer noch beständige Starrheit deutlich erkennbar. Das gesamte Auftreten präsentiert die eigene

Unentschlossenheit: Die Niederlage mit Würde zu akzeptieren und trotzdem noch einmal tief mit dem Finger in die Wunde drücken. Zwischen löblichen Worten über das eigene Durchhaltevermögen fallen die meisten Eingeständnisse daher nur taktisch aus.

### Kein Einsehen, keine Reue

Manches wäre zwar anders gestaltbar gewesen, trotz eingeräumter Fehler sei die Überzeugung aber die richtige. Ihrer Auffassung nach, hat die RAF in Deutschland die Gesellschaft verändert, „nach dem Nazi-Faschismus mit diesen deutschen Traditionen gebrochen und ihnen jegliche Zustimmung entzogen.“. Hier geht niemand im Büßerhemd, stattdessen wird die eigene Ideologie bis zum Ende auf Händen getragen. In überzeugtem Ton wird erklärt: Die RAF sei „im Gang der Geschichte unkorruptierbar“ geblieben. Von Aussteigern, „Verrätern“, aber auch

eigenen Opfern ist in keinem Abschnitt die Rede, Grund für den Terror und die Toten sei das bestehende ökonomische System.

Mit einem letzten verbalen Anschlag verlässt die RAF die Öffentlichkeit – nach 28 Jahren begräbt sie endlich ihren Terror. Ganz am Schluss der Auflösungserklärung werden die Verfasserinnen und Verfasser pathetisch und zitieren – Tote können sich nicht wehren – Rosa Luxemburg, ohne sie zu nennen: „Die Revolution sagt: ich war, ich bin, ich werde sein.“

Laura Jungwirth

Logo der Roten Armee Fraktion  
Quelle: Wikimedia Commons



## Das Unglücksrad

Gummi-gefederte Reifen sollen das Dröhnen und Scheppern während der Zugfahrt abmildern. Die katastrophalen Folgen dieses Komforts werden 1998 bei dem Zugunglück in Eschede deutlich.

Es ist der 3. Juni, ein Mittwoch, morgens kurz vor 11 Uhr. Bei einer Geschwindigkeit von knapp 200 Stundenkilometern bricht im ICE 884 auf der Fahrt von München nach Hamburg ein Radreifen; noch fünf Kilometer bleibt der Zug im Gleis. Kurz vor Eschede hören die Fahrgäste einen lauten Schlag. Knapp 200 Meter vor dem Bahnhof rund 60 Kilometer nordöstlich von Hannover reißt der verbogene Radreifen einen Teil einer Weiche von den Schwellen. Der Wagen hebt sich aus den Gleisen. Beim Übergang der nächsten Weiche stellen sich die entgleisten Räder um und die hinteren Räder des Waggons 3 werden auf ein Nebengleis geleitet. Der Wagen kracht gegen die Pfeiler einer Brücke und bringt diese zum Einsturz. 101 Fahrgäste sind sofort tot, 70 werden schwer verletzt. Die Bergungsarbeiten dauern eine Woche an. Nach genaueren Untersuchungen steht die Unfallursache fest: Der eine gebrochene Radreifen. Kleines Teil, riesen Wirkung. Drei Ingenieure werden angeklagt, doch vier Jahre nach der Katastrophe freigesprochen.

Die Auswirkungen der Eschede-Katastrophe für die Deutsche Bahn waren, wie der Name schon verrät, katastrophal. Sowohl national als auch international wurde intensiv über das Ereignis berichtet. Die negativen Schlagzeilen führten zu Chaos und Pleiten bei der Bahn. Das Unglück wurde vom *Spiegel* als die „deutsche Titanic“ betitelt. Ein Jahr nach dem Unfall wird im ZDF zum Jahrestag *Die Todesfahrt von ICE 884* ausgestrahlt. Die Dokumentation von Mona Botros mit 3D-Rekonstruktion des Unfalls wurde sogar für den deutschen Filmpreis nominiert. Auch Musiker widmen Zeilen ihrer Lieder dem ICE-Unfall. Die Fantastischen Vier erwähnten in ihrem Song „MfG – Mit freundlichen Grüßen“ das Unglück: „KMH, ICE und Eschede / PVC, FCKW – is nich OK“.

Die Berliner Gothik-Rockband Silberschauer widmete den Song „Eschede“ den Opfern der Katastrophe. Sie äußert

starke Kritik an der Entscheidung der deutschen Bahnindustrie, gummigefederte Radreifen einzusetzen, da diese Variante zwar günstiger ist, jedoch technisch zweifelhaft.

Husch, husch, husch – wir fahren schnell,  
fahren über Eschede.  
Keiner weiß, wie schnell wir fahren  
in unserer weißen Todesbahn.  
Über Gleise fegen wir.  
Die Frage, überleben wir?  
Kommt, steigt ein, und fährt mit  
im Gleichschritt!



Foto: Sophie Anna Martorell Naßl

benden. *Die ICE-Katastrophe von Eschede* von Edwald Hüls und Hans-Jörg Oestern beginnt schon im Vorwort mit: „Das ICE-Unglück gleicht in seiner Wirkung auf die Öffentlichkeit dem Untergang der Titanic.“ Das Buch beschäftigt sich mit Fakten, Einsatzverlauf, Erfahrungen und Analysen zur Bewältigung der Katastrophe.

Die damalige Berichterstattung zog sich in den Nachrichtensendungen wochenlang. Eine ausführliche Reportage vor Ort erzeugte Aufmerksamkeit und Öffentlichkeit. Durch die Fernsehbilder entstand eine bundesweite Solidaritätswelle und die Helfer vor Ort erhielten mehr Unterstützung. Das Schmerzensgeld, welches die Hinterbliebenen der Opfer erhalten haben, sei eine Beleidigung. 30.000 Mark (rund 15.000 Euro) haben diese als Entschädigung erhalten. Auch 25 Jahre nach dem Desaster bleibt diese Zugkatastrophe unvergessen und löst noch heute Mitgefühl, Trauer und teils Wut aus.

Nisa Bajric

# Theorie als Passion

Vor 25 Jahren starb der Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann, dessen systemtheoretischer Blick auf die Gesellschaft bis heute Wissenschaft und Praxis inspiriert. Auch der Kommunikationswissenschaft gab er viele Impulse.

Als Angela Titzrath 2020 zur „Managerin des Jahres“ gekürt wurde, erwähnte die Vorstandsvorsitzende der Hamburger Hafen und Logistik AG (HHLA), ein Unternehmen, das mit 6.400 Mitarbeitenden rund 1,6 Milliarden Euro umsetzt, dass sie bei der Organisation des Konzerns auf Erkenntnisse von Niklas Luhmann zurückgreift. Auch die systemische (Familien)-Therapie und -Beratung basieren zu einem guten Teil auf den Überlegungen des Bielefelder Soziologen, der am 8. Dezember 1927 in Lüneburg geboren wurde und vor 25 Jahren, am 6. November 1998, in seinem Wohnort Oerlinghausen bei Bielefeld starb. Was macht die Gesellschaft aus? Wie funktioniert sie? Was hält sie zusammen und wie lässt sich ihr steter Wandel fassen? Niklas Luhmann hatte sich nicht gerade die Beantwortung einfacher Fragen vorgenommen, als er nach rechtswissenschaftlichen Studien, nach einem Aufenthalt an der Harvard University (dort traf er den ab den 1960er Jahren sehr einflussreichen Soziologen Talcott Parsons), über die Sozialforschungsstelle der Uni-

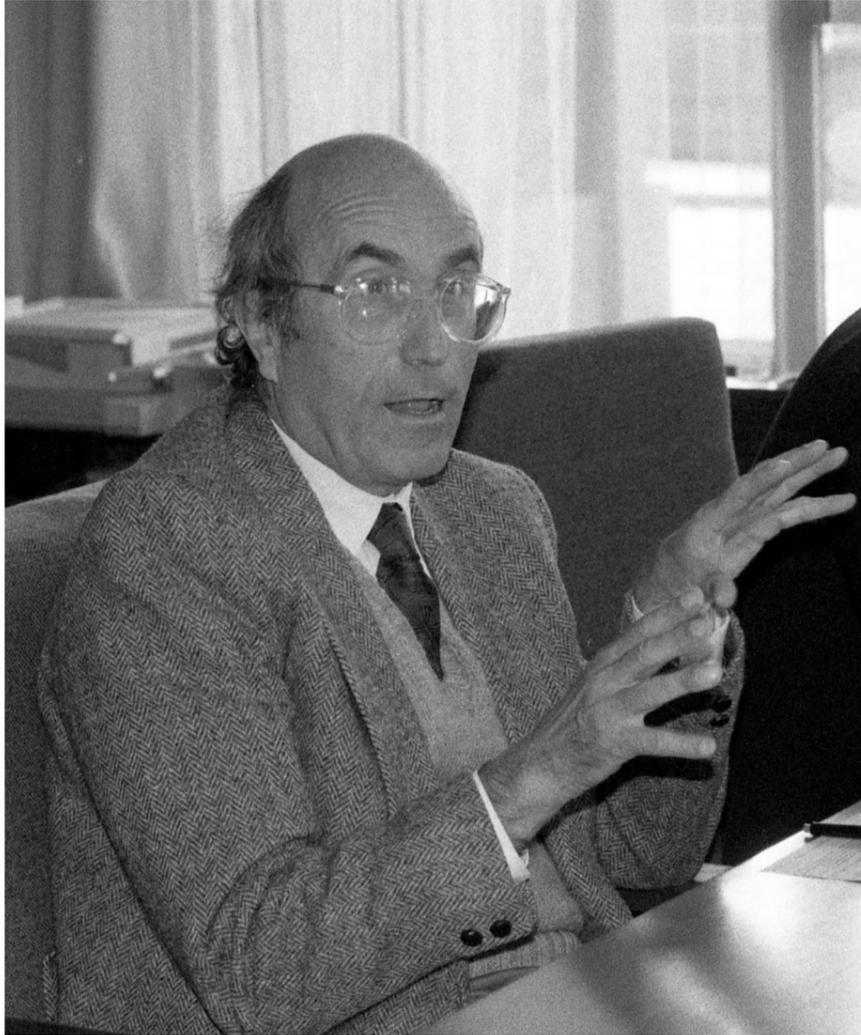


Bild: Universitätsarchiv St.Gallen HSGH 022000941 CC-BY-SA 4.0

versität Münster 1968 eine Professur für Soziologie an der Universität Bielefeld antritt – eine Stelle, die er bis zu seiner Emeritierung 1993 innehat. Dass dieser Wissenschaftler ein besonders kluger Kopf ist, zeigte sich schon 1966. In diesem Jahr erreichte Luhmann gleich zwei akademische Qualifikationen: Er wurde in Münster promoviert und habilitiert. Ein Jahr später begann das Forschungsprojekt, das ihn seine gesamte wissenschaftliche Laufbahn beschäftigen wird. Seine Antrittsvorlesung 1967 trug den programmatischen Titel „Soziologische Aufklärung“ und eröffnet eine lebenslange Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Komplexität.

Der Bielefelder Soziologe (er lehnte zahlreiche Rufe an andere Hochschulen ab) veröffentlichte ein sehr beeindruckendes wissenschaftliches Werk, das weite Aufmerksamkeit über die Soziologie hinaus erfährt. Wirtschaftswissenschaften und

Literaturwissenschaften, Theologie und Pädagogik, Sportwissenschaft und Politikwissenschaft und nicht zuletzt die Kommunikationswissenschaft verdanken der von Luhmann ausgearbeiteten Systemtheorie wichtige Impulse.

Wer heute etwa zu Vertrauen forscht und publiziert, sei es in Europa, in Nord- oder Südamerika oder in Asien, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch auf Gedanken des Soziologen aus Ostwestfalen zurückgreifen oder sich auf Autoren berufen, die dies getan haben.

Niklas Luhmann ist ein sehr genauer Beobachter der Gesellschaft. Ihn interessiert dabei besonders, wie es in einer sehr differenzierten Gesellschaft gelingt, die Vielfalt und das Nebeneinander zu managen und Komplexität soweit zu reduzieren, dass die Evolution weitergeht. Seine Systemtheorie ist zugleich Gesellschafts-, Evolutions- und Differenzierungstheorie.

Ihre Anschlussfähigkeit in vielen wissenschaftlichen Disziplinen und in vielen Bereichen der gesellschaftlichen Praxis ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass Luhmanns Theoriewerk Erklärungen anbietet, wie die Gesellschaft als Ganzes und ihre Teilbereiche wie Politik, Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion und Journalismus zusammenhängen und operieren. Das Ganze der Gesellschaft wird dabei nicht als Summe ihrer einzelnen Teilbereiche oder Subsysteme gesehen, sondern die Gesellschaft konstituiert und reproduziert sich durch die Differenz von System und Umwelt. Jeder Teil der Gesellschaft entwirft dabei eine eigene Vorstellung des Ganzen, wodurch die Welt aus der Perspektive des Journalismus beispielsweise ganz anders aussieht als von einem Beobachterstandpunkt in der Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft.

Mit wachem Blick und scharfer Beobachtungsgabe hat der Gesellschaftswissenschaftler immer wieder aktuelle Themen aufgegriffen; er reflektierte über Risiken und fragte, lange bevor die Klimadiskussion eine breite Öffentlichkeit erreichte, im 1986 veröffentlichten Werk *Ökologische Kommunikation*, wie sich „die moderne Gesellschaft auf ökologische Gefährdungen einstellen kann“ (so der Untertitel). In *Liebe als Passion* – das Luhmann-Archiv weist Übersetzungen in 15 Sprachen auf – zeichnet er nach, wie sich intime Verhältnisse über verschiedene Phasen gesellschaftlicher Differenzierung verändert haben. Auch in praktischen Fragen wusste sich der Wissenschaftler zu helfen: Als sein Etat für Portokosten erschöpft war, ließ er Briefe an wichtige Adressaten von seiner Sekretärin vorlesen, weil der Telefonetat dies noch hergab.

## Die Theorie von der Realität der Massenmedien

In den 1990er Jahren löste die Systemtheorie Luhmanns auch in der deutschen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft erhebliche Resonanz aus. Während die eher mikroorientierten Forschungen etwa zu Wirkungen und Mustern von Medieninhalten kaum an systemtheoretischem Denken anknüpften, boten Luhmanns Gedanken zu Systemen und Teilsystemen viele Anregungen für diejenigen Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die sich für die Rolle von Medien in der Gesellschaft interessierten, die gesellschaftliche Funktion und die Leistungen von Journalismus beschrieben und Bezüge zwischen Journalismus und anderen Systemen wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft oder Sport in den Blick nahmen. Schon vor fast 50 Jahren, 1975, hatte sich Niklas Luhmann in einem Aufsatz mit *Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien* befasst. Massenmedien wie Tageszeitungen, Radio und Fernsehen sind für ihn „Verbreitungsmedien“, die zur Integration und Kommunikation der Weltgesellschaft beitragen. 20 Jahre später erschien *Die Realität der Massenmedien*. Den Vortrag, der diesem schmalen Band zugrunde liegt, konnte man sich bereits einige Jahre zuvor als Typoskript in Luhmanns Sekretariat in der Fakultät für Soziologie der Uni Bielefeld abholen. Um die Mitte der 1990er

Jahre waren in der Kommunikationswissenschaft die ersten Bücher erschienen, die Publizistik und Journalismus mit dem von Luhmann entwickelten Theoriebesteck als Systeme konfigurierten. Der von Luhmann in seinem Buch über die Massenmedien formulierte Satz „Was wir über die Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien“ dürfte zu den meistzitierten Aussagen in Diplom- und Magisterarbeiten in der Journalismusforschung und Kommunikationswissenschaft gehören – und diese Sentenz des Gesellschaftswissenschaftlers findet sich bis heute zu Beginn zahlreicher Vorträge, die die Rolle von Medien beleuchten.

Niklas Luhmanns Vorstellung von einer als System funktionierenden Gesellschaft wird bisweilen als Sozialtechnologie kritisiert. Manche Beobachtung wie zum Beispiel die von ihm konstatierte Entwicklungslinie von einer segmentierten über eine stratifizierte zu einer funktional differenzierten Gesellschaft könnte vielleicht empirisch besser unterfüttert werden. Aktuelle Beschreibungen, die eine *Gesellschaft der Singularitäten* (Andreas Reckwitz), eine *Abstiegsgesellschaft* (Oliver Nachtwey) konstatieren, arbeiten mit vielen empirischen (meist quantitativen) Evidenzen; andere Konzepte wie *Die Entscheidungsgesellschaft* (Uwe Schimank) oder *Die Erlebnissgesellschaft* (Gerhard Schulze) greifen ebenfalls einzelne Aspekte heraus, um unsere soziale Gemeinschaft zu charakterisieren. Wer heute umfassend über Gesellschaft und ihre Entwicklung mit theoretischem Anspruch nachdenkt, kommt kaum daran vorbei, Überlegungen von Niklas Luhmann einzubeziehen, die breit ausgearbeitet sind in den Büchern *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie* (1984) und dann im Hauptwerk *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (1997). Das Werkverzeichnis des Soziologen, der über 40 Monografien publizierte, umfasst über 1.400 Titel (eine Übersicht findet sich auf über 600 Seiten (<https://niklas-luhmann-archiv.de/person/werkverzeichnis/uebersicht>), davon sind über 500 Werke noch nicht veröffentlicht. Legendar ist der Zettelkasten Luhmanns, eine gigantische Datenbank mit über 90.000 handgeschriebenen Notizen des Wissenschaftlers, der immer noch digital erschlossen wird (<https://niklas-luhmann-archiv.de/>). Aus dem Nachlass des ungeheuer produktiven und intellektuell überaus anregenden Wissenschaftlers werden nach wie vor weitere Werke veröffentlicht, zuletzt etwa *Die Grenzen der Verwaltung* (2021).

Seine Universität in Bielefeld ehrt ihn mit einer jährlich neu besetzten Niklas Luhmann-Gastprofessur und in seinem Gedenken wird der Bielefelder Wissenschaftspreis vergeben.

Bernd Blöbaum

Dr. Bernd Blöbaum ist Seniorprofessor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Münster. Bereits seine Doktorarbeit über *Journalismus als soziales System* (Opladen 1994) war an Luhmanns Theorie orientiert, auf den er sich auch in vielen seiner späteren Arbeiten bezog. Zuletzt erschien von ihm *Vertrauen, Misstrauen und Medien* (Wiesbaden 2022).

## Kabarettgröße und König im Affenstaat

Klaus Havenstein war Schauspieler, Satiriker, Moderator, Produzent, Synchronsprecher ...

Denke ich an Klaus Havenstein, habe ich als erstes seine sonore Stimme im Ohr. In dem Hörspiel *Der Sängerkrieg der Heidehasen*, als Kind wohl hundertfach gehört auf einer bald zerkratzen Langspielplatte, intonierte er einen Moritatensänger, in der legendären Disney-Verfilmung des *Dschungelbuchs* synchronisierte er King Louie: „Ich bin der König im Affenstaat ...“, und und und.

Denke ich an Klaus Havenstein, sehe ich sein markantes, etwas fülliges Gesicht vor mir; wallendes, weißes Haupthaar, das er streng zurückgekämmt trug, große Brille, weißer Henriquatre-Bart. So sah er, scrollt man durch Bilder im Netz, eigentlich immer aus – in seinen vielen Film-(meist Gast- und Neben-) Rollen und Fernsehauftritten, in *Rudis Tagesshow*, im *Kommissar*, in der *Schwarzwaldklinik* ...

Doch, nein, am Anfang seiner langen Karriere war das Haar noch dunkel, keine Brille, kein Bart. So stand er neben Dieter Hildebrandt auf der Bühne der legendären Kabaretttruppe Münchner Lach- und Schießgesellschaft, zu deren Startensemble er 1956 gehörte und bei der er bis Anfang der 1970er Jahre blieb. So moderierte Havenstein auch ab Mitte der 1960er Jahre die bis 1974 wöchentlich ausgestrahlte ARD- Kinder- und

Jugendsendung *Sport-Spiel-Spannung*. Weder Stimme noch Gesicht, dafür aber Format und Tiefe – teils auch unterhaltsame Seichtheit – gab das Unterhaltungs-Multitalent rund 3.000 Sendungen, die er über fast ein halbes Jahrhundert hinweg als Produzent für den Bayerischen Rundfunk gestaltete.

An der Wiege gesungen war ihm diese Karriere nicht worden. Geboren am 7. April 1922 im brandenburgischen Wittenberge, absolvierte der Sohn eines Reichsbahnoberinspektors nach der Schule eine Kaufmannslehre in einem Lebensmittelgeschäft. Bei Kriegsbeginn wurde er eingezogen. Er diente ausgerechnet in der SS-Leibstandarte Adolf Hitler, kam bei Kriegsende in US-Kriegsgefangenschaft. Bald nach der Entlassung, gänzlich geläutert vom NS-Ungeist, begann seine Schauspielkarriere. Kurz vor seinem 76. Geburtstag starb er am 19. März 1998. In Havensteins Grabstelle auf dem Münchner Nordfriedhof liegt übrigens auch seine Frau Marina beerdigt – und deren erster Mann, der 49 Jahre vor Havenstein gestorbene Schriftsteller Arnold Weiss-Rüthel. Während Havenstein in Hitlers Armee kämpfte, war Weiss-Rüthel als Regimegegner fünf Jahre im Konzentrationslager Sachsenhausen inhaftiert gewesen.

Markus Behmer

## Der mit den Hängen und Pisten

Heinz Maegerlein reüssierte als Sportreporter und auch als „Oberlehrer der Nation“.

Es ist schon a bisserl tragisch, auch liebenswert, wenn man mit einer komisch-missverständlichen Bemerkung im Gedächtnis bleibt: „Tausende standen auf den Hängen und Pisten“. So gesagt von Heinz Maegerlein im frühen Fernsehen, als es nur einen Kanal gab, die ARD. 1959 war es – aber wo? Bei „einer Skireportage aus Oberstdorf“, wie der WDR in einem Nachruf schrieb, oder bei einem „FIS-Rennen der Damen in Oberstaufen“, wie bei *sportfails.de* nachzulesen ist, oder (eigentlich ausgeschlossen) bei „einer Skisprungveranstaltung“, wie ein *taz*-Autor anmerkte?

Egal. Gute Sprüche brauchen keinen Ort – und große Reporter brauchen auch Mythen. Maegerlein war ein (kurz geratener) Großer, dessen Karriere allerdings in finsternen Zeiten begann. Beim Reichssender in seiner Heimatstadt Leipzig moderierte der am 27. Dezember 1911 Geborene schon mit Anfang 20 eine Sendung: *Jugend und Leibesübungen*. Und bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936 war er Stadionsprecher bei den Turnwettbewerben. Im Weltkrieg war er Leutnant einer Propagandakompanie, berichtete von der Ostfront für den Großdeutschen Rundfunk.

Nach Kriegsende wurde er t Redakteur beim *Münchner Merkur*, kam dann bald zum Bayerischen Rundfunk, dessen Fernseh Abteilung Sport er schließlich von 1958 bis 1976 leitete. Von 16 Olympischen Spielen berichtete er in seiner Laufbahn, von sehr vielen Weltmeisterschaften; Tennis, Leichtathletik, Eiskunstlauf, Skirennen, Schwimmen waren seine Gebiete – und auch Fußball. Irgendwie alles. Und immer redete er viel.

### Der vormalige Radioreporter redet zu viel

Zu viel? Das, gar „Gequassel“ und übertriebenes Pathos, wurde ihm jedenfalls bei seinen Kommentierungen während der Fußballweltmeisterschaft 1968 vorgeworfen (ein Problem mancher, die einst vom Radio kamen) – und seine Omnipräsenz, die Nachwuchskräften wenig Sendezeit ließe. So kam seine Stimme bald nicht mehr so oft aus dem bald bunten Fernsehkasten.

Da war er einst auch regelmäßig im (schwarz-weißen) Bild zu sehen: Von 1958 bis 1969 moderierte er *Hätten Sie's gewußt?* – eine der ersten Quizshows im deutschen Fernsehen. In jeder der 45-minütigen, immer samstags ausgestrahlten Folgen

mussten je zwei Kandidat\*innen ihr Allgemeinwissen unter Beweis stellen. Die möglichen Gewinne waren noch niedrig, die Einschaltquoten hoch. So wurde Maegerlein zum „Sachwalter des Wissens“ (*taz*) oder gar „Oberlehrer der Nation“ (WDR). In Erinnerung blieb übrigens – auch dies liebenswert oder gar tragisch? – seine Frisur: die Glatze mühsam mit

wenigen langen Seitensträhnen eher betont denn verdeckt. „Überkammer“ hieß das wohl früher mal oder „Zwangsanleihe“, gar „Sardellenfrisur“; schick ist anders.

Am 25. Oktober 1998 ist Heinz Maegerlein, um den es zuletzt ruhig geworden war, in Gräfelfing bei München gestorben.

Markus Behmer

## Ja wenn Tor fällt, ja wenn ein Tor fällt ...

... dann baun wirs wieder auf.

So geschehen am, kein Scherz, 1. April 1998. Im Madrider Bernabéu-Stadion. Im – nein: vor – dem Champions-League-Halbfinalspiel Real gegen Borussia Dortmund.

Was war passiert? Zwei Minuten vor dem Anpfiff, um 20.43 Uhr, brach ein von Fans erstürmter Absperrzaun um und riss eines der Tore mit sich. Die Spieler mussten das Feld verlassen, ein neues Tor musste her. Und das dauerte! Erst nach 76 Minuten war ein Ersatzgestänge vom Trainingsgelände herbeitransportiert und montiert worden.

### Marcel Reif und Günther Jauch bleiben live dabei

Den deutschen Fernsehzuschauern wurde mittlerweile ein besonderes Schaustück – vielmehr vor allem Hörspiel – geboten. RTL sendete live und blieb drauf. Marcel Reif und Günther Jauch moderierten und spielten sich, passend, verbal die Bälle zu. „Noch nie hätte ein Tor einem Spiel so gut getan“, ulkte Reif. Jauch blieb informativ: „Für alle, die nicht rechtzeitig eingeschaltet haben, [...] das erste Tor ist schon gefallen!“ Und so fort. Über zwölf Millionen Leute sahen und hörten zu. Als

dann um 22 Uhr das Spiel endlich begann, sank die Einschaltquote bald auf die Hälfte.

Reif und Jauch wurden für ihr spontanes Tor-Dramolette für den Grimme-Preis nominiert, erhielten den Bayerischen Fernsehpreis – und anhaltenden Nachruhm.

Treffer wurden übrigens damals auch noch erzielt: Real gewann 2:0, spielte dann im Dortmunder Rückspiel 0:0 und erlang schließlich auch den Titel.

Funfact am Rande: Die in der Überschrift zitierte Eingangszeile aus dem Lied „Das Tor“, gesungen von Peter Behrens, dem vormaligen Schlagzeuger der Blödel-Barden-Band Trio, war, Ältere werden sich erinnern, das „offizielle“ Lied zur Fußball-Europameisterschaft 1988. Gastgeber Deutschland scheiterte im Halbfinale am späteren Europameister Niederlande. Insgesamt fielen 34 Tore – umgefallen ist keines.

Noch ein Funfact gefällig? 1971 war auf dem Mönchengladbacher Bökelberg ein hölzerner Torpfosten gebrochen, als sich ein Spieler im Netz verheddert hatte. Seither gibt es in der Bundesliga nur noch Aluminiumtore. Markus Behmer



Illustration: Luisa Braunreuther

## Porträtistin des Krieges

Ob spanischer Bürgerkrieg, D-Day oder Vietnam: Martha Gellhorn reiste zu den Schauplätzen der Welt dramen – und lieferte eindrückliche Reportagen. So wurde sie zum Vorbild für Generationen von Journalistinnen und Journalisten.

„Ich gehe nach Spanien mit den Jungs. Hab keine Ahnung, wer die Jungs sind, aber ich gehe mit ihnen.“ 28 Jahre alt war Martha Gellhorn, geboren am 8. November 1908 in St. Louis, als sie das schrieb. In Spanien, wo sie nun hin fuhr, herrschte Bürgerkrieg und die Jungs, das waren Berichtersteller, die auf Seiten der republikanischen Kräfte die Dramatik des Geschehens, die Gräueltaten der schließlich siegreichen faschistischen Truppen unter General Franco, die Entbehrungen der Zivilbevölkerung beschrieben, teils auch kämpften.

Einen dieser Jungs kannte sie doch schon: Ernest Hemingway hatte sie Weihnachten 1936 – wo schon? – in einer Bar in Key West kennengelernt, war fasziniert von ihm. 1940 wurde sie seine dritte Ehefrau; „nur“ die Frau an seiner Seite, das war sie aber nie – und 1945 trennten sich die beiden.

Der spanische Bürgerkrieg war der erste von vielen Kriegen, aus denen Gellhorn berichtete. Sie war dabei, als die alliierten Truppen im Juni 1944 in der Normandie landeten und als Ende April 1945 das Konzentrationslager Dachau befreit wurde; sie berichtete aus dem Vietnamkrieg, aus El Salvador, von Kampfschauplätzen aus Afrika und im Nahen Osten und auch noch aus den Kriegen beim Zerfall Jugoslawiens. *The Face of War* (deutsch: *Das Gesicht des Krieges. Reportagen 1937-1987*) ist dann auch ihr bekanntestes, 1988 erschienenes Buch betitelt.

„Gellhorns Reportagen“, so resümierte die Journalistin Gabriele Killert im Deutschlandfunk anlässlich Gellhorns 100. Geburtstags, „waren immer beides: einfühlsame Schilderung der Not von Menschen, denen sie eine Stimme gab, und eben damit: ein zorniges J'accuse.“

So endet auch ihre schon am 23. Juni 1945 im US-Magazin *Collier's* erschienene Reportage über „Dachau: Experimental Murder“, wo sie drastisch und eindringlich die Mordexperimente im KZ darlegt, mit dem Appell:

„We are not entirely guiltless, we the Allies, because it took us twelve years to open the gates of Dachau. We were blind and unbelieving and slow, and that we can never be again. We must know now that there can never be peace if there is cruelty like this in the world. And if ever again we tolerate such cruelty we have no right to peace.“

Dass ihr das Schicksal der Leidenden, der Gequälten in den KZs besonders naheging, liegt vielleicht auch an ihrer Herkunft: Ihr Vater, „Halbjude“ wie die Mutter, stammte aus Breslau und hatte Deutschland wesentlich wegen dem dortigen Antisemitismus und Militarismus verlassen. Ihre Mutter Edna Fischel Gellhorn war eine führende Frauenrechtlerin, Mitgründerin und zeitweise Vizepräsidentin der National League of Women Voters. Eleanor Roosevelt, Präsidentengattin und Menschenrechtsaktivistin, war eine Freundin von ihr, Mentorin dann auch von Martha. So lag es fast nahe, dass sich die junge Frau aus engagiertem Hause für die Lage der Armen in den Zeiten der Großen Depression in den 1930er Jahren interessierte. *The Trouble I've seen* (1936) war dann auch ihr (nach einem frühen Roman) erstes Sachbuch – eine Studie über das Elend auf dem Lande. Daneben und danach – Orts- und Themawechsel – reiste sie kreuz und quer durch Europa, schrieb sie unter

Martha Gellhorn mit Ernest Hemingway und chinesischen Offizieren in Chungking 1941. Foto: John F. Kennedy Presidential Library and Museum; Wikimedia Commons.



anderem aus Paris für Modemagazine. Doch dann kam Spanien, kamen die Kriege ... wurde sie schließlich zu einer Ikone der Kriegsberichterstattung.

Es ist konsequent, dass seit 1999, finanziert aus ihrem Nachlass und angeregt noch von ihr selbst, jährlich der „Martha Gellhorn Prize for Journalism“ vergeben wird. Ausgezeichnet wird jeweils eine Journalistin oder ein Journalist, dessen Werk, so das Preiskomitee, „has penetrated the established version of

events and told an unpalatable truth – a truth validated by powerful facts that expose what Martha Gellhorn called ‚official drivel‘. She meant establishment propaganda.“

Gestorben ist Martha Gellhorn, diese große Zeugin des Jahrhunderts, am 15. Februar 1998. Schwerstkrank hatte sie eine Todespille genommen.

„Life is not long at all,“ hatte sie einst geschrieben, „never long enough, but days are very long indeed.“ *Markus Behmer*

## So kam es zum Morbus Mohl

Vom TV-Magazin flugs in die Arztpraxis: Hans Mohl war ein Mann mit Einfluss.

Es gibt sie in großer Zahl, einige sind Laien geläufig. Mediziner kennen noch viel mehr: die Krankheiten, die nach der lateinischen Vokabel dafür mit Morbus beginnen: Morbus Alzheimer vorneweg, dann Morbus Parkinson, Morbus Bechterew, Morbus Crohn, Morbus Menière, Morbus Hodgkin und viele, viele weitere. Meist benannt nach dem Forscher, der die Symptome als erster grundlegend, wenn auch nicht immer vollständig beschrieben hat. Um diese Leiden soll es hier aber nicht gehen, sondern um einen ganz anderen Fall, Fall im doppelten Sinn: um den Morbus Mohl.

Was hat es mit dem auf sich, nach wem ist der benannt? Ältere unter uns werden es noch wissen, hier die Aufklärung für Jüngere: Mohl, genauer Hans Mohl war ein Journalist, geboren in Kiel 1928, in Mainz gestorben 1998. In Mainz hat er lange für das ZDF gewirkt, allgegenwärtig in erster Linie durch dessen *Gesundheitsmagazin Praxis*, mit Mohl als Moderator.

Wie viele Medizinjournalist:innen hatte er nicht Medizin studiert, wurde kein Arzt. Immerhin war die Psychologie unter seinen Studienfächern, neben Germanistik und Philosophie. Nach dem Studieren arbeitete er von 1958 an für den Südwestfunk; fünf Jahre später bekam er beim ZDF die Leitung der Redaktion *Gesundheit und Natur*. Was für ein Start in ein ganz neues Leben: Schon bald danach, vom Januar 1964 an, brachte der Sender das regelmäßige *Gesundheitsmagazin Praxis*, präsentiert von ihm.

Eine Statistik weiß, dass Mohl durch 375 Sendungen führte. Im Mittelpunkt standen stets die Medizin, der Umgang mit Krankheiten und deren Therapien, auch die Früherkennung. Und das alles, ganz wichtig, in allgemeinverständlicher Form, zugeschnitten auf ein breites, kaum vorgebildetes Publikum. Das war eine Pioniertat. Da kam es dann vor, dass nicht wenige Zuschauer:innen bald nach den Sendungen in Praxen kamen und erzählten, dass sie bei Mohl dies und jenes gesehen hatten – und ob das auch bei ihnen festzustellen sei?

Das war gleichsam ein Vorläufer dessen, was das Internet heute auf Hunderten von Kanälen bietet, mit Licht- und Schattenseiten und einer für Ärztinnen und Ärzte neuen und nicht leichten Aufgabe, was Aufklärung angeht. Schlecht nur, wenn

sie Mainz nicht eingeschaltet hatten. Jedenfalls führten die Nachfragen nach einem Mohl-Abend bald dazu, dass der Begriff Morbus Mohl aufkam, gemünzt auf die erhöhte Nachfrage nach den von ihm erwähnten Symptomen. Hat je sonst jemand aus dem Journalismus so etwas geschafft? Stets trat er seriös auf, selbstverständlich mit Anzug und Krawatte, ein Saubermann in Form und Inhalt.

Mohl wurde mehr und mehr gesehen und stark beachtet. Bald beschränkte sich seine Arbeit nicht auf Mainz. Er hielt Vorträge, wurde in Gremien wie dem Kuratorium Deutsche Altershilfe berufen, gründete die Aktion Sorgenkind mit, erhielt nicht wenige Auszeichnungen und Medizinpreise, bekam von der Uni Erlangen-Nürnberg gar einen Dr. h. c. Er schrieb für Medizinzeitschriften und verfasste Bücher, übersetzt auch ins Niederländische, Spanische, Italienische und Russische.

Unter den auf Deutsch erschienenen finden sich Titel wie *Rauchen? Der erfolgreiche Ausstieg* (den er selbst geschafft hatte), *Fit und gesund - die große Gymnastik-Parade* und *Sucht. Erfahrungen, Probleme, Informationen*. Mohl legte Wert auf Eingängiges, siehe *I. d. R., Iss das Richtige, Schlank für immer, Sieben Erfolgsprogramme für die Gesundheit*, und angesichts der damaligen Trimm-Welle *Trimmen und Testen*.

Vieles davon lebt weiter und ist wichtig geblieben. Das gilt besonders für das Buch *Die Altersexplosion. Droht uns ein Krieg der Generationen?* Das war mit der Explosion und dem Krieg recht martialisch formuliert, auch sprach er da von einer Zeitbombe. Aber die prinzipiellen und nicht geringen Probleme rund um Pflegenotstand, mäßige Renten und Gewalt gegen Ältere hatte er früh erkannt, bewusst gemacht und ausgebreitet. In unseren Zeiten sind das Themen, die nicht allein TV-Magazine wieder und wieder aufgreifen. Medizin geht immer, das ist klar, zudem gibt es dafür viele Fachverbände und Journalistenpreise. Zwei Tage vor seinem 70. Geburtstag ist Mohl gestorben, an Krebs. Sein Grab liegt auf dem Friedhof Mainz-Drais, nicht weit entfernt von „seinem“ ZDF. *Eckart Roloff*

Dr. Eckart Roloff ist Medienforscher und Wissenschaftsjournalist; er lebt in Bonn.

## Von der Tiefsee bis nach Hollywood

Das berühmteste Schiffsunglück der Welt, der Vater der Samurai-Filme und begehrte Superschurken: Das Filmjahr 1998 fegt Straßen leer, bricht Rekorde und sorgt für große Gefühle – sowohl auf als auch vor der Leinwand.

„Dieses Schiff kann nicht sinken.“ Der Untergang des legendären Passagier-Dampfers **Titanic** berührt und fasziniert bis heute das Publikum – und das, obwohl die Tragödie im Nordatlantik nunmehr gut 111 Jahre zurückliegt. Erst im Juni diesen Jahres gerät das berühmte Schiff erneut in die Schlagzeilen, als das Tiefsee-U-Boot Titan auf einer Tauchfahrt zum Wrack implodiert und dabei alle fünf Personen an Bord ums Leben kommen. Doch was hat es mit der *Titanic* auf sich, dass sie bis heute die Menschheit in ihrem Bann hält?

Einen großen Teil der Faszination haben wir heute wohl James Cameron zu verdanken: Der Regisseur verfilmt den Untergang der RMS Titanic 1997 als bildgewaltiges Spielfilmdrama mit Kate Winslet und Leonardo DiCaprio in den Hauptrollen – und prägt damit die Geschehnisse jener fatalen Nacht nachdrücklich in das kulturelle Gedächtnis unserer Gesellschaft ein.

Zwar ist die dramatische Liebesgeschichte à la Hollywood um Rose und Jack frei erfunden, Filmdekor und Kulisse jedoch penibel an den Original-Dampfer angelehnt: James Cameron stürzt sich für seine Arbeiten an dem Film in alte Aufzeichnungen zur Titanic und verbringt Jahre mit der Recherche. So lässt er etwa den Teppich vor der berühmten Treppe, an der Jack seine Rose in Empfang nimmt, detailgetreu von derselben Firma herstellen, die auch den originalen Teppich für das 1912 gesunkene Schiff produziert hat. Auch das Auto, in dem das Liebespaar eine leidenschaftliche Nacht verbringt, war auf der echten Titanic: Der Renault Type CB Coupe de Ville gehörte William Carter, der sich auf dem Heimweg in die USA befand. Carter, als Passagier Erster Klasse, überlebte den Untergang. Der Renault ist bis heute verschollen.

Vollen Einsatz erwartet Cameron, der als einer der forderndsten Regisseure Hollywoods gilt, auch von seinen Darsteller\*innen: 160 Tage gehen die Dreharbeiten, zahlreiche Mitwirkende ziehen sich Erkältungen zu, da sie oft stundenlang im Wasser verharren müssen. Die ganze Arbeit machte sich jedoch bezahlt: Der Film räumt bei den Oscars 1998 groß ab. Elf Academy Awards gehen an Camerons *Titanic*, unter anderem als Bester Film, Beste Regie, Beste Musik und mit Céline Dion's „My heart will go on“ auch als Bester Filmsong. Bis heute spielt der Film 2,257 Milliarden US-Dollar ein und ist lange Zeit der erfolgreichste Film aller Zeiten, bis er von *Avatar – Aufbruch nach Pandora* 2009 abgelöst wird – einem weiteren Film von James Cameron.

### Ein Universalkünstler rückt Japan auf die Kino-Weltkarte

„Für mich verbindet das Filmemachen alles. Das ist der

Grund, warum ich das Kino zu meinem Lebenswerk gemacht habe. Im Film kommen Malerei und Literatur, Theater und Musik zusammen.“ Tatsächlich verwebt **Akira Kurosawa** die unterschiedlichen Künste in seinen Arbeiten scheinbar mühelos zu einem beeindruckenden Gesamtkunstwerk. Der Japaner springt dabei zwischen Themen, Stilen und Genres und findet stets die Balance zwischen Tradition und Moderne. Jedoch ist es erst sein Samurai-Klassiker *Rashomon* aus dem Jahr 1951, der überraschend einen Goldenen Löwen auf den Filmfestspielen von Venedig erhält und den japanischen Regisseur auf den westlichen Filmmarkt katapultiert. In den folgenden Jahren veröffentlicht Kurosawa fast jährlich neue Filme – von denen viele heutzutage als ikonisch gelten, wie etwa *Die Sieben Samurai* (1954), *Yojimbo – Der Leibwächter* (1961), *Zwischen Himmel und Hölle* (1963) und *Rotbart* (1965).

Dabei beteiligt sich Kurosawa an allen Teilen des Filmprozesses: Er gilt als perfektionistischer Drehbuchautor, legt großen Wert auf die Ästhetik seiner Filme, beteiligt sich sogar an der Postproduktion inklusive des Film- und Tonschnitts – kein Wunder also, dass sich die unterschiedlichen Künste in seinem Œuvre zu überlappen scheinen, „aber ein Film ist immer noch ein Film“, meint Kurosawa. Mit seinen Arbeiten hinterlässt der Regisseur ein vielfältiges und bis heute oft kopiertes (siehe *Anno 22*, S. 30) Vermächtnis, das in die Filmgeschichte einging. Akira Kurosawa stirbt am 6. September 1998 an den Folgen eines Hirnschlags.

### Bissige Grafen, gescheiterte Anwälte, kultige Krimis

Regelrecht ins filmische Gedächtnis verbissen hat sich **Ferdy Mayne** mit seinem ikonischen Auftritt als Graf von Krolock in Roman Polanskis Gruselkomödie *Tanz der Vampire* (1967). Dabei hat der deutsch-englische Schauspieler in seiner knapp 60-jährigen Filmkarriere in mehr als 200 Filmen und Fernsehproduktionen mitgewirkt.

So hatte er Auftritte in *Ben Hur* (1959), *Die tollkühnen Männer in ihren fliegenden Kisten* (1965), *Gruft der Vampire* (1970), *Gebissen wird nur nachts – Das Happening der Vampire* (1971) und *Conan der Zerstörer* (1984). Rollen wie die des Grafen von Krolock – als fangzahniger Bösewicht oder exzentrischer Graf – scheinen ihm dabei, wie auf den Leib geschneidert und das, obwohl er im wahren Leben ganz klar zu den Guten gehörte: Während und nach dem Zweiten Weltkrieg war der Schauspieler als verdeckter Agent für den britischen Geheimdienst tätig, wie die ehemalige MI5-Sekretärin Jan Miller in ihren Erinnerungen berichtet. Grund genug hatte Mayne, war er doch einer



Gerade fühlte sich Jack Dawson (Leonardo DiCaprio), hier mit Rose DeWitt Bukater (Kate Winslet) im Arm, an Bord der Titanic noch als „King of the World“, bald wird er nurnoch ein Geist sein. Gemalt von Hannah Söltzer.

der wenigen jüdisch stämmigen Deutschen, die vor der Verfolgung durch den Nationalsozialismus entkommen konnten. Als Sohn einer halbbritischen Mutter, gelingt es seinen jüdischen Eltern, den jungen Mayne in den 1930er-Jahren zu seiner Tante nach England zu schicken, bevor sie selbst, nach einer kurzen Zeit im KZ Buchenwald, ins Ausland fliehen können.

Maynes spätere Karriere als internationaler Schauspieler bietet dann die beste Grundlage, um als verdeckter Ermittler zu agieren: Schließlich spielt er in britischen, westdeutschen und amerikanischen Produktionen mit, kann also weltweit unentdeckt und unverdächtig ein- und ausreisen. Ferdy Mayne erkrankt in den 1990er-Jahren an Parkinson und stirbt am 30. Januar 1998 an den Folgen der Krankheit in seiner Wahl-Heimat London.

### Kinoerneuerer, Star-Vater, Krimikönner

Das Neue Deutsche Kino lässt grüßen – der Filmregisseur, Drehbuchautor und Schauspieler **Ulrich Schamoni** stirbt am 9. März 1998. Die Liebe zum Film fließt dem Berliner im Blut: Waren sowohl der Vater als auch die Mutter im Filmgeschäft tätig. So verlässt Schamoni noch vor dem Abitur das Gymnasium, nimmt Schauspielunterricht und arbeitet als Regieassistent. Gleichzeitig beginnt er seinen ersten Roman: *Dein Sohn lässt grüßen*, der sofort nach dem Erscheinen 1962 als jugendgefährdend indiziert wird. Zwei Jahre später dreht Schamoni seinen ersten Kurzfilm als Regisseur: *Hollywood in Deblatschka Pescara*, der Dokumentarfilm wird 1965 mit dem Bundesfilmpreis ausgezeichnet.

Im selben Jahr inszeniert der Regisseur seinen ersten Spielfilm: In *Es* bannt Schamoni die Stimmung der 1960er-Jahre auf Leinwand. Er fängt dabei das geteilte Berlin zwischen Nachkriegsmuff und Aufbruch ein und etabliert sich als einer der führenden Vertreter des Neuen Deutschen Films. Publikum und Kritiker\*innen sind begeistert. Es erhält fünf Bundesfilmpreise und geht bei den Filmfestspielen von Cannes in das Rennen um die *Goldenen Palme*.

Anstatt Rechtsanwalt zu werden, schlägt er die Schauspielkarriere ein: **Lloyd Bridges** legt damit den Grundstein für eine der erfolgreichsten Schauspiel-Familien Hollywoods. Schon zu Schulzeiten zeigt sich Bridges von der Schauspielerei begeistert und schiebt damit den Ambitionen des Vaters, ihn zum Jurastudium zu verleiten, früh den Riegel vor. Mit 23 Jahren hat der junge Kalifornier bereits erste Erfolge, zum großen Durchbruch reicht es leider nicht. Vor allem in Nebenrollen fristet Bridges sein Dasein, dabei der eine oder andere Auftritt in großen Produktionen, wie etwa in *Zwölf Uhr mittags* (1952) an der Seite von Grace Kelly und Gary Cooper.

Aufwind bekommt Bridges mit der Fernsehserie *Abenteuer unter Wasser*, in der er als Taucher Mike Nelson auftritt.

Erst einmal ins Rollen gekommen, folgen weitere Engagements in Fernsehproduktionen wie *The Loner* oder *Kampfstern*

*Galaktika*. Seinen großen Leinwandauftritt hat der Schauspieler als Aramis in *Das Geheimnis der Eisernen Maske* (1979) und in Komödien wie *Die unglaubliche Reise in einem verrückten Flugzeug* (1980) und dessen Nachfolger *Die unglaubliche Reise in einem verrückten Raumschiff* (1982) sowie in der Slapstick-Komödie *Hot Shots! – Die Mutter aller Filme* (1991) an der Seite von Charlie Sheen. Das komödiantische Talent scheint dabei auf Bridges Kinder übergelassen zu sein: Sein Sohn Jeff Bridges spielt den ikonischen „Dude“ in *The Big Lebowski*, der Film kommt im Januar 1998 in die Kinos, kurz bevor Lloyd Bridges am 10. März im Alter von 85 Jahren verstirbt.

Der Straßenfeger: Schriftsteller und Drehbuchautor **Francis Durbridge** stirbt am 10. April 1998. Der Durchbruch gelingt dem Briten mit seiner Hörspielreihe um den fiktiven Hobbydetektiv Paul Temple, die zwischen 1938 und 1968 aufgenommen wird.

In Deutschland wird Durbridge vor allem durch seine mehrteiligen Fernsehkrimis bekannt, wie *Der Andere* (1959), *Es ist soweit* (1960), *Das Halstuch* (1962) und *Tim Frazer* (1963). Die Einschaltquote liegt dabei regelmäßig bei fast 90 Prozent, weshalb seine Krimis als regelrechte „Straßenfeger“ bezeichnet werden – was aber auch daran liegt, dass den Fernsehzuschauern nur ein ARD-Programm und später noch das ZDF zur Verfügung stehen.

Die Suche nach dem Mörder hält die ganze Nation im Atem, so kommt es zu großer Aufregung, als Wolfgang Neuss in einer Werbeanzeige verrät, wer der Mörder in *Das Halstuch* ist – dabei hatte der Kabarettist die richtige Antwort nur versehentlich erraten. 117 Romane, Hörspiele, Serien, Theaterstücke und Filme schreibt Durbridge während seiner Karriere, viele davon sind heute Kult-Krimis.

### Von der Hohen See in den tiefsten Dschungel

Ein Seewolf in Not: **Raimund Harmstorf** nimmt sich am 3. Mai 1998 das Leben. Auf der Suche nach den Schuldigen steht die Boulevard-Presse im Mittelpunkt. Am Tag zuvor veröffentlicht die *Bild*-Zeitung unter der Schlagzeile „Seewolf Raimund Harmstorf in der Psychiatrie“ einen reißerischen Artikel, der behauptet, der deutsche Schauspieler sei mit aufgeschnittenen Pulsadern von der Polizei aufgegriffen worden – wie sich rausstellte: Alles gelogen.

Fakt war, dass Harmstorf unter Parkinson litt Da die Medikamente gegen die Krankheit Nebenwirkungen wie Wahnvorstellungen, Psychosen und Angstzustände herbeiführen können, begab sich der gebürtige Hamburger freiwillig in psychiatrische Betreuung. Es kam zwar zu einem Selbstmordversuch, der jedoch weit von dem entfernt war, was die *Bild* behauptet. Schwäche zu zeigen, entspricht dabei gar nicht dem Bild des „starken Mannes“, das Harmstorf vor der Kamera verkörpert: Mit seinen 1,89 Meter gelingt dem ehemaligen Zehnkämpfer der Durchbruch als *Der Seewolf* (1971) in der Verfilmung des gleichnamigen Romans von Jack London. Weiter Filmauftritte

als „harter Bursche“ folgen, etwa neben Bud Spencer und Terence Hill – wobei ihm ersterer sogar versehentlich zwei Zähne ausschlägt. Gegen Ende seines Lebens häuft sich bei dem Schauspieler jedoch das Pech: Auto- und Motorradunfälle, die Pleite seines Restaurants und die Parkinson-Erkrankung lassen ihn ein immer zurückgezogeneres Leben führen.

Den *Bild*-Artikel am 2. Mai 1998 bezeichnete Harmstorf als „Todesurteil“, erinnert sich seine Lebensgefährtin Gudrun Staeb. Am nächsten Morgen wird sein Leichnam auf dem Dachboden gefunden.

„Ich Tarzan, du Jane“ – als Urwaldschönheit verzaubert sie nicht nur Tarzan, sondern auch das Publikum weltweit: **Maureen O’Sullivan** stirbt am 23. Juni 1998. In sechs Filmen mimt die Schauspielerin von 1932 bis 1942 die Jane an der Seite des Schwimmerstars Johnny Weissmüller.

Tierisch, aber weniger wild ging es auch bei ihrer Entdeckung zu: Die gebürtige Irin fällt bei einer Pferde-Show dem Hollywood-Regisseur Frank Borzage ins Auge, der O’Sullivan schnurstracks nach Los Angeles in den Großstadt-Dschungel entführt. Der erste Film *Tarzan, der Affenmensch* (1932) macht O’Sullivan und Weissmüller über Nacht zu Berühmtheiten. Janes freizügige Dschungel-Outfits müssen jedoch nach den ersten beiden Filmen mit der Einführung des *Hays Codes*, den Richtlinien für amerikanische Spielfilme, etwas konservativeren Kostümen weichen.

Ab 1942 widmet sich die Schauspielerin vermehrt ihrer Familie und der Erziehung ihrer sieben Kinder mit Filmregisseur John Farrow. Darunter auch die Schauspielerin Mia Farrow, die mit ihrer späteren Heirat mit Frank Sinatra den Sänger kurzfristig zu O’Sullivans Schwiegersohn macht. „In seinem Alter sollte er lieber mich heiraten“, witzelte ihre Mutter über den Altersunterschied zwischen der Tochter und Sinatra. Maureen O’Sullivan stirbt im Alter von 87 Jahren in ihrer amerikanischen Wahlheimat.

### Bühnenhelden, Superschurken & Co.

Als Faust, Hamlet, King Lear oder einfach nur er selbst: **Bernhard Minetti** geht in jeder Rolle auf, nicht umsonst bezeichnet

man ihn als Jahrhundertschauspieler. Auf zahlreichen deutschen Bühnen mimt der gebürtige Kieler die großen Helden der Klassiker und festigt bald seinen Ruf als einer der großen Theaterstars der 1930er-Jahre.

Auch wenn seine Schauspielbegeisterung nicht unbedingt auf den Film überschwappt, wirkt er dennoch in der bekannten Verfilmung von Alfred Döblins Roman *Berlin Alexanderplatz* im Jahr 1931 mit. 17 weitere Filme sollen folgen – darunter unter anderem der Propagandafilm *Die Rothschilds* (1940) so-

wie Leni Riefenstahls *Tief-land* (1940 bis 44). Aus diesem Grund wird Minetti nach dem Zweiten Weltkrieg als Nazi-Sympathisant und Nutznießer kritisiert, was jedoch seiner Karriere keinen Abbruch tut: Der Schauspieler kehrt auf die Theaterbühne zurück, zunächst in seiner Heimatstadt Kiel, dann in Hamburg, Frankfurt am Main und über Düsseldorf zurück an das Schillertheater nach Berlin. Dort wird Minetti zum großen Charakterschauspieler des deutschen Theaters, gerade in den Hauptrollen von Thomas Bernhards Stücken geht Minetti auf. Der österreichische Schriftsteller widmet ihm 1976 schließlich ein eigenes Stück: *Minetti*. Der reale Bernhard Minetti verstirbt am 12. Oktober 1998 in Berlin.

„Letzte Warnung: In wenigen Sekunden holt dich Fantomas“: Publikumsliebbling und Herzensbrecher **Jean Marais** stirbt am 8. November 1998.

Athletisch gebaut, blonde Haare und ein Lächeln zum Verlieben: Kaum verwunderlich, dass sich der Franzose in die Herzen des Publikums spielt – und in das seines späteren Geliebten Jean Cocteau.

Als aufmüpfiger Schüler wird Marais des Gymnasiums verwiesen, was der gebürtige Cherbourger als Einstieg in die Theaterwelt nutzt. Zunächst tritt er als Statist auf, besucht nebenbei die Schauspielschule, hangelt sich von einer kleinen Rolle zur nächsten. 1937 trifft erstmals auf den 25 Jahre älteren Jean Cocteau, seinen späteren Mentor, Förderer und Lebensgefährten. Dieser verschafft ihm größere Auftritte, der endgültige Durchbruch gelingt dem Schauspieler 1941 mit dem Film *Le pavillon brûle*. Durch sein gutes Aussehen ist Marais praktisch



Filmposter von *Tarzan and his Mate* (1934) - dt.: *Tarzans Vergeltung* - mit Johnny Weissmüller und Maureen O’Sullivan in den Hauptrollen. Quelle: Wikimedia Commons.

prädestiniert für Liebhaber- und Abenteuerrollen in den typischen Mantel-und-Degen-Filmen. So brillierte er in Streifen wie *Der Graf von Monte Christo* (1954), *Des Königs bester Mann* (1958) oder *Mein Schwert für den König* (1960).

Besonders in Erinnerung bleibt jedoch seine spätere Doppelrolle als Superverbrecher Fantomas in der gleichnamigen Trilogie neben Louis de Funés. Seine Leidenschaft gilt trotz der großen Filmkarriere dem Theater, wo er bis ins hohe Alter Erfolge feiert. Jean Marais stirbt im Alter von 84 Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung.

*Wer die Nachtigall stört*, *Die Unbestechlichen*, *Sophies Entscheidung*, *Die Akte*, *Vertrauter Feind* – welche Gemeinsamkeit haben diese berühmten Filme? Genau, hinter ihnen steckt ein und derselbe Mann: **Alan J. Pakula**. Der Regisseur, Drehbuchautor und Produzent wird als Sohn polnisch-jüdischer Eltern in der New Yorker Bronx geboren. Er studiert Drama an der Yale-Universität, sein Einstieg in die Filmwelt gelingt ihm 1957 über Paramount Pictures. Nur fünf Jahre später produziert er

den Klassiker *Wer die Nachtigall stört*, für den Pakula seine erste Oscar-Nominierung erhält.

Weitere Blockbuster mit einem Cast, wie ihn nur Hollywood bietet (von Julia Roberts über Brad Pitt und Meryl Streep), folgen. Mit besonderem Interesse geht der Regisseur in seinen Filmen dabei der Psychologie der Protagonisten auf den Grund und spielt mit gängigen Klischees: „In amerikanischen Filmen gibt es einen guten und einen bösen Menschen. Das ist das Erste, was mein Enkel immer fragt: Wer ist der Gute und wer ist der Böse? Wenn ich dann sage, dass Harrison Ford und Brad Pitt beide gut sind, ist er verwirrt“, erklärt der Amerikaner.

Tragisch und von der Presse als „filmreif“ bezeichnet, ist auch der Tod von Alan J. Pakula: Am 19. November 1998 ist Pakula auf dem Long Island Expressway in New York in seinem Auto unterwegs, als der Fahrer vor ihm ein Metallrohr ins Schleudern bringt, dass Pakula durch die Windschutzscheibe hindurch am Kopf trifft. Er stirbt im Alter von 70 Jahren.

Viktoria Sommermann

## 20 Songs – Eine musikalische Liebeserklärung

Der analoge Vorläufer der Spotify-Playlist: Das Mixtape, eine Auswahl von Songs auf Kassette. Für einen guten Spannungsbogen braucht es Abwechslung, Überraschung und den Mut zur Kürze – die Alben und Singles von 1998 sind dafür ein guter Ausgangspunkt.

### 1. The Offspring – Pretty Fly (For A White Guy)

Erst pseudodeutscher Kauderwelsch, dann ein Trommelwirbel. „Pretty Fly (For A White Guy)“ ist musikalisch der perfekte Opener für das Mixtape. Der Text beschreibt einen weißen Vorstadtjüngling, der als tougher Gangsta-Rapper posiert – dabei aber von einem Fettnäpfchen ins andere stolpert.

### 2. Pras, Ol' Dirty Bastard, Mýa – Ghetto Supastar

Der größte internationale Erfolg von Ex-Fugee Samuel Praxazel „Pras“ Michael. Das Geheimnis liegt im Refrain, dessen Gesangsmelodie Dolly Partons und Kenny Rogers Hit „Islands in the Stream“ von 1983 entlehnt ist. Durch die Stimme der R&B-Sängerin Mýa wird diese Passage zu einem echten Ohrwurm.

### 3. Joachim Witt, Heppner – Die Flut

Die Kooperation von Wolfsheim-Sänger Peter Heppner und Ex-NDW-Star Joachim Witt war einer der Überraschungshits des Jahres 1998. Wie sich Peter Heppner in einem Interview mit *laut.de* erinnert, verkaufte sich die Single über 700.000 Mal - ohne Radio-Airplay, nur durch Mundpropaganda.

### 4. Natalie Imbruglia – Torn

Dieser Song trifft die goldene Mitte zwischen den Genres perfekt! Die Gitarren klingen gerade kräftig genug, um im Rockradio gespielt zu werden. Der Gesang von Natalie Imbruglia wiederum passt perfekt auf die Popwellen dieser Welt. Bis heute ist „Torn“ der meistgespielte Song im australischen Radio.

### 5. Robbie Williams – Angels

„Angels“ ist vor 25 Jahren der erste große Meilenstein auf

Robbie Williams Weg vom „fetten Tänzer von Take That“ (Oasis-Gitarrist Noel Gallagher) zum internationalen Superstar. Die Ballade erreichte am 9. Februar 1998 Platz 9 der deutschen Singlecharts.

### 6. Wes – Alane

International erfolgreiche Popsongs müssen nicht immer englisch sein. Das Duo Wes kombiniert mit „Alane“ Gesang in der Bantusprache Duala und discotauglichen Eurodance.

### 7. Die Ärzte – Ein Schwein Namens Männer

„Männer sind Schweine“ ist das kommerziell erfolgreichste Lied der Ärzte. Die Single stieg aus dem Stand Platz zwei der deutschen Charts ein und hielt sich danach acht Wochen an der Spitze. Ein Erfolg, mit dem BelaFarinRod eher haderten, denn eine Partyband wollten sie eigentlich nicht sein. In einem Interview mit dem Stadtmagazin *Zitty* sagte Bela B.: „Das Lied ist für uns im Bierzelt gestorben. Es war wirklich fünf Jahre lang das meist gespielte Lied auf dem Oktoberfest.“

### 8. Loona – Bailando

Mit dem Label „Partymusik“ dürfte das niederländische Projekt Loona dagegen keine Probleme haben. Schließlich war „Bailando“ das, was die *Bild* im Jahr 2023 vermisst hat – eindeutig der Sommerhit des Jahres.

### 9. Peter Maffay, Cartel – Maffay 'la Cartel

Ein gutes Mixtape lebt auch von Überraschungen. „Maffay 'la Cartel“ ist ein Crossover mit der türkischsprachigen Rap-Formation Cartel, erschienen auf Maffays Album *Begegnungen*. Die

Single lebt von Carl Carltons treibenden Gitarrenriffs, fetten Hip-Hop-Beats und türkischem Gesang – meilenweit entfernt von Tabaluga und den sieben Brücken. Wohl auch deshalb schaffte es der Song seinerzeit nicht in die Charts.

### 10. Cher – Believe

Zum Abschluss der ersten Kassettenseite noch eine echter Trendsetterin: Für Chers Dance-Pop-Song „Believe“ setzten die Produzenten Mark Taylor und Brian Rawling die Software Auto-Tune ein.

Diese Software korrigiert eigentlich unauffällig schiefe Töne in Gesangsaufnahmen. Hier werden übertriebene Einstellungen für einen bewussten Verfremdungseffekt verwendet. Der so genannte „Cher-Effekt“ wird bis heute in der Popmusik verwendet.

### 11. Metallica – Fuel

Zu mainstreamig, zu radiotauglich: Trashmetal-Fans sahen in diesem Hardrock-Song einen weiteren Beweis für den Ausverkauf ihrer einstigen Lieblingsband. Von den Lästermäulern der Szene wurde die Band damals gerne als „Rockallica“ bezeichnet. Nichtsdestotrotz ist „Fuel“ bei Auftritten immer noch ein fester Bestandteil der Setlist.

### 12. Falco – Egoist

Im Popbusiness muss der Tod nicht zwangsläufig das Ende einer vielversprechenden Karriere bedeuten. Manche Künstler setzen posthum sogar zu wahren Höhenflügen an – Falco war nach seinem Unfalltod populärer denn je. Das Album *Out of the Dark (Into the Light)* erreichte in Österreich, Deutschland und der Schweiz Spitzenpositionen in den Charts. Die Single „Egoist“ verkaufte sich in Deutschland über 250.000 Mal.

### 13. Lighthouse Family – High

Die „Lighthouse Family“ war ein Soul-Pop-Duo aus Newcastle upon Tyne. Für den Songwriter Paul Tucker war es der schwierigste Song, den er je geschrieben hatte. Die Plattenfirma erwartete einen Nachfolger für den Hit „High“, gleichzeitig verlor Tuckers Frau ihr Baby. Nach acht Monaten Hin und Her setzte er sich in der Nacht vor den Aufnahmen hin und schrieb auf, was ihm durch den Kopf ging: „When you're close to tears remember, someday it'll all be over“.

### 14. Céline Dion – My Heart Will Go On

Dieser Song verdient einen kleinen Eintrag im Lexikon der bayerischen Lokalradiogeschichte. „My Heart Will Go On“ war der einzige Titel, der gleichzeitig in allen vier Programmen des Funkhauses Nürnberg gespielt wurde.

### 15. R.E.M. – Daysleeper

„Daysleeper“ beschreibt den Alltag eines Nachtschichtarbeiters, den gestörten Tag-Nacht-Rhythmus und den Mangel an sozialen Kontakten. REM-Sänger Michael Stipe ließ sich von einem Zettel an einer Wohnungstür in einem New Yorker Apartmenthaus inspirieren.

### 16. Thomas D, Franka Potente – Wish (Komm zu mir)

Der Film *Lola rennt* revolutionierte vor 25 Jahren das deutsche Kino. „Wish“ ist der Titelsong des Soundtracks.

### 17. Eagle-Eye Cherry – Save Tonight

Familiennamen können im Musikgeschäft eine große Bürde sein. Das gilt auch für Eagle-Eye Cherry, den Halbbruder von Neneh Cherry und Stiefsohn der Jazz-Legende Don Cherry. Seine Debütsingle ist textlich eine Familiengeschichte: Cherry beschreibt, wie seine Mutter für einen schönen gemeinsamen Abend sorgt, bevor der Vater wieder auf Tour geht.

### 18. Beastie Boys – Intergalactic

Das Album *Hello Nasty* stellt für die Beastie Boys eine Rückkehr vom Punk zum Hip Hop dar. Gleichzeitig ist es ihr erstes Album mit DJ Mix-Master Mike an den Turntables. Eine perfekte Kombination! Statt über Samples und Loops zu rappen, kreierte Mix-Master Mike mit seiner Scratch-Technik ein einzigartiges musikalisches Bett für die Band.

### 19. Liquido – Narcotic

Gegen Ende des Mixtapes noch eines der One-Hit-Wonder des Jahres 1998, die College-Rockband Liquido aus Sinsheim. Der Song punktete mit einem eingängigen Synthesizer-Intro und einem starken Refrain – die Band bei ihren Auftritten wiederum mit ihren Pullundern.

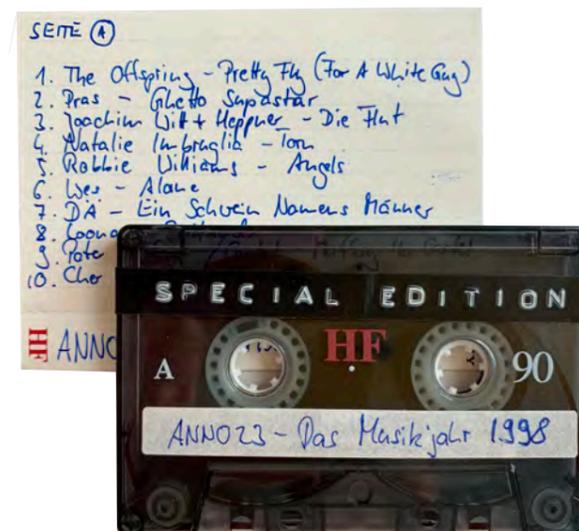
### 20. Guano Apes – Open Your Eyes

Die späten 90er Jahre, die Zeit der Cargohosen, Collegehemden und Spaghettiträger-Tops. Und die Zeit des Crossover-Rock. Die deutschen Vorreiter dieses Genres waren die Guano Apes mit ihrer Frontfrau Sandra Nasić. Im Song geht es darum, mit offenen Augen durchs Leben zu gehen und seine Träume zu leben. Der Song ist die erste Singleauskopplung aus dem Debütalbum *Proud Like A God*.  
Holger Müller

PS: Die gesamte Playlist findet sich auf Spotify unter: ANNO 23 – das Musikjahr 1998.

Holger Müller, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommunikationswissenschaft der Universität Bamberg, leitet das von ihm ins Leben gerufene Uniradio friedaFM.

Foto: Holger Müller



## „Von jedem Tag will ich was haben, ...“

... was ich nicht vergesse, ein Lachen, ein Sieg, eine Träne, ein Schlag in die Fresse.“ Vor 25 Jahren starb Gerhard Gundermann. Einer der bekanntesten Liedermacher Ostdeutschlands war im Westen lange nahezu unbekannt.

**„Ach, meine Grube Brigitta ist pleite. Und die letzte Schicht lang schon verkauft. Und mein Bagger, der stirbt in der Heide. Und das Erdbeben hört endlich auf.“**

Gerhard Gundermann, 1955 in Weimar geboren, arbeitete tagsüber als Baggerführer, nachts schrieb er Lieder.

Die Grube Brigitta in der Lausitz, die Gundermann in seinem gleichnamigen Lied aus dem Jahr 1992 besingt, ist heute ein See.

1991 wurde sie geschlossen, weil nach dem Ende der DDR der Bedarf an Rohbraunkohle enorm zurückgegangen war. Drei- ßig Jahre später jedoch, angesichts eines Krieges und einer Energiekrise in Europa, erscheint manchem die Braunkohle wieder wichtig für die Energiesicherheit des Landes. Während im Rheinischen Braunkohlerevier das Wegbagern ganzer Dörfer für heftige Gegenwehr sorgt und zum Politikum wird, wusste Gundermann bereits vor dreißig Jahren um die Schattenseiten des Kohleabbaus.

**„Nicht mehr lang hin, dann sind die Kerzen in deinen Augen heruntergebrannt. Und von dir abgesprungen werden all die grünen Jungen sein, die sich mal deine Freunde genannt.“**

Bei der hier besungenen „Brunhilde“ könnte es sich um eine alte Kollegin Gundermanns aus dem Tagebau handeln. Das gleichnamige Lied aus dem Jahr 1997 entstand zu einer für Gerhard Gundermann schwierigen Zeit: Mit der Wende war ein Land untergegangen, das bei aller Fehlerhaftigkeit eine Heimat gewesen, einen Lebenssinn und Identität gespendet hatte, betrachtete Gerhard Gundermann sich doch als Kommunist, der an den Sozialismus, die DDR und eine gerechte Gesellschaft glaubte und etwas verändern wollte. Zwar hatte ihn der real existierende Sozialismus schließlich enttäuscht, dennoch hatte er sich ihm verpflichtet gefühlt.

**„Sie sagen, du hast mich verraten. Doch fehlt mir ja bis heute kein Bein. Der Teufel wollte braten und die Pfanne sollte deine sein.“**

Das singende Ich in „Sieglinde“ ist Bespitzelung zum Opfer gefallen, vergibt der vermeintlichen Täterin jedoch unbeschwert. Gundermann selbst hatte nicht nur als Sänger und Poet Liedtexte, sondern auch als Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi Spitzelberichte verfasst.

Seine Zusammenarbeit mit dem Überwachungs- und Repressionsapparat der DDR zwischen den Jahren 1976 und 1983/84 wurde im Jahr 1995 bekannt. Gundermann sang gegen



Gerhard Gundermann im Braunkohle-Tagebau.  
Foto: Andreas Höfer

das System und spitzelte für es – eine Persönlichkeit voller Ambivalenzen.

**„Vater, sag, ist in dem Koffer, dem gelben, noch der alte Projektor? Ich spul den Film zurück. Bis zu dem Tag, bis zu jener Stelle, als es noch nicht weg war, das Glück.“**

1994 war Gerhard Gundermanns Vater gestorben, der Jahrzehnte zuvor den Kontakt zu seinem Sohn abgebrochen hatte. Mit dieser Situation hatte Gundermann nur oberflächlich abgeschlossen. Nachdem er in der Wohnung des Verstorbenen Zeitungsartikel über sich gefunden hatte, kam die Trauer hoch und das Bewusstsein vom Verlust der Zeit, deutlich erkennbar in dem Lied „Vater“ aus dem Jahr 1997.

**„Du bist in mein Herz gefallen wie in ein verlassenes Haus. Hast die Türen und Fenster weit aufgerissen, das Licht kann rein und raus.“**

## Bamberger Ott

Die unabhängige Studierendenzeitschrift *Ottfried* ist seit 25 Jahren Teil des Bamberger universitären Lebens. Über drohende Rechtstreits, prominente Alumni und ein prägendes Vereinsleben.

Wer ist denn dieser *Ottfried*, bei dem du ständig bist? Diese Frage haben die meisten Mitglieder der Bamberger Studierendenzeitschrift schon einmal gehört. Der Titel der Zeitschrift stiftet regelmäßig Verwirrung. Auch die Kurzform „Ott“ hat es in sich: Während damit in anderen (Uni-)Städten Deutschlands wohl vor allem berauschendes Gras gemeint ist, zeigt die Silbe in Bamberg meist Veranstaltungen oder Angebote der Zeitschrift an: von der OttFahrt, bei der die Redaktion ins Grüne fährt und kocht, brainstormt, fotografiert und textet, bis hin zum OttCast, einer Rubrik, bei der die Redaktion ihre liebsten Podcasts vorstellt.

### Wie aus *Unimog Ottfried* wurde

Doch nicht schon immer teilt sich die Zeitschrift ihren Namen mit anderen berühmten Ot(t)frieds, etwa Schauspieler Fischer oder Autor Preußler. Als Bamberger Studierende 1998 eine eigene Zeitung, organisiert in einem Verein, gründeten, nannten sie diese noch *Unimog*. Denn so wie der traktorähnliche Geländewagen des Unternehmens DaimlerChrysler würde sich auch die Redaktion „stets mühsam durch unwegsames Gebiet“ kämpfen, wie die damaligen Mitglieder erklärten. Diese Analogie wurde der Redaktion jedoch schon nach einem Jahr zum Verhängnis. Denn als sie 1999 unter der Domäne [www.unimog.de](http://www.unimog.de) das Internet erobern wollte, wollte DaimlerChrysler die Adresse nicht mit den Bamberger Studierenden teilen

Nicht Trauer, sondern große Freude kommt in dem Lied „Linda“ aus dem Jahr 1993 zum Ausdruck, das Gerhard Gundermann nach der Geburt seiner Tochter im Vorjahr schrieb. Das singende Ich beschreibt darin einen Moment der Erweckung, des Neuanfangs. Wie auch in vielen anderen von Gundermanns Liedern aus den 1990er Jahren findet sich hier eine für die Nachwendzeit typische Orientierungssuche zwischen Alt und Neu gespiegelt, die sowohl Verunsicherungen als auch bereits eingetretene Enttäuschungen umfasst, doch zugleich Raum lässt für Hoffnung.

In der Mittsommernacht des Jahres 1998 erlag Gerhard Gundermann einem Schlaganfall. Gundi, mehr steht nicht auf seinem Grabstein auf dem Waldfriedhof in Hoyerswerda, wurde 43 Jahre alt. Erst ein Spielfilm, *Gundermann*, des Regisseurs Andreas Dresen aus dem Jahr 2018 über das Leben Gerhard Gundermanns sollte den singenden Baggerfahrer, als der er in Ostdeutschland bekannt geworden war, einem größeren Publikum vor allem in Westdeutschland bekannt machen.

Isabel Stanoschek

– und machte ihnen unmissverständlich klar, dass sie weder einen ähnlichen Domänennamen noch den Namen „Unimog“ auf der Website nutzen dürften. Nach einer Besprechung mit Anwälten war klar: Einen Rechtstreit wolle man nicht riskieren. Ein neuer Name musste her. Der Name der Otto-Friedrich-Universität wurde schließlich zusammengestaucht zu *Ottfried*. 2000 ging die Zeitung unter [www.ottfried.de](http://www.ottfried.de) online. Und 15 Jahre später folgte aus dem Institut für Kommunikationswissenschaft das weibliche Pendant *FriedaFM*, das Bamberger Uniradio.

Anfangs noch zum Preis einer Mark, finanzierte sich das Blatt mit der Zeit komplett über Anzeigen und ist somit kostenlos für ihre Leserinnen und Leser. Anfangs erschien *Ottfried* im klassischen Zeitungsformat, bevor 2007 zu einem Magazin umgestellt wurde. Mit der Corona-Pandemie verschwand das Print-Produkt für kurze Zeit. Stattdessen verlagerte sich die Zeitschrift verstärkt ins Internet – und das erfolgreich: Auf Instagram zählt der Account [@ottfried.bamberg](https://www.instagram.com/ottfried.bamberg) mit eigenen Infografiken, Reels und Fotografien zu den reichweitenstärksten Accounts deutscher Studierendenmedien.

Inhaltlich bewegte sich *Ottfried* stets zwischen seriösen Themen – und solchen mit einem Augenzwinkern. So berichtete das Magazin etwa über den Protest der rund 2.500 Studierenden gegen drohende Entlassungen an der Universität im Jahr 2003 oder die Änderung des bayerischen Hochschulgesetzes

2022 – aber auch über die Eröffnung des größten Sexclubs Bambergs im Jahr 2010 und stellte 2019 die Frage „Welches Uni-Klo bist du?“. Wiedererkennungswert haben auch die Artikelreihen des *Ottfrieds*: Bei „Warum ich liebe, was ich tue“ wird in jeder Ausgabe eine Person porträtiert, bei „FLOTTe Fragen an ...“ werden Künstlerinnen, Schauspielern oder dem Uni-Präsidenten kreative, kurze Fragen gestellt.

### „Otter“ fürs Leben

*Ottfried* befragt aber nicht nur Berühmtheiten, der Verein hinter der Zeitschrift brachte sie auch schon selbst hervor. So waren etwa die stellvertretende Chefredakteurin des Magazins

*InStyle* Bianka Morgen oder der *Spiegel*-Investigativ-Journalist Sven Becker einst Mitglieder der Studierendenzeitschrift. Bei letzterem ist *Ottfried* sogar für das private Glück mitverantwortlich: Becker hat beim *Ottfried* „die Frau seines Lebens“ kennengelernt, wie er im Interview mit der Studierendenzeitschrift 2021 verriet. Aber nicht nur die beiden haben ihr Glück bei der Bamberger Studierendenzeitschrift gefunden. Bei Layout-Sessions, Redigier-Sonntagen, Tutorien, und (Kaffee-)Koch-Einheiten entstehen Freundschaften, die ein Leben lang halten – so hofft es zumindest die Autorin dieses Textes, für die die *Ottfried*-Treffen am Montagabend die schönsten Zeiten ihres Studiums waren.

Lea Hruschka

## He did it his way

Frank Sinatra, auch „Ol' Blue Eyes“ genannt, hat neben seinem Ruhm in der Musik- und Schauspielerwelt auch bittere Rückschläge erleiden müssen. Immer galt: He did it his way.

„I've lived, a life that's full / I travelled each and every highway / And more, much more than this / I did it my way.“ So tiefgründig heißt es in einem der erfolgreichsten Songs von Frank Sinatra. Wer hätte gedacht, dass der italienisch-amerikanische Künstler den von Paul Anka umgetexteten französischen Chanson anfangs nicht besonders mochte. Den großen Durchbruch hatte „My Way“ jedoch auch nicht gleich bei der Veröffentlichung. Die Aufnahme des Welthits von Frank, bürgerlich Francis Albert, Sinatra aus dem Jahr 1968 kam nur auf Platz 27 der US-Charts – blieb aber 122 Wochen in den britischen Top Hundred. Mit rund 300 Millionen Spotify-Streams und gecovered von Elvis, Tom Jones, Sid Vicious und mindestens 150 anderen ist der Song ein zeitloser Klassiker.

Auch 25 Jahre nach seinem Tod am 14. Mai 1998 werden seine Songs noch monatlich 15 Millionen Mal bei Spotify angeklickt. „Hunderte von anderen Sängern haben die gleichen Lieder gesungen, aber bei Frank klangen sie anders, einzigartig. Das Band, das ihn mit dem Publikum verknüpfte, ist nie durchtrennt worden. Seine Musik gehört jeder Generation, die lebt und liebt“, so schreibt sein Biograph Charles Pignone.

Doch wie wurde aus Sinatra einer der größten Weltstars? In die Wiege wurde ihm sein künstlerisches Talent nicht gelegt. Sein Vater stammt aus Palermo/Sizilien und arbeitete als Profiboxer, Feuerwehrmann und Kneipier. Franks Mutter kam aus dem norditalienischen Lumarzo und war örtliche Vorsitzende der Demokratischen Partei in Hoboken. Frank entdeckte seine Musikleidenschaft in jungen Jahren durch das Spielen der Ukulele selbst. Mit 20 Jahren gewann er einen Talentwettbewerb.

Seinen ersten großen Erfolg feiert der 1915 in New Jersey Geborene 1939, als ihn Harry James, ein bekannter Bigband-Leader,

engagiert. Nur ein Jahr später entsteht sein erster Nummer-1-Hit: „I'll Never Smile again“ mit Tommy Dorsey. Alles läuft perfekt – fast. In den Nachkriegszeiten kämpft „The Voice“ mit Stimmbandproblemen und fehlenden Engagements. Zwei Scheidungen, etliche Affären und Gerüchte über seine Verbindung zur Mafia kratzen an seinem Image.

Schnell jedoch gewinnt er wieder an Ruhm, als er durch den Oscar als bester Nebendarsteller für *Verdammt in alle Ewigkeit* (1953) und einer Nominierung als Hauptdarsteller im Drogen-drama *Der Mann mit dem goldenen Arm* (1955) sowie einen Plattenvertrag mit „Capitol Records“ und zahlreichen Auftritten in Las Vegas alle immer wieder von seinem Talent überzeugen kann. Da geraten die Schattenseiten des Sonnyboys schnell in Vergessenheit.

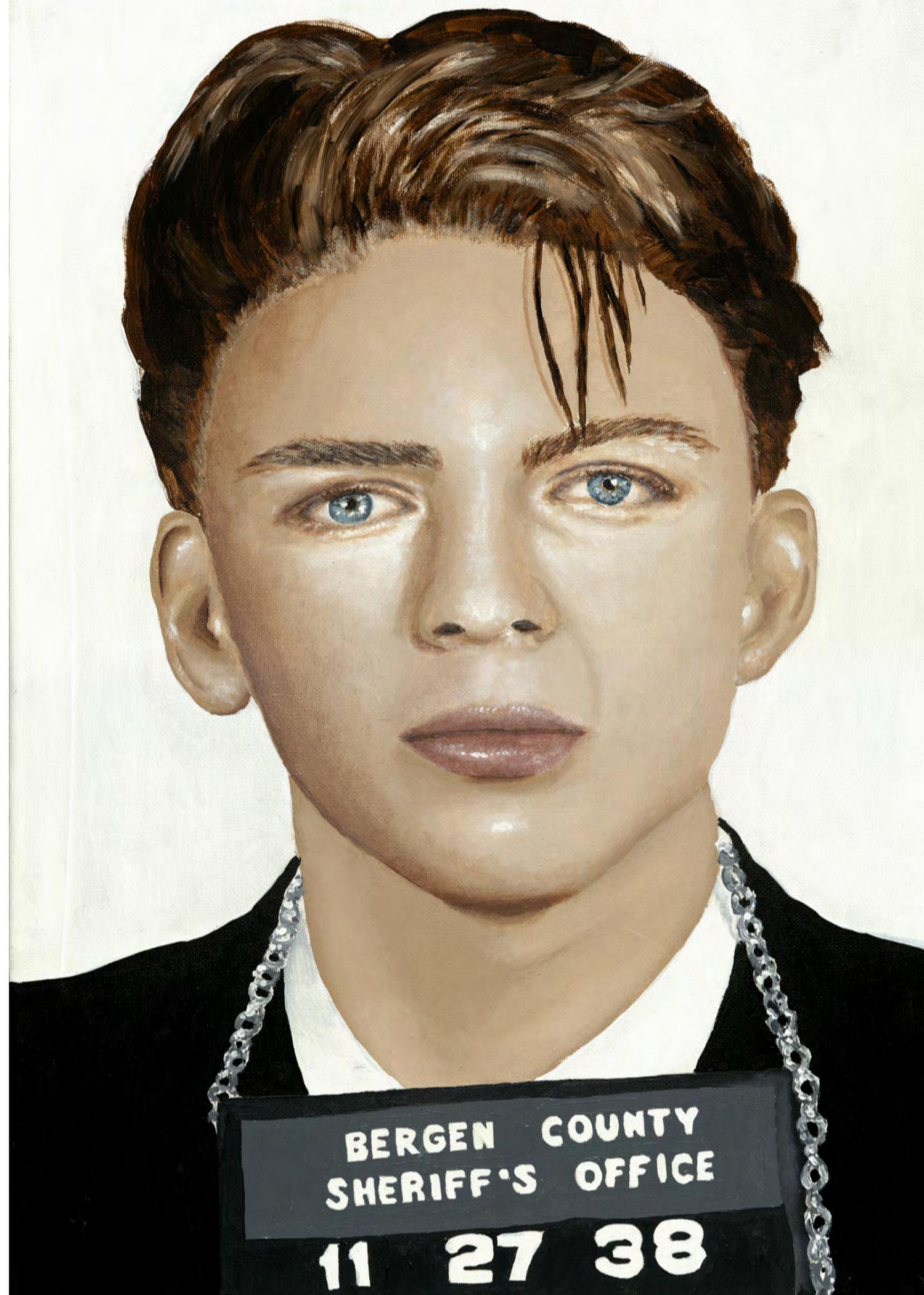
Auch für seine Vorliebe zum Interpretieren von Weihnachtsliedern ist er bekannt. Allein fünf Alben mit Christmas Songs hat er veröffentlicht. Eine zeitlose Ikone also, dessen Lieder man zu jeder Jahreszeit hören kann und das noch heute Vorbild für viele Künstler ist.

Ol' Blue Eyes hat es auf seine Art gemacht. Und diese ist und bleibt unvergessen.

Nisa Bajric

Ol' Blue Eyes in ganz jungen Jahren. 1938 wurde Frank Sinatra im Bergen County, New Jersey verhaftet und wegen Verführung und Ehebruch zu 1.500 Dollar Strafe verurteilt.

Bild: Hannah Söltzer



## „Muss ich denn sterben, um zu leben?“

Auf dem Wiener Zentralfriedhof findet man neben tausend anderen Gräbern (einst) Prominenter, auch die letzte Ruhestätte des zu Lebzeiten schillernden Popstars: Falco steht groß auf einem drei Meter hohen Obelisk, sein Geburtsname klein daneben.

Falco, eigentlich Johann Hölzel, starb am 6. Februar 1998 bei einem Autounfall in der Dominikanischen Republik, nach einem Leben zwischen Extremen, mit 1,5 Promille Alkohol und großen Mengen Kokain im Blut. Wie sein Tod, so startete auch schon sein Leben dramatisch. Als einziger Überlebender von Drillingen wurde er 1957 in Wien geboren. Später erklärte er, dass er seine toten Geschwister manchmal „spüre“. Schon als Kind wurde bei Johann Hölzel ein „absolutes“ Gehör festgestellt. Wurde er gefragt, was er später einmal werden wollte, lautete seine Antwort: „Popstar“. Johann studierte drei Semester am Wiener Jazz-Kuratorium, brach aber rasch ab und verfolgte sein Ziel, schnell ein „richtiger“ Musiker, eben ein Popstar, zu werden. 1976 zog der 20-Jährige nach West-Berlin, in der Hoffnung, hier David Bowie – sein großes Vorbild – zu treffen. Eigentlich wollte er eine Art „österreichischer David Bowie“ in Berlin werden, richtig heimisch fühlte er sich jedoch nie, doch fand er hier zu dem Namen, unter dem er berühmt werden sollte. Euphorisch entschied er am Neujahrstag 1978: „Ab sofort heiße ich Falco“, nach Falco Weißpflog, der damals als der wagemutigste Skispringer der Welt galt.

1981 wurde Falco durch den Hit „Der Kommissar“ als Solokünstler bekannt. Der gerappte Text: Ein abenteuerlicher Mix aus Hochdeutsch, Wienerisch und Englisch. Von da an ging es steil bergauf. Falco begab sich auf eine rasante Überholspur. Er erfüllte sich seinen Kindheitstraum, wurde ein echter Popstar. Mit „Rock me Amadeus“ gelang Falco auch der weltweite Durchbruch. Es wurde der erste und bis heute einzige deutschsprachige Song, der in den USA 1986 die Charts anführte.

Im Jahr 1985 schaffte es Falco mit seiner umstrittenen Single „Jeanny“ auf Platz eins der deutschen Charts. Das Lied, in dem Falco die Rolle eines Stalkers und psychopathischen Mädchenmörders annimmt, hielt sich sage und schreibe 22 Wochen auf Platz eins der deutschen Charts. Falcos verstörende „Jeanny“-Lyrics brachten dem Künstler jedoch auch den Vorwurf ein, Vergewaltigung zu verherrlichen. Verschiedene Rundfunkstationen weigerten sich, das Lied zu spielen. Selbst Thomas Gottschalk meldete sich damals zu Wort und nannte den österreichischen Künstler in einem Zeitungskommentar ein „Wiener Würstchen“. Falco produziere „Schwachsinn“, so Gottschalk.

Nachdem Falco mit seiner Welttournee ganz oben angekommen war, führte der Erfolg ihn ins Verderben. „Das schaff ich nie wieder!“, soll er auf dem Höhepunkt seiner Karriere gesagt haben. Und schon 1986 begann Falcos musikalischer Abstieg. Konzerte wurden abgesagt, Falco zog sich zurück. Alkohol und Drogen werden zu vermeintlichen Seelenröstern. Er hangelt sich von Entzug zu Entzug.

Trotz reichlicher Bemühungen kam er nicht wieder zurück, auf die Überholspur. Auch privat lief es nicht rund. Seine Ehe mit Isabella Vitkovic wurde 1989 geschieden. Bei der angeblich gemeinsamen Tochter Katharina Bianca schaffte ein Vaterschaftstest Klarheit. Sie war nicht Falcos leibliche Tochter. Für den Sänger brach seine ganze Welt zusammen, war er doch stets ein liebevoller und ehrgeiziger Vater.

FALCO

Bild: Hannah Söltzer

Alkohol und Drogen wurden nun endgültig zu seinen besten „Freunden“. Um Ruhe zu finden, wanderte er 1996 in die Karibik aus. In seiner Villa lebte und feierte er intensiv, aber die tiefen Depressionen, die ihn schon in seiner Heimat begleiteten, wurde er auch dort nicht los.

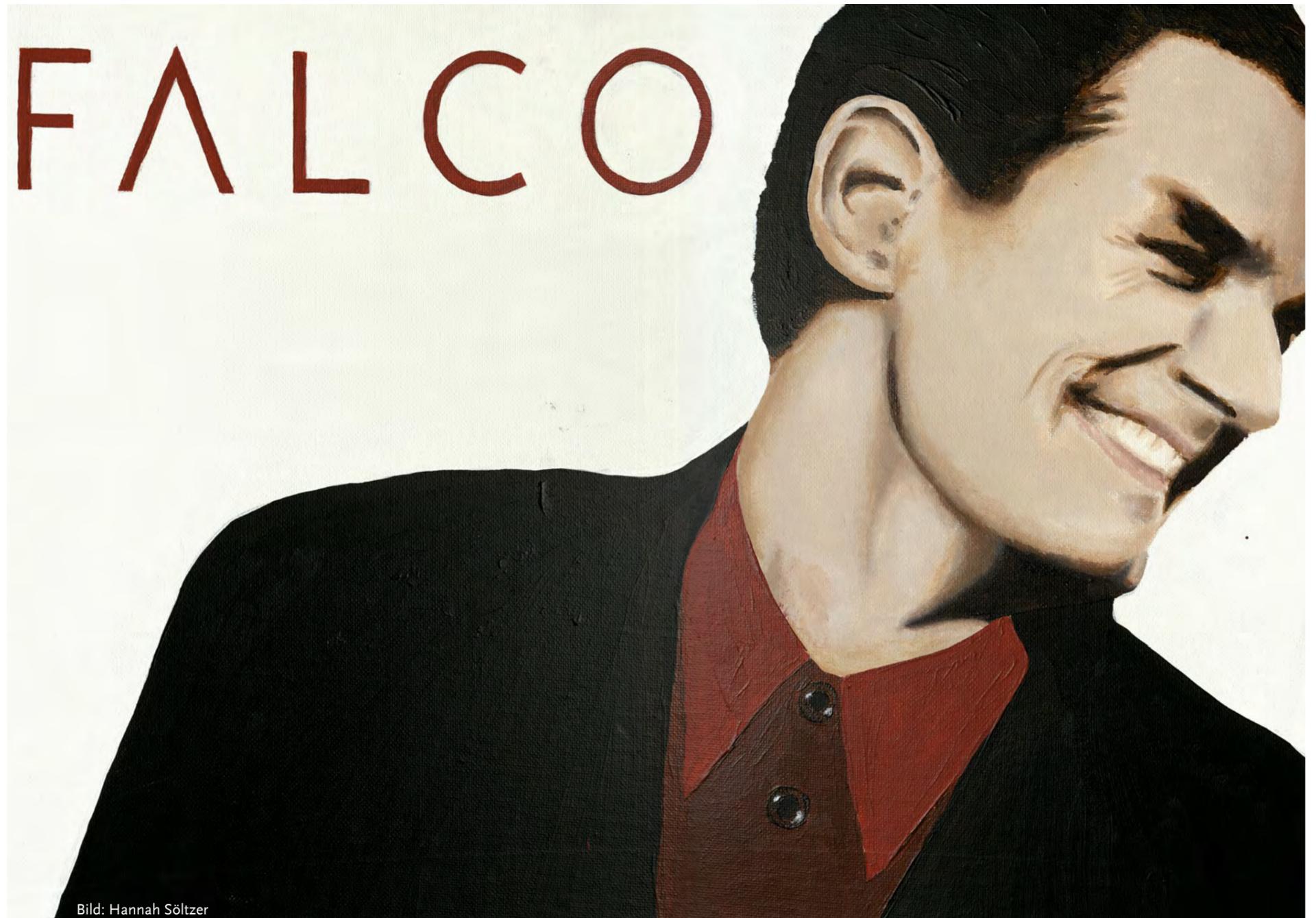
Das bitter-süße Leben zwischen Exzess und Melancholie endete früh: In der Parkplatzausfahrt einer Diskothek rammte ein Bus seinen Geländewagen mit voller Wucht. Falco war sofort tot. Ein Comeback ist ihm am Ende doch noch gelungen – wenn auch posthum. Das Album *Out Of The Dark* ging in Österreich, seiner Heimat, auf die Eins, in Deutschland erreichte es immerhin den dritten Platz in den Charts. Besonders eine Songzeile aus dem Titelsong seines letzten Albums sorgte für

Spekulationen: „Muss ich denn sterben, um zu leben?“, sang er in dem düsteren Text.

Dadurch entstanden in den Medien Gerüchte, Falco hätte sich in Wirklichkeit das Leben nehmen wollen. Geklärt wurde dieses Mysterium nie. Bis heute halten sich die Vermutungen, dass der nur angebliche Unfall ein Suizid gewesen sei.

Beerdigt wurde Falco am 14. Februar 1998 auf dem Wiener Zentralfriedhof. 4.000 Menschen erwiesen dem berühmten Österreicher die letzte Ehre. *Sandra Ther*

*Sandra Ther, Referentin der Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften an der Universität Bamberg, tanzt noch heute gerne auf Falco-Songs. „Dreh dich nicht um, schau, schau,...“*



# 1973

neunzehnhundertdreiundsiebzig



Die Wirtsleute eines Gasthofs bei Weilheim in Oberbayern holen ihre Gäste vom Bahnhof ab – wie immer im VW-Kleinbus, während des Fahrverbots 1973 aber mit zwei vorgespannten Pferden.

Foto: picture alliance / Keystone / Roedel

## Ölpreisschock und Autostop

Ein generelles Tempolimit auf Deutschlands Autobahnen? Undenkbar! Oder doch? 1973 war es so weit: Ab dem 25. November durfte sechs Monate lang nur 100 gefahren werden, auf den Landstraßen nur 80. Und, schlimmer – oder besser – noch, an vier Sonntagen galt ein völliges Fahrverbot. Bilder von leeren Straßen, von Picknicks auf der Autobahn, von Pferden, die PKWs zogen, von Happenings zur sonstigen Ausflugs-Rush-Hour bestimmten an den Montagen die Zeitungen (Journalisten waren wie Polizisten, Ärzte – und Blumenhändler – vom Fahrverbot ausgenommen).

Der Hintergrund: die Ölkrise – oder vielmehr „Die Erdöl-Erpressung“ (*Spiegel*-Titel vom 4.11.), gar der Feldzug der „Öl-Scheichs gegen Europa“ (*Spiegel*-Titel vom 11.11.). Drohte nun „Das Ende der Überflußgesellschaft“ (*Spiegel*-Titel vom 18.11.)? Der Preis für ein Liter Normalbenzin ist „explodiert“ (*Bild* am 1.11.) – von vorher knapp 65 auf teils über 70 Pfennige! Es habe „Geisterstimmung in der Bundesrepublik“ geherrscht, erinnert der Bayerische Rundfunk später. Was war geschehen? Am 6. Oktober, dem jüdischen Feiertag Jom Kippur, hatten Ägypten und Syrien Israel angegriffen. Israelische Verbände konnten zurückschlagen und marschierten auf den Sinai und die Golanhöhen. Nach 18 Tagen trat ein im Weltsicherheitsrat ausgehandelter Waffenstillstand in Kraft.

Nun drosselte die von arabischen Staaten dominierte Organisation erdölexportierender Staaten (OPEC) die Fördermengen, um die Israel unterstützenden Importländer v.a. in Europa unter Druck zu setzen. Der Rohölpreis stieg sofort um 70 Prozent. Erstmals wurde die Abhängigkeit vom wichtigsten Rohstoff Vielen drastisch bewusst. Die Politik reagierte entsprechend, die Wirtschaft erlebte eine Rezession.

Doch die Krise ging vorbei; zu einem echten Umdenken führte sie nicht – und auch das Tempolimit blieb eine ephemere Erscheinung. Damals, vor 50 Jahren, gab es rund 17 Millionen PKWs in der Bundesrepublik. Heute sind es 48,8 Millionen.

Markus Behmer

## Voll Schwul!

Der erste Kuss zwischen zwei Männern im Fernsehen ist 1973 bundesweit auf den Bildschirmen zu sehen. Die siebziger Jahre bilden den Wendepunkt hin zum Verständnis von Sex und Sexualität, wie wir es heute kennen, und trotzen bisherigen Moralvorstellungen.

„Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen!“ lautet das Fazit des provokanten 1971 produzierten Kunstfilms *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*. Regisseur Rosa von Praunheim wagt sich an das Tabuthema Liebe unter Männern und schafft es 1972 mit dem Film auf die documenta 5 und die Internationalen Filmfestspiele in Berlin. Gezeigt wird eine Reihe von Alltagsszenen, die der homosexuelle Daniel in seiner Repression unter der heteronormativen Gesellschaft durchlebt. Unter anderem wird das in der Szene verbreitete Cruisen gezeigt, bei welchem sich Homosexuelle tagsüber in öffentlichen Toiletten und Parks treffen, um sich voreinander zu entblößen und zu befriedigen. In ihrer Identität unterdrückt sehen sie sich gezwungen, sich dieser Form des schnellen und anonymen Sex zuzuwenden und widersprechen damit wiederum selbst einer Akzeptanz von ihrer Liebe als normale Liebe, da sie sie nur im Geheimen stattfinden lassen.

Daniel kommt zu Beginn des Films in Berlin an und verliebt sich zunächst in Clemens, mit dem er in einem eheähnlichen Verhältnis lebt. Er verlässt Clemens nach kurzer Zeit, um mit einem wohlhabenden und älteren Mann zu leben, der Daniel bald betrügt und als bloßes Lustobjekt degradiert. Fortgehend wird die Zuwendung Daniels zur homosexuellen Subkultur gezeigt, wie die Arbeit in Szene-Cafés, den Besuch von Bars oder dem Zur-Schau-Stellen im Schwimmbad. Zum Ende des Films begleitet er Paul, den er in der gleichen Nacht im Travestie-Lokal kennengelernt hat, in seine schwule Wohngemeinschaft und Kommune. Dort wird die Oberflächlichkeit der Subkultur besprochen, von welcher Daniel bisher Teil war.

In dieser abschließenden Diskussion wird bemängelt, dass Diskriminierung und Ausgrenzung der Gruppe in ihren eigenen Reihen – durch die Akzeptanz des platten Lebens in Unterdrückung – gefördert werden. Die Mitbewohner Pauls fordern Emanzipation und das öffentliche Bekenntnis zum homosexuellen Leben sowie ein soziales und politisches Engagement von jedem Schwulen, um der Diskriminierung und dem Versteckspiel ein Ende zu setzen: „Raus aus den Toiletten, rein in die Straßen!“

### Die „beschissene“ Situation aufdecken

Der Film spiegelt einen Frust darüber wider, dass die Gruppe der LGBTQIA+ – ein Akronym, das es vor 50 Jahren noch längst nicht gab – nicht länger bereit ist, auf Akzeptanz durch die heteronormative Gesellschaft zu warten. Er provoziert und soll Hetero- sowie Homosexuelle aus der bestehenden Ruhe ins Gespräch bringen, denn es gilt, die „beschissene Situation

der Schwulen schonungslos aufzudecken“, so Rosa von Praunheim. Die Präsentation in Kinos und auf Filmfestivals führt zu Diskussionen vor Ort und allein in den beiden darauffolgenden Jahren bilden sich siebzig Gruppen und Homosexuelleninitiativen in Deutschland.

Die Ausstrahlung im Fernsehen gestaltete sich jedoch als komplizierter und durchaus umstrittener, wobei es zunächst nur zu einem Sendetermin in Nordrhein-Westfalen am späten Abend im Januar 1972 kam. Die zuvor angekündigte bundesweite Ausstrahlung wurde aus Sorge vor Gegenstimmen und unter dem Vorwand, die Homosexuellen beschützen zu wollen, zunächst abgesagt.

Und in der Tat erfolgen Anrufe empörter Zuschauer\*innen und es entsteht ein zunächst negatives Stimmungsbild. Als Reaktion kam es im nächsten Jahr zu einer Publikumsdiskussion und regen Debatte zwischen Rosa von Praunheim und Mitautoren mit Politiker\*innen, Produzenten und Wissenschaftlern. Innerhalb des Gesprächs wird erläutert, dass es sich auch nach langsamem Fortschritt weiterhin um eine perverse Situation handelt, in der sich der Homosexuelle gefangen sieht. Die Akzeptanz und Eingliederung in die Gesellschaft stünden weiterhin aus und das zeige sich auch durch die auf das Land NRW eingeschränkte Ausstrahlung, die zudem zu so später Stunde stattfindet.

Der SPD-Politiker Wilderich Ostman von der Leye fragt gelassen in die Runde, warum Stolz auf Homosexualität richtig wäre? Ob hier nicht statt so einer Verklemmtheit einfach Offenheit gefordert werden sollte? Wer sei schon stolz auf etwas? Von Praunheim erklärt, dass der Homosexuelle bereits in einer verklemmten Situation lebt, in der er sich nur mit Stolz, Kraft und Selbstbewusstsein behaupten könne. Täglich kommt es zur Diskriminierung und zu verleugnen, dass ein Schwuler sich ständig verteidigen und kämpfen muss, ist unmöglich. Die homosexuelle Liebe kann im Vergleich zur heterosexuellen Liebe nicht „normal“ gelebt werden, bis es zur vollständigen Akzeptanz kommt. Bis dieser Punkt erreicht werde, muss gekämpft und müssen Filme wie dieser präsentiert werden, um von einer „normalen“ Liebe frei von Einschränkung und Diskriminierung reden zu können.

### Zu provokant für den BR

Im Januar 1973 folgte schließlich die erste bundesweite Ausstrahlung des Films in der ARD, allerdings ohne den Bayerischen Rundfunk. Dieser sendete zu dieser Zeit einen finnischen Spielfilm und der folgende Medien-Skandal bietet dem Film eine weitere Plattform.

Die siebziger Jahre schreiben das Thema Sexualmoral im Fernsehen neu und *Nicht der Homosexuelle ist pervers...* gilt hierbei als Vorreiter. Es folgen weitere Sendungen auf dem Spektrum Sex und Sexualität, oft aktivistisch, mal skandalös, meist beides.

In den Kinos werden Lederhosenfilme gezeigt, bei welchen es sich um Erotikfilme aus dem Alpengebiet handelt. *Unterm Dirndl wird gejodelt* oder *Jodeln is ka Sünd* lassen die Kinokassen klingeln und liefern auf eigene Art einen Beitrag zur sexuellen Revolution.

### Selbstbefriedigung: Nina Hagen führt vor!

Es kommt zu Auftritten wie dem der Punk-Ikone Nina Hagen 1979 in der Talkshow *Club 2* des Österreichischen Rundfunks (ORF). Sie sitzt neben ihrem Gitarristen-Freund auf der Couch

und erzählt nicht nur, sondern demonstriert, wie eine Frau erfolgreich masturbiert.

Der Skandal führt beinahe zur Absetzung der Show und füttert eine wochenlange Diskussion.

Hagen erklärt der Gesprächsrunde: „Wenn wir auf unsere Mütter und Väter gehört hätten, hätten wir heute noch immer keinen Orgasmus“. Doch was sie hier eigentlich fordert, entspricht dem Kern der Aufklärungs-, der Emanzipations- und auch der Schwulenbewegung, nämlich die Enttabuisierung. Sie fordert ein Heraustreten aus dem stillen Kämmerlein, rein in die Straßen.

Hagen, von Praunheim und zahlreiche weitere Stimmen werden laut und schaffen einen Raum für Identität, Sexualität und Individualität, der schließlich von den Bildschirmen in den Alltag übergeflossen ist.

Leandra Frey

Der Filmemacher Rosa von Praunheim als Schauspieler in der Produktion *Der Fröhliche Serienmörder* aus dem Jahr 2012.  
Quelle: <http://www.rosavonpraunheim.de>



## „Charme allein genügt nicht, Frau Thomas!“

Am 3. Februar 1973 moderierte erstmals eine Frau eine Sportsendung im deutschen Fernsehen. Die Rede ist von Carmen Thomas und dem *Aktuellen Sportstudio* im ZDF. Vor allem bei *Bild* zog das mit mehreren reißerischen Artikeln große Wellen nach sich.

„Jetzt kommen wir auf das zu sprechen, nämlich auf das Spiel Schalke 05 gegen – äh – jetzt habe ich es vergessen...“ Ein solcher Versprecher kann wohl jedem passieren, gerade in einer Live-Sendung ist er sicher unangenehm. 18 Tage danach brachte *Bild* diesen kleinen Zahlenfehler auf die Titelseite. Es war weder das erste noch das einzige Mal, dass die Zeitung offenbar gegen die junge Moderatorin agierte. Doch davon ließ sie sich nicht unterkriegen.

Carmen Thomas kann auf eine große Karriere zurückblicken. Geboren am 7. Mai 1946 sammelte sie ihre ersten Erfahrungen im Bereich der Moderation bereits im Alter von 21 Jahren beim

WDR. Nur vier Jahre später, 1972, moderierte sie als erste Frau das *TV-Tages-Magazin*, den Vorläufer der *Tagesthemen*. Und das öffnete ihr eine weitere Tür. Als erste deutsche Reporterin bekam sie einen Jahresvertrag bei der BBC für die Sendung *Midweek*. Mit Mitte 20 hatte sie bereits vieles erreicht, was bis dato gerade für Frauen in scheinbar unerreichbarer Ferne lag. Aber damit riss ihre Erfolgswelle noch nicht ab.

Vor 50 Jahren, am 3. Februar 1973, moderierte sie als erste Frau im deutschen Fernsehen eine

Sportsendung. Heute sind Frauen aus dem Sport gar nicht mehr wegzudenken. Damals war es Neuland – eine Frau in einer Männerdomäne. Entsprechend große Kreise zog das auch in den Medien. Besonders auffällig war dabei eben die Berichterstattung der *Bild*.

Noch vor der Ausstrahlung der zweiten Sendung mit Carmen Thomas als Moderatorin erschien in der *Bild am Sonntag* ein Artikel mit dem pseudo-schmeichelhaften Titel „Charme allein genügt nicht, Frau Thomas!“. Der Autor kommentierte das *ZDF-Sportstudio* „gestern Abend“ – nur, dass die Zeitung bereits zu kaufen war, bevor die Sendung überhaupt lief. Gleich zu Beginn sprach der Autor Carmen Thomas augenscheinlich Komplimente aus. Sie habe es „nicht schlecht gemacht“ und

„Mut bewiesen“. Überzeugen habe sie ihn dennoch nicht können, sie wirke unsicher und ihr würden die sportlich journalistischen Fähigkeiten fehlen. In seinen Augen sollte das *Sportstudio* „Männersache“ bleiben. Denn Sport sei „die Spielwiese des starken Geschlechts“.

Das ließ Carmen Thomas nicht unkommentiert stehen. Sie begann die Sendung an diesem Abend mit den Worten „Sie brauchen heute nicht zu gucken, weil eine große deutsche Zeitung schon weiß, wie ich heute sein werde.“ Daraufhin las sie Passagen aus dem Artikel live vor der Kamera vor.

Obwohl sie das *Aktuelle Sportstudio* souverän moderierte, berichtete sie später in Interviews von bösen und drohenden Zuschauerbriefen. Etwa ein halbes Jahr später unterlief ihr ein kleiner Versprecher. Obwohl sie noch für weitere ein- einhalb Jahre die Sendung moderierte, hält sich bis heute das Gerücht, sie wäre wegen „Schalke 05“ gefeuert worden. In Umlauf gebracht hatte das die *Bild* – in einem Artikel 18 Tage nach dem Versprecher. Ob das eine verspätete Reaktion darauf war, dass die Moderatorin die Zeitung in der zweiten Sendung bloßgestellt hatte, ist reine Spekulation.

Klar ist, dass Carmen Tho-

mas Karriere danach alles andere als beendet war. Sie wechselte zurück zum WDR und begründet 1974 mit *Hallo Ü-Wagen* den Hörfunk zum Mitmachen. Später lehrte sie auch an Universitäten und gründete schließlich eine Moderations-Akademie. Trotzdem: Bis im *Aktuellen Sportstudio* Moderatorinnen zur Normalität wurden, verging noch einige Zeit. Erst 1980 stand wieder eine Frau dort vor der Kamera. Aber Carmen Thomas hat den Weg geebnet für all diejenigen, die nach ihr kamen und kommen werden. Und diese Vorbildrolle sollte viel mehr in Erinnerung bleiben, als ein kleiner Versprecher.

Elisabeth Official

Carmen Thomas in *Hallo Ü-Wagen* 1982 in Bad Oeynhausen.

Foto: WwwFrank; Wikimedia Commons



## Die Likör-Revolte

Wie Günter Mast 1973 das Trikot-Sponsoring in die Fußball-Bundesliga brachte.

Der 24. März 1973 gilt bis heute als Geburtsstunde der Trikotwerbung in der Bundesliga. Der Weg zu dieser Premiere hat so viel zu bieten, dass es gleich für mehrere erfolgreiche Kommunikationskampagnen reichen würde: vom Storytelling mit mehreren Erzählebenen über eine gepfefferte Provokation bis hin zur Vorreiterrolle bei einem Kommunikationsinstrument, das heute Milliarden bewegt. Dass das Premierendatum eigentlich dem Reich der Postfakten zuzuordnen ist, erscheint da nurmehr als eine besserwisserische Randnotiz.

Am Anfang stand eine Geschichte. Ihre erste Erzählebene fasst die *Welt*-Überschrift „Wie ein Postbote die Trikotwerbung erfand“ zusammen. Als in Deutschland die Winter noch richtige Winter waren, durften Postboten noch Probleme haben, die Post auf dem niedersächsischen Lande zuzustellen. Und so kam es, dass Klaus-Dieter Seisselberg für einen Kollegen einsprang und mit seinem Post-Lkw einen Eilbrief zustellte.

Der Empfänger war Günter Mast, Geschäftsführer des Kräutlerlikörs Jägermeister. Der war so dankbar für die engagierte Zustellung, dass er den Postboten hereinbat. Man trank einen Schnaps und kam ins Gespräch. Irgendwann bot der Postbote an, für eine Unterstützung der Rollhockey-Abteilung den Jägermeister-Hirschen auf der Brust zu tragen. Das ist die Geschichte zur Idee der Trikotwerbung.

Auf einer zweiten Erzählebene erfahren wir, warum man sich diese Geschichte heute erzählen kann. Denn erst auf dem Totenbett soll Günter Mast sie freigegeben haben. Von der Idee bis zur Premiere war es noch ein weiter Weg. Hier kommt die Provokation ins Spiel. Die ist nicht fern, wenn ein rauflustiger Manager auf deutsche Funktionäre trifft. Denn was man in Italien darf, darf man in Deutschland noch lange nicht. Schon 1972 ließ Günter Mast den SC Jägermeister in der zweiten italienischen Eishockey-Liga mit dem Hubertushirsch auf dem

Trikot auflaufen. Damit erschien der Weg zum Trikotsponsoring beim benachbarten Fußball-Bundesligisten Eintracht Braunschweig nicht mehr weit. Die Eintracht konnte den versprochenen Geldsegen von 500.000 Mark für einen Fünfjahresvertrag gut gebrauchen. Denn der Deutsche Meister von 1967 stand am Abgrund: Beim Bundesliga-Skandal 1972 stand der Club mit 16 bestraften Spielern ganz vorne, dafür drückten ihn Schulden und die Zuschauer blieben weg. Das Geschäft aber war mit dem DFB nicht zu machen: Er untersagte die Trikotwerbung.

Die Lösung war eine lehrbuchmäßige Provokation: Wenn die Werbung nicht auf die Fußballer-Brust darf, wird die Fußball-Elf eben zur Werbe-Elf. Und so änderte Eintracht Braunschweig einfach sein Vereinswappen: Statt des angsteinflößenden Löwen war es fortan der freundlich dreinblickende Hubertushirsch.

Doch die DFB-Funktionäre blieben stur, was Günter Mast erst recht gefreut haben dürfte. Denn was wäre eine ordentliche Provokation ohne Empörung und Gegenwehr? Irgendwann sahen die DFB-Herren ihre Niederlage ein, so dass am 24. März 1973 die Eintracht im Heimspiel gegen Schalke 04 erstmals mit dem Hubertushirsch auf der Brust auffief. So erlebte die Bundesliga an diesem Tag eigentlich nur die Premiere eines neuen Vereinswappens. Nun setzten sich die DFB-Herren schnell an die Spitze der Bewegung und erlaubten noch im selben Jahr die richtige Trikotwerbung. Für Sponsoren der ersten Stunde wie Remington, Brian Scott und Allkauf läutete dies nicht unbedingt eine nachhaltig glänzende Zukunft ein. Für Braunschweig übrigens auch nicht: Die Mannschaft stieg wenige Wochen später in die Zweite Liga ab. *Olaf Hoffjann*

Dr. Olaf Hoffjann ist Professor für strategische Kommunikation an der Universität Bamberg.

## „Mittelerde ist nicht ganz weiß“

Wie J.R.R. Tolkiens Vermächtnis polarisiert: Eine von vielen Fans geliebte Welt, in der sich multikulturelle Völker von Menschen, Hobbits, Zwergen und Elben gegen das Böse verbinden, aber dunkle Haut nicht toleriert wird.

„In einer Höhle in der Erde, da lebte ein Hobbit“. Mit diesen Worten begann nicht nur der Abenteuerroman *Der kleine Hobbit*, sie waren der Beginn einer langen Reise durch Mittelerde, die sich in der darauffolgenden *Der Herr der Ringe*-Trilogie sowie in weiteren Werken über das Reich Mittelerde und seine Bewohner fortsetzte. Trotz des Todes Tolkiens vor 50 Jahren, am 2. September 1973, ist diese Reise bis heute nicht zu Ende. Anfang der 2000er Jahre wurde die geliebte Welt rund

um Hobbits, Elben und Zwergen zum ersten Mal auf die große Leinwand gebracht, in den 2010er Jahren folgte die Verfilmung von *Der Hobbit* in drei Teilen. Der neueste Erweiterungsversuch aus dem Jahr 2022 ist die Serie *Der Herr der Ringe: Die Ringe der Macht*, die mit einer eher negativen Rezeption auf dem Streaming Dienst Amazon Prime startete und mit dem Casting schnell für Irritation sorgte. Die Serie ließ die ewige Debatte über Rassismussvorwürfe wieder in den Mittelpunkt

geraten, so dass schlussendlich die Hautfarbe der Darsteller in den Augen vieler Kritiker und Social-Media Nutzer wichtiger zu sein schien als die eigentliche Handlung der Serie. Diese Debatte ist wie gesagt nicht neu. *Der Herr der Ringe: Die Ringe der Macht* und das Tolkien Universum in seiner Gesamtheit sind nur ein Beispiel für Rassismus in der Filmindustrie. Gerade in den letzten Jahren schien Hautfarbe eine seltsam übergeordnete Rolle zu spielen. Dass die kleine Meerjungfrau nun von einer jungen Afroamerikanerin gespielt wird, wurde ungefähr genauso schlecht aufgenommen, wie die schwarzen Elben und Zwerge in *Die Ringe der Macht*. Viele Fans zogen Tolkiens Lore herbei und suchten nach Gründen, warum die Hautfarbe vieler Charaktere nicht korrekt sei. Sie gingen sogar so weit zu behaupten, dass schwarze Zwerge so nicht existierten, weil sie in ihrem Lebensraum, nämlich Mienen und Bergen, nicht genügend UV-Strahlung abbekommen würden, um eine dunklere Hautfarbe zu generieren.

Die Behauptung, dass Tolkien selbst rassistische Tendenzen hatte und deshalb ein Universum rein weißer Fantasy-Figuren entwickelt habe, ist weit verbreitet. Aber stimmt das auch?

### Das englische Auenland

Zur Entstehungszeit der *Der Herr der Ringe* Trilogie begann der Prozess der Entkolonialisierung. Tolkien, der in den englischen Midlands lebte, sah durch vermehrte Einwanderer die idyllische Ruhe seines Heimatlandes gefährdet. Der englische Literaturwissenschaftler Stephen Shapiro geht so weit zu behaupten, Tolkien habe in seinen Büchern seine eigenen Erfahrungen und Ängste vor fremden Kulturen einfließen lassen und verarbeitet. Shapiro zieht zudem einen interessanten Vergleich zwischen den englischen Midlands und der friedlichen

Idylle des Auenlands, der Heimat der Hobbits. Niemand kann bestreiten, dass unsere Welt zu Lebzeiten Tolkiens eine völlig andere war. Die Aufhebung der Sklaverei war noch nicht allzu lange her, Rassentrennung stand noch auf der Tagesordnung und auch heute, im 21. Jahrhundert, sind Rassismus und damit einhergehende Anfeindungen ein riesiges Problem, wie die „Kritik“ gegenüber *Die Ringe der Macht* beweist.

Die Macher der Serie verteidigen ihre Besetzung: „Unsere Welt war noch nie ganz weiß, Fantasy war noch nie ganz weiß, Mittelerde ist nicht ganz weiß. BIPOC (Black, Indigenous, and People of Color) gehören zu Mittelerde und sie sind hier, um zu bleiben“, heißt es auf dem offiziellen Twitter-Account der Serie.

### Kleine Tat, große Wirkung

Es gibt keine Möglichkeit mehr, Tolkien selbst nach seinen Ansichten und Meinungen zu fragen; es bleiben einzig und allein seine von Vielen und von Herzen geliebten Werke, die schon in zahllosen Weisen interpretiert wurden und die sicher noch, so lange ihre Popularität anhält, in etlichen Situationen herangezogen werden, um wichtigen gesellschaftlichen Diskursen eine literarische und filmische Perspektive zu verleihen.

Dabei tragen Serien wie *Die Ringe der Macht* augenscheinlich nur einen kleinen Teil dazu bei, nicht nur die Welt von Mittelerde, sondern auch unsere reale Welt ein Stück bunter zu machen, jedoch hat auch der kleinste Versuch eine enorme Wirkung, „So ist es oft mit Taten, die die Räder der Welt in Bewegung setzen: kleine Hände vollbringen sie, weil sie müssen, während die Augen der Großen anderswo sind,“ so der Halbelb Elrond in *Der Herr der Ringe: Die Gefährten*.

Luisa Braunreuther



Illustration: Luisa Braunreuther

## Funeral Blues

Von Oxford über New York nach Niederösterreich führte W. H. Audens Lebensweg. Er war nicht nur einer der innovativsten britischen Lyriker, sondern auch als Literaturwissenschaftler und Librettist hoch angesehen.

Als der britisch-amerikanische Dichter W.H. Auden vor 50 Jahren, in der Nacht vom 28. auf den 29. September 1973, in Wien starb, hatte er seit 1958 jedes Jahr etwa sechs Monate in Kirchstetten bei St. Pölten gelebt.

Was Auden mit seinem Lebensgefährten Chester Kallman in die niederösterreichische Kleinstadt führte, ist bis heute nicht ganz geklärt, zumal Audens eigene Antwort, er liebe die deutsche Sprache, den Wein und die Nähe zur Oper in Wien, als Erklärung kaum ausreichen dürfte. Jüngste Forschungen haben offengelegt, wie sich der international gefeierte Lyriker und Dramatiker als Lokaldichter neu erfand und als solcher 1967 in einer Dokumentation des ORF inszeniert wurde. Das Beispiel wirft nicht nur ein Schlaglicht auf den Einfluss der Medien bei der Konstruktion literarischer Prominenz, sondern auch auf die beeindruckende Wandelbarkeit von Audens Dichterpersönlichkeit.

Der 1907 in bürgerlichen Verhältnissen geborene Wystan Hugh Auden entdeckte seine Faszination für Lyrik bereits als Schüler. Nachdem er anfangs vor allem Wordsworth kopiert hatte, geriet er während seines Englischstudiums in Oxford unter den Einfluss der Werke Thomas Hardys und T.S. Eliots, von deren Stilnormen er sich freilich ebenfalls bald löste.

Die Zeit von 1929 bis 1938 fasst man vereinfachend als die „englische Periode“ seines Schaffens zusammen. Auf der Grundlage freudscher und marxischer Erklärungsmuster lieferte Auden kritische Analysen einer europäischen Zivilisation zwischen Krise und Katastrophe und erreichte zugleich Meisterschaft in der Beherrschung traditioneller Gedichtformen, vom Sonett bis zur Ballade. 1935 heiratete der homosexuelle Auden Erika Mann, die Tochter Thomas Manns, um ihr so die britische Staatsbürgerschaft zu verschaffen.

In diese Phase fielen zahlreiche Auslandsreisen Audens, so nach Island und Belgien. Aus seinen Erlebnissen im Spanischen Bürgerkrieg und im Zweiten Sino-Japanischen Krieg gingen bemerkenswerte Gedichte hervor. Nachdem er 1939 nach New York übersiedelt war und damit die „amerikanische Periode“ einleitete, verfasste Auden nur selten dezidiert politische Lyrik, auch wenn das erste Gedicht, das er nach seiner Ankunft schrieb, die Elegie „In Memory of W.B. Yeats“, vor dem Zeithorizont am Vorabend des Zweiten Weltkriegs verstanden werden kann.

Ab 1940 wandte sich Auden verstärkt dem christlichen Glauben zu. Stellvertretend für mehrere Langgedichte des „amerikanischen Auden“ – er wurde 1946 US-Bürger – sei das mit dem Pulitzer-Preis für Lyrik ausgezeichnete Buch *The Age of Anxiety* (1947) genannt, das zudem Leonard Bernstein zu seiner 2. Symphonie inspirierte.

Auden schrieb selbst Opernlibretti, so zum Beispiel für Igor Strawinsky.

Zwischen 1948 und 1957 verbrachten Auden und Kallman die Sommer auf der italienischen Insel Ischia, wo der Dichter produktiv und innovativ arbeitete. Während seiner Dichtungsprofessur in Oxford (1956-1961) reflektierte er in seinen vielbeachteten und später publizierten Vorlesungen über poetologische, literaturwissenschaftliche und philosophische Fragen. Stets offen gegenüber formalen Experimenten, erschloss sich Auden auch während seiner Aufenthalte in Österreich neue Ausdrucksformen, so in *About the House* (1965), der Sammlung über sein Haus in Kirchstetten, in der er sich an Haikus orientierte. Die Wirkmacht medialer Vermittlung von Lyrik kam Jahre nach Audens Tod deutlich zum Tragen, als sein Gedicht „Funeral Blues“ in der Liebeskomödie *Four Weddings and a Funeral* (1994) rezitiert wurde. Mit diesen Versen drückt der Charakter Matthew seine tiefe Bestürzung über den plötzlichen Tod seines Partners Gareth vor der Trauergemeinde aus. Die bewegende Filmszene trug wesentlich dazu bei, eine breitere Öffentlichkeit auf Audens Werk aufmerksam zu machen. „Funeral Blues“ zählt heute zu den bekanntesten englischen Gedichten.

Pascal Fischer

Dr. Pascal Fischer ist Professor für Anglistische und Amerikanistische Kulturwissenschaft an der Universität Bamberg.



Auden (rechts) mit seinem Freund Christopher Isherwood 1938. Foto: National Media Museum @ Flickr Commons

## Sams, ich wünsche mir ...

Illustrator, Übersetzer, Drehbuch- und Theaterautor. Doch die meisten kennen ihn wohl als Schöpfer der Kultfigur Sams: Paul Maar. Zum 50. Geburtstag des Sams hatten wir das Vergnügen, ein exklusives Interview mitten im verschneiten Bamberg mit ihm zu führen.

SMN: Gibt es einen Wunsch, den Sie sich vom Sams erfüllen lassen würden?

PM: Ich würde wünschen, ich bin jetzt immerhin 85, dass ich weiter gesund bleibe und die Ideen mir nicht ausgehen.

Woher kam die Idee der Geschichte Eine Woche voller Samstage?

Zwei Antworten. Erstens: Mein erstes Theaterstück *Der König in der Kiste* wurde in Hamburg uraufgeführt, 1968. Da gibt es eine wandernde Schauspielertruppe, die wollte gerne ins Schloss eingeladen werden und verlockte den Haushofmeister zuzuhören, wenn sie ein kleines Theaterstück aufführen, damit der das dem König empfiehlt. Da haben sie gespielt, die Geschichte vom gefräßigen Sams. Das war eine Klappmaulfigur, die man mit zwei Fingern nimmt und die alles auffrisst, was in die Wege kommt und eben am Samstag kommt und deswegen Sams heißt. Der Regisseur sagte dann: „Das passt überhaupt nicht in den höfischen Zusammenhang“. Dann habe ich die Szene rausgeschmissen.



Die Figur landete zusammen mit der Idee in einer Schublade und blieb dort. Der zweite Anstoß war, dass meine eigentliche Hauptperson gar nicht das Sams war, es hat sich dann nur selbstständig gemacht und wollte immer weiter erzählt werden, sondern Herr Taschenbier. Ich kannte Herrn Taschenbier, der aber anders hieß. Er war der Buchhalter meines Vaters. Ich sah ihn jeden Tag nach der Schule und habe ihn ein bisschen bedauert, weil mein Vater sehr aufbrausend war und ihn ungerade behandelt hat und er nie widersprochen hat.

Er war sehr melancholisch, hat nur geredet, wenn er angesprochen wurde. Zu Kindern allerdings hat er Kontakt gehabt. Als ich schon in der Pubertät war und er meine Bilder gesehen hat, sagte er „Du solltest nicht das elterliche Baugeschäft übernehmen. Du hast ja einen Bruder. Du musst unbedingt auf die Kunstakademie“. Was ich dann auch getan habe.

Als Kind kann man ihm nicht mehr Lebensfreude geben. Das geht natürlich nicht, aber als erwachsener Autor kann man ihn zum Leben erwecken und eine Figur gegenüberstellen, die ihn dazu bringt, ein bisschen lebendiger zu sein. Er ist schüchtern, die Figur ist frech, er ist ängstlich, sie ist mutig, er ist still, sie quatscht jeden an, er ist melancholisch, sie macht ständig Witze. Da dachte ich noch gar nicht an das Sams. Ich dachte, es müsste eine Fantasiefigur sein. Ein Mensch schafft das nicht. Dann fiel mir dieses alte Sams ein, was in der Schublade lag und ich dachte: „Passt doch gut zusammen“. So entstand die Geschichte *Eine Woche voller Samstage*.

Was wollten Sie Kindern mit den Sams-Büchern vermitteln?

Ich bin kein Autor, bei dem der Zeigefinger meterweise aus dem Buch ragt. Wenn es eine Botschaft gibt, dann die: Macht es wie das Sams mit Herrn Taschenbier. Versucht Euch durchzusetzen gegen Erwachsene, wenn es nötig ist. Seid ein bisschen freier, lacht mehr und nehmt Euer Leben in die Hand.

Ist das Sams mit Ihnen reifer geworden?

Das Sams reifer? Nein (lacht). Das ist eine Eigenschaft einer Fantasiefigur. Die altert nicht, die bleibt immer gleich.

Was war Ihnen besonders wichtig bei den Buchverfilmungen?

Ich habe mich mit dem Regisseur und Produzenten vorher lange zusammengesetzt. Wir haben besprochen, wie der Stil des Filmes sein soll. Wir haben dann einen Überbegriff gefunden, eine poetische Zeitlosigkeit. Das heißt, man soll dem Film nicht anmerken: Spielt er in den 50er, 70er oder vielleicht in

Links: Am Samstag kommt das Sams... und im Bamberger ERBA-Park ist es immer zuhause. Foto: Markus Behmer

Rechts: Paul Maar im Interview mit Sophie Martorell Naßl. Foto: privat.

der Gegenwart? Es ist eine Zwischenzeit. Deswegen haben wir auch dafür gesorgt, dass man kein Auto im Film sieht. Es gibt nur ein einziges Auto. Diesen altertümlichen Buckel-Volvo.

Was hat Sie dazu gebracht, Kinderbücher zu schreiben?

Mein Verleger (lacht). Da hole ich mal weiter aus. Mein Vater hatte was gegen das Lesen. Er war ein braver, tüchtiger Handwerksmeister und wenn er mich mit einem Buch im Sessel entdeckt hat, dann hat er gesagt: „Schau mal, ich habe jetzt diese Wand gestrichen, die war vorher schmutzig. Es hat eine halbe Stunde gedauert. Ich kann davorstehen und kann sagen, das habe ich geleistet, das ist mein Werk. Du sitzt eine halbe Stunde im Sessel und guckst mit tiefer Nase ins Buch. Und jetzt frage ich Dich: Was hast Du geleistet? Was ist Dein Werk? Du hast Zeit verschwendet.“ Also so in der Art.

Deswegen hatte ich auch keine Kinderbücher. Als unser Sohn Michael etwa sechs Jahre alt war, er hat schon früh vor der Schule lesen gekonnt, da habe ich ihm oft über die Schulter geschaut und dachte: „Ach schade, das ist in meiner Kindheit an mir vorbeigegangen.“ Ich schreibe mir die Bücher, die ich in meiner Kindheit nicht gekriegt habe und nicht lesen durfte. Wie ist es zu wissen, so viele Generationen von Kindern und Erwachsenen mit Ihren Werken bewegt zu haben?

Das ist ein angenehmes Gefühl. Ich würde fast sagen ein erhebendes Gefühl, weil ich immer mitkriege, dass nach der Lesung beim Büchertisch eine Mutter mir erzählt „Das war mein Lieblingsbuch, als ich so alt war wie mein Junge.“ Toll war auch, dass ich in ganz viele Länder eingeladen war. Wenn die Übersetzerin in China und Russland vorgelesen hat, die Kinder an der gleichen Stelle gelacht haben wie in Deutschland. Wenn ich an St. Petersburg denke, da habe ich gesagt:

„Ich möchte ein Flipchart haben“. Dann habe ich erst die Figuren zeichnerisch vorgestellt: Das Sams, Frau Rotkohl, Herr Taschenbier. Oder ich habe anderthalb Seiten vorgelesen. Danach hat die Übersetzerin weitergemacht.

Wollten Sie schon immer mehrere Berufe ausüben?

Ja. Ich werde oft zitiert, dass ich als Kind gesagt habe: „Ich fände es langweilig, immer einen Beruf zu haben. Wenn ich mal erwachsen bin, werde ich alle sieben Jahre wechseln.“ Und den wechsele ich ja auch. Dann schreibe ich ein neues Buch, dann bin ich Illustrator, dann fahre ich nach New York, schaue mir die Kinderbuchszene an. Wenn der Verlag einverstanden ist, dann darf ich mit meiner Frau, die schon lange nicht mehr dazu fähig ist, übersetzen. Dann habe ich ein Theaterstück geschrieben und mit den Schauspielern zusammengearbeitet, saß auf der Probe vier Wochen lang im verdunkelten Zuschauerraum und habe zum Teil Ideen beigesteuert. Oder wenn es die Uraufführung war, noch eine kleine Szene dazu geschrieben, weil ich gemerkt habe, es funktioniert noch nicht richtig.

Haben Sie Tipps für angehende Schriftsteller\*innen?

Wenn man anfängt und einen Verlag sucht, kriegen sie oft so Vorschläge, jetzt sind gerade Ritterbücher sehr in Mode. Dann sollen sie sich möglichst nicht beeinflussen lassen, sondern schreiben, was ihnen am Herzen liegt und was sie unbedingt erzählen wollen. Schreibt, was Euch auf der Seele liegt.

Haben Sie noch weitere Ideen für das Sams?

Ich bin auf Seite 32 mit dem neuen Buch. Ich habe das Mini-Sams so liebgewonnen, das klein und babyhaft mit Strampelanzug dasteht, mit Finger im Mund: „Ich hätte da mal eine Frage“. Das wird die Hauptperson im neuen Sams-Buch.

Interview: Sophie Martorell Naßl



## Wo ist die Zeit nur geblieben?

Vor 50 Jahren erschien Michael Endes Roman *Momo* – eine zeitlose Geschichte von Zeitdieben und einem kleinen Waisenmädchen, das den Menschen ihre gestohlene Zeit zurückbringt.

„Momos äußere Erscheinung war in der Tat ein wenig seltsam [...]. Sie war klein und ziemlich mager [...]. Sie hatte einen wilden, pechschwarzen Lockenkopf, der so aussah, als ob er noch nie mit einem Kamm oder einer Schere in Berührung gekommen wäre. Sie hatte sehr große, wunderschöne und ebenfalls pechschwarze Augen und Füße von der gleichen Farbe, denn sie lief fast immer barfuß.“ So beschreibt der deutsche Schriftsteller Michael Ende in seinem Roman *Momo* das kleine Mädchen, das den Menschen die Zeit zurückbringt.

Ende wurde 1929 als Sohn eines Malers in Garmisch-Partenkirchen geboren und wuchs in München auf. Im Laufe seines Lebens agierte er an verschiedenen Theatern, verfasste Texte und war lange als Filmkritiker für den Bayerischen Rundfunk tätig, bevor er sich gänzlich der Schriftstellerei hingab.

Die *unendliche Geschichte* und *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer* zählen zu seinen bekanntesten Werken. Auch mit der Geschichte über Momo konnte er die Menschen verzaubern, ein Mädchen, das es sich in einem alten Amphitheater häuslich gemacht hat, in dem jeder willkommen ist. Sie trägt nur das, was sie finden kann oder was man ihr schenkt, doch neben all der Armut hat sie eine Gabe: Sie kann wunderbar zuhören. Wahrscheinlich hat sie deshalb so viele Freunde, die gerne Zeit mit ihr verbringen, da sie den Menschen bedingungslose Aufmerksamkeit schenkt. Doch eines Tages erscheinen die grauen Herren in der Stadt. Sie tragen spinnenwebgraue Anzüge, einen steifen Hut auf dem Kopf und eine Aktentasche in der Hand. Mit einer aschgrauen Zigarette im Mund laufen sie von Haus zu Haus, um den Menschen ihre Zeit zu stehlen. Momo versucht, die grauen Männer aufzuhalten, und bekommt unerwartet Hilfe von einer Schildkröte namens Kassiopeia, die ihr den richtigen Weg zeigt, hin in das Reich von



Meister Hora, der die Zeit aller Menschen verwaltet und jedem die ihm bestimmte Lebenszeit zuteilt. Zusammen versuchen sie, das Vorhaben der grauen Männer zu verhindern.

Als der Roman 1973 im Thienemann Verlag in Deutschland erschien, war Ende bereits seit drei Jahren nach Genzano di Roma in Italien ausgewandert. In Deutschland sah er sich einer solchen geringschätzigen Atmosphäre seitens der Kulturwelt ausgesetzt, die ihn in seiner Arbeit blockierte, sodass er sein Werk nur im Ausland fertigstellen konnte. In den deutschen 70er Jahren erwartete man politische Literatur, die einen Nutzwert hat, dabei blieb wenig Platz für seine Arbeit, die immer viel Raum für Fantasie, Zauber und Geheimnisse bot. Nachdem er für seinen *Jim Knopf* ausgezeichnet worden war, blieb ihm die Anerkennung für sein Werk versagt. Man unterstellte ihm Eskapismus und dass er mit seinen verwunschenen Geschichten die Wirklichkeit zu verstellen versuchte. Weder seine Texte noch er selbst als Schriftsteller wurden ernst genommen. Daraufhin verließ Ende seine Heimat und zog zusammen mit seiner Frau nach Italien. Dort konnte er seine Arbeit wieder aufnehmen und beenden, wobei man die vielen Anspielungen im Roman an italienische Gegebenheiten kaum übersehen kann.

Das Buch wurde nach seinem Erscheinen weltweiter Bestseller; über zehn Millionen Exemplare sind verkauft worden. Die Geschichte wurde, mit Radost Bokel in der Titelrolle, 1986 in den römischen Studios der Cinecittà verfilmt, wobei sich das Drehbuch eng an die Romanvorlage hielt. Michael Ende schaffte es mit der Geschichte nicht nur auf die Leinwand, sondern auch auf die Bühne, unter anderem im Düsseldorfer Marionetten-Theater.

Das Märchen ist zeitlos und hält uns vor Augen, wie getrieben wir von Geld und Technologien sind, und wie wichtig es ist, die Zeit, die einem zur Verfügung steht, zu genießen, da sie sich sowieso nicht aufsparen lässt. Momo verkörpert das Kind, das in uns allen weiterlebt und gleichzeitig die Zeitlosigkeit, nach der wir uns sehnen. Michael Ende lässt mit seinen Geschichten unsere Vorstellungskraft und das magische Denken wieder aufleben, all die Dinge, die unser Leben lebenswert machen.

Noelle-Maxine Wittke

In *Momo* ist die Schildkröte Kassiopeia Symbol für die Unvergänglichkeit der Zeit. In Bamberg liegt eine Artverwandte als Erinnerung an die Atomkatastrophe von Tschernobyl. Skulptur: JinMo Kang, Foto: M. Behmer.

## Kultur vom Fließband

Er war Vordenker der Kritischen Theorie, Mitbegründer der Frankfurter Schule und Mitverfasser der *Dialektik der Aufklärung*: Vor 50 Jahren starb Max Horkheimer. Für die Kommunikationswissenschaft sind vor allem seine Ansichten zur Kulturindustrie relevant.

Eigentlich wartet ein ganz anderer Lebensweg auf ihn: Am 14. Februar 1895 als einziger Sohn in einer konservativen jüdischen Fabrikantenfamilie geboren, soll Max Horkheimer in die väterliche Textilfabrik einsteigen. Tatsächlich arbeitet er dort auch eine Weile, wird gar Juniorchef. Zufrieden ist er damit allerdings ganz und gar nicht. Sein Vater lehrt ihn stets, die Menschheit schreite fort, Kriege seien mehr und mehr überholt. Doch schon bald muss er das Gegenteil erfahren: Der junge Horkheimer wird Zeuge wie dem Ersten Weltkrieg Abermillionen Menschen zum Opfer fallen. Für ihn der entscheidende Beweis, den Optimismus des Vaters fürderhin in Frage zu stellen: „Sehr traurig bin ich über die Situation der Welt. Die Zukunft ist dunkel, wahrscheinlich noch erschreckender als die Menschen ahnen, die ohnehin, bewusst und unbewusst, sich bedrückt fühlen.“

Er beginnt Karl Marx zu lesen. Ins väterliche Unternehmen kehrt er nicht mehr zurück. Er will die Gesellschaft verstehen, die Paradoxien unserer Lebensweise offenlegen, dies zu seinem Beruf machen. Er beginnt Psychologie, Philosophie und Nationalökonomie zu studieren. 1930 erhält er einen Ruf aus Frankfurt, übernimmt den Lehrstuhl für Sozialphilosophie, wird Direktor vom Institut für Sozialforschung, das 1932 unter seiner Federführung erstmalig die *Zeitschrift für Sozialforschung* herausgibt, für lange Zeit das theoretische Organ des legendären Frankfurter Instituts.

Am Institut versammeln sich bald die großen Namen der linken deutschen Soziologie und Philosophie, darunter Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, Herbert Marcuse, Erich Fromm und Leo Löwenthal. Ein Ziel der hier gelehrteten Kritischen Theorie: Die marxischen Lehren in die Gegenwart befördern. Geschichte sei anders verlaufen als Karl Marx dachte, stellt Horkheimer in einem seiner Vorträge fest. Und weiter: Im Kapitalismus sei weder die Verelendung des Proletariats fortgeschritten noch die erwartete Revolution eingetreten. Stattdessen kommt es in Deutschland zur nationalsozialistischen Machtergreifung. Sie wird Anlass für einen Umzug des Instituts nach Genf, später nach Paris, dann in die USA. Die Frage, wie es zur Barbarei des Faschismus gekommen ist, beschäftigt Horkheimer nun immer mehr. Seine These: Die Entfremdung

der Menschen im Kapitalismus führe fast zwangsläufig dorthin. Im Exil entsteht jene gemeinsam mit Theodor W. Adorno verfasste Schrift, die bis heute als eine der grundlegenden, meistrezipierten und populärsten philosophischen Werke des 20. Jahrhunderts gilt. Als Klassiker, Kultbuch und gleichwohl sonderbare wie pessimistische Schrift wird die *Dialektik der Aufklärung* zum Hauptwerk der Kritischen Theorie.

1951 kehrt unter Horkheimers Leitung jenes Institut zurück nach Frankfurt, das mit seiner radikalen Kritik am Kapitalismus und gnadenlosen Skepsis am Fortschritt über Jahrzehnte hinweg zentralen Einfluss auf das intellektuelle Leben der jungen Bundesrepublik nimmt; nicht zuletzt der (Kritischen) Kommunikationswissenschaft oder der Studierendenbewegung der 60er Jahre entscheidende Impulse und theoretische Grundlagen liefernd. Horkheimer hält sich zu dieser Zeit bereits überwiegend



Wandbild in Frankfurt. Foto: Vysotsky, Wikimedia Commons

im Tessin auf, verwandelt sich spätestens hier vom einstigen Rätekommunisten zum eher konservativen Sozialphilosophen, entfernt sich zunehmend vom Marxismus, beschäftigt sich nunmehr lieber mit Friedrich Nietzsche.

Vor 50 Jahren, am 7. Juli 1973, stirbt der einflussreiche Denker. Sein Erbe? Die von Negativität ge-

prägte Kritische Theorie und mit ihr eine der faszinierendsten interdisziplinären zivilisationskritischen Zeitdiagnosen, die uns sicherlich auch weiterhin dazu verhelfen wird, die vielfältigen Krisen und Katastrophen unserer Zeit zu verstehen und nach Möglichkeiten zur Veränderung zu suchen. Sei es, um den Einfluss von Medien und Technik auf die Gesellschaft, die Klimakrise, soziale Ungleichheit, Rassismus, politische Radikalisierung oder Repressionen, wie etwa gegen die Beschränkungen im Zuge der Corona-Pandemie, zu begreifen. Auch erinnert der heute durch Digitalisierung und Algorithmen mögliche – nie endende – Nachschub an Unterhaltungsmaterial sowie das damit verbundene Versprechen auf immer gleichbleibendes Vergnügen an das, wovon Horkheimer sprach: Kultur vom Fließband. Und von der gibt es im 21. Jahrhundert schließlich mehr als genug.

Nina Fabiola Schumacher

Nina Fabiola Schumacher ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Uni Trier.

## „Sie war schon ein feineres Gewächs“

Margarethe von Trotta hat immer wieder berühmte Frauen porträtiert. In ihrem neuesten Film widmet sie sich Ingeborg Bachmann, deren Todestag sich am 17. Oktober 2023 zum 50. Mal jährt. Ein Gespräch mit Gabriele Mehling. \*

*Gabriele Mehling: „Ingeborg Bachmann – Reise in die Wüste“ handelt von der schwierigen Liebesbeziehung zwischen ihr und Max Frisch. Du hast selbst das Drehbuch geschrieben und wie immer, wenn du dich mit historischen Persönlichkeiten oder Ereignissen befasst (Hannah Arendt, Hildegard von Bingen, Rosenstraße, Rosa Luxemburg, Bleierne Zeit), setzt du dich vorher intensiv mit der Person, der Zeit und dem Werk auseinander. Wie transformierst du deine Recherche in ein Drehbuch? Wie machst du aus dem Material deine Erzählung von Bachmann und Frisch?*

Margarethe von Trotta: Das ist ein Prozess. Natürlich habe ich mich mit der Person Ingeborg Bachmann befasst, viel über sie gelesen, aber auch mit Menschen gesprochen, die sie gekannt oder über sie geschrieben haben, z.B. habe ich ihren Bruder getroffen oder mit Ina Hartwig [Literaturkritikerin; Autorin von Wer war Ingeborg Bachmann? Eine Biografie in Bruchstücken 2017] geredet, die sich sehr intensiv mit ihr auseinandergesetzt hat. Daraus entsteht das Drehbuch. Aber danach gibt man es den Schauspielern, und sie beschäftigen sich natürlich auf ihre Art mit dem Stoff. Auf diese Weise verändert sich die Geschichte noch einmal. Man hat also nicht die eine Idee, man wird inspiriert von den Personen, die die geschriebenen Szenen zum Leben erwecken müssen.

*Vicky Krieps, die die Bachmann spielt, hatte sicherlich auch ein Bild von ihr.*

Vicky Krieps kannte Texte von Ingeborg Bachmann, aber sie hat sich wenig mit ihrem Leben befasst. Sie ist eine Schauspielerin, die ganz stark von ihren Instinkten und Intuitionen ausgeht und sich auf sie verlässt. Darauf besteht sie. Ganz anders als Barbara Sukowa zum Beispiel, die alles liest, um an die Figur heranzukommen. Bei Rosa Luxemburg hat sie sogar einen besseren Text gefunden, für eine Antikriegsrede, als die, die ich im Drehbuch hatte. Sie kam eines Tages und sagte: „Sieh mal, ich hab eine Rede gefunden, die erscheint mir noch wirkungsvoller“, und die haben wir dann auch genommen. Vicky hat eine ganz andere Methode: Sie verlässt sich auf das, was sie im Drehbuch spürt, was sie überhaupt von der Person erspürt, und kommt ihr dadurch sehr nahe. Sie ist wunderbar.

*Vielleicht liegt es ja auch an deinem Drehbuch? Das wird schon was damit zu tun haben (lacht). Da möchte ich hin.*

Auch das ist ein Film, der von außen an mich herangetragen worden ist. Anders als Hildegard von Bingen – ein Projekt, das ich sehr lange mit mir herumgetragen habe. Es war eigentlich der einzige meiner sogenannten historischen Frauenfilme, der ganz und gar auf meiner eigenen Idee beruhte. Aber ob das Hannah Arendt war oder Rosa Luxemburg oder eben jetzt Ingeborg Bachmann – sie wurden mir von außen angetragen. Bei

Rosa Luxemburg habe ich zuerst abgewehrt, ich fühlte mich ihr nicht gewachsen. „Wie kann ich mich an eine so wichtige Persönlichkeit heranwagen, zumal sie in einer Zeit gelebt hat, die ich nicht erlebt habe?“ Aber sobald eine Idee einmal in den Kopf gerät, wird man sie nicht mehr los. Bei Rosa Luxemburg hat es mich zwei Jahre gekostet, bis ich fand, dass ich einigermaßen über sie Bescheid weiß. Es waren hauptsächlich die Briefe, die mir geholfen haben, mich ihr zu nähern. Auch bei Hannah Arendt war das so. Bei Ingeborg Bachmann kam eine Schweizer Produzentin, Katrin Renz, auf mich zu, zusammen mit einem Österreichischen Produzenten, Alexander Dumreicher, und einer Luxemburgerin, Bady Mink – mit beiden hatte ich schon Hannah Arendt gedreht. Aber sie wünschten sich nicht von vornherein eine Geschichte mit Max Frisch, sie wollten einen Film über Bachmann und haben mir die Freiheit gelassen, meine Wahl zu treffen. Mich hat dann ihre Zeit mit Frisch am meisten interessiert. Nach ihrer Beziehung zu dem empfindsamen, verletzlichen Paul Celan traf sie mit Max Frisch einen Mann, der so stabil wirkte, schon bekannt war, der, im Gegensatz zu ihr, Prosa schrieb. Sie war aber schon auf dem Weg. Sie hat keine Gedichte mehr geschrieben, und in einem Interview sagt sie, warum: „Ich kann jetzt Gedichte schreiben.“ Sie wollte weitergehen. Ich fand das sehr spannend: In dem Moment, in dem sie sich von der Lyrik abwendet, wendet sie sich einem Mann zu, der schon in der Prosa beheimatet ist. Und der so wirkt, als könne er sie beschützen, ohne irgendwelche Rechte auf sie anzumelden, ohne sie zu unterdrücken. Aber mit dieser Vorstellung von einer Liebe, die ihr Freiheit lässt und in der sie sich trotzdem geschützt fühlt, hat sie sich geirrt. Die beiden waren nur vier Jahre zusammen. Vielleicht hat auch das meine Wahl beeinflusst. Ich hasse diese „von der Wiege bis zur Bahre“-Filme, ich finde eine zeitliche Beschränkung tut einem Film ganz gut.

*Hat sich im Laufe deiner Recherchen dein Bild von der Bachmann verändert? Du warst natürlich schon mit Bachmanns Werk vertraut und du hast sie selbst kennengelernt.*

Ja, aber nur kurz. Wir waren bei Hans Werner Henze eingeladen, Volker [Schlöndorff] war mit ihm befreundet, nicht zuletzt, weil Henze für drei seiner Filme die Musik geschrieben hat. Immer wenn wir in Rom waren, haben wir Henze besucht, und an einem Abend saß sie da, das muss ein oder zwei Jahre vor ihrem Tod gewesen sein. Sie war sehr zurückhaltend und schien mir auch nicht sehr gegenwärtig. Ich war natürlich interessiert an ihr, aber sie an mir überhaupt nicht (lacht). Matthieu Carrière, ein sehr schöner Mensch, wenn du dich erinnerst, war mit uns gekommen, und den hat sie den ganzen Abend

betrachtet. Hinterher, nach vielen Recherchen, wird einem ja vieles klar: Nachdem Frisch sie verlassen hatte und sie mit dem jungen Mann [Adolf Opel] in die Wüste fährt, sagt sie einmal zu ihm: „Ich will nie wieder mit alten Männern zu tun haben.“ *Kannst du zu dieser Zeit schon viele Sachen von ihr?*

Ja, natürlich ihre Gedichte. Ich habe sehr früh begonnen, Lyrik zu lesen. Als ich meinen ersten Mann kennengelernt habe, haben wir uns gegenseitig Traktat vorgetragen. Das klingt fast ein wenig seltsam (lacht). Statt über Liebe, haben wir über Lyrik geredet. Und dann auch noch Traktat!

*Für ihren ersten Lyrikband Die gestundete Zeit (1953) hat sie den Preis der Gruppe 47 erhalten.*

Ja, sie war schon am Anfang ihres Schreibens sehr bekannt geworden und sozusagen das Schoßkind von den 47ern. Damals konnte ich das noch nicht so verfolgen, aber heute kann man die Aufnahmen anhören wie sie ihre Gedichte vorgetragen hat, und außerdem gibt es jede Menge Zeugnisse von jenen, die anwesend waren, wie zurückhaltend und fast schüchtern sie war und gar nicht laut sprechen konnte. Sie hat sie so vorgelesen, dass man sie kaum verstehen konnte. Hans Werner Richter hat daraufhin einen anderen Lyriker aufgefordert, sie nochmal vorzulesen, damit alle etwas hören konnten. Sicherlich war sie in dem Moment schüchtern und gleichzeitig merkte sie, dass sie damit sehr gut ankam bei den Herren. Sie ließ ihr Manuskript fallen, alle Männer stürzten hin, um die Blätter für sie aufzuheben.

*Intelligente Frauen begeben sich oft in eine Mädchenrolle, um weniger gefährlich zu erscheinen und es den Männern zu ermöglichen, ihre vertraute Rolle einzunehmen.*

Aber neben dieser kindlichen Attitüde war sie hochintelligent, sie hat ihre Doktorarbeit über Heidegger geschrieben. Sie war keine Provinznudel, die da plötzlich Gedichte schreibt. Sicherlich war sie formulierungsintelligenter, belesener und intellektuell bewanderter als Frisch. Er war vielleicht eher ein Berserker, sie war schon ein feineres Gewächs. Und diese Diskrepanz zwischen Schüchternheit, Hilflosigkeit und gleichzeitiger Könnerschaft muss sehr anziehend für alle gewesen sein. Eben auch für Max Frisch. Aber das kann man natürlich nicht sein ganzes Leben beibehalten, man wird älter und muss sich anders verhalten. Vielleicht hat mich an diesen vier Jahren mit Max Frisch gereizt, dass das, was als Verheißung anfang, zu einer Schmerz- und Leidensgeschichte geführt hat – in einer so kurzen Zeit.

*Diese Beziehung war wie ein Wendepunkt, sie ist danach sehr schwer krank geworden.*

Sie hat sogar versucht sich umzubringen, ist dadurch medikamentenabhängig geworden. Diese Abhängigkeit ist sie nie wieder losgeworden.

Zum Teil ist sie für ihren Tod verantwortlich. Als sie mit schweren Verbrennungen ins Krankenhaus kam, wussten die Ärzte nicht, welche Drogen sie nahm und konnten ihr deswegen nicht mehr helfen.



Oben: v.l. Adolf Opel ( Tobias Resch) und Ingeborg Bachmann (Vicky Krieps) in der Wüste. Nächste Seite: v.l. Bachmann und Max Frisch (Ronald Zehrfeld) in Paris: © Wolfgang Ennenbach/ 2023 MFA+ FilmDistribution, Alamode Film.

\* Das Interview wurde im März 2023 geführt, bevor der Film öffentlich zu sehen war.

*Ich konnte von deinem Film erst Ausschnitte sehen. Wenn ich es richtig verstanden habe, beginnt er nachdem die Beziehung mit Frisch zu Ende ist und Bachmann mit Adolf Opel nach Ägypten fährt. Von dort wird die Geschichte in Rückblenden erzählt.*

Das war für mich die Rettung. Als ich anfang, kamen die Briefwechsel mit Enzensberger, mit Celan, mit Henze heraus. Die habe ich alle gelesen, aber der mit Frisch wäre natürlich wichtig für mich gewesen. Doch der Suhrkamp-Verlag hat mir die Einsichtnahme vor der Veröffentlichung verweigert, obwohl die Familie Bachmann, also sowohl die Schwester als auch der Bruder, und die Frisch-Erben dafür waren. In dieser Konstellation mussten alle einstimmig dafür sein, und der Verleger von Suhrkamp hat sich nicht erweichen lassen. Ich hatte sogar noch die Fürsprache eines Freundes, der vorher bei Suhrkamp Lektor war und die Briefe im Original schon gelesen hatte – aber es blieb beim absoluten „No!“ Und da musste ich mich fragen: „Wie kann ich ein Drehbuch schreiben, ohne diese wichtigen Dokumente zu kennen.“ Sicherlich kann man aus Briefen keine Szenen entwickeln oder Dialoge, aber das hat mich doch sehr verunsichert. Ich war das bisher gewohnt, mich auf die Briefe verlassen zu können. Und dann bin ich auf Opels Buch *Wo mir das Lachen zurückgekommen ist. Auf Reisen mit Ingeborg Bachmann* (2001) gestoßen. Das war für mich die Möglichkeit, von der Wüstenreise ausgehend zu erzählen, was mich davor bewahrt hat, in die Form des und-dann-und-dann-und dann zu fallen. Das kann auch sehr langweilig sein. So konnte ich die für mich wichtigen Momente herausgreifen. Das Schöne für mich daran – deshalb wollte ich unbedingt, dass es *Reise in die Wüste* heißt: zu Beginn der Reise ist sie noch sehr schwach, die Trennung von Frisch lag erst zwei Jahre zurück, sie hatte Schwindel- und Ohnmachtsanfälle, Depressionen. Im Verlauf der Wüstenreise wird sie immer gesünder, fühlt sich befreit, erlöst, und der Film endet daher mit einem Zitat, in dem sie von Erlösung spricht. Auf der anderen Seite steht die

Reise mit Frisch, die wie eine Verheißung beginnt und dann immer negativer wird – auch das eine Reise in die Wüste. Zwei Reisen, zwei Wüsten, zwei Bewegungen: von der Ohnmacht in die Stärke die eine und von der Begeisterung in die Tiefe die andere. Ich fand das einen schönen Gedanken. Ich weiß nicht, ob sich das dem Zuschauer in dieser Weise mitteilt, aber ich musste das für mich wissen.

*Ist die Wüste für dich eine Art Utopie, ein Möglichkeitsraum, wo sich vielleicht auch alles anders, zum Besseren, hätte wenden können? Das hat es ja nicht getan.*

Doch hat es. Zumindest hat sie das einen Moment lang geglaubt. Die Wüste bedeutete für sie eine Gesundung. Sie hatte zum Schluss das Gefühl gesund zu sein. Natürlich nicht für immer, es gab einen Rückfall in die Depression. Aber für eine kurze Zeit war die Wüste eine Stärkung, die Möglichkeit sich wieder zu finden und an sich zu glauben. So endet auch der Film. (*Sie blättert im Drehbuch*) Da ist es, schau, das kommt am Ende:

„Meine Wüste, meine einzige, / meine sanfte Vorhölle, / meine Erlösung.“

*Ingeborg Bachmann hat ebenfalls ein Wüstenbuch geschrieben.*

Ja, das gehört in den Todesarten-Zyklus. Sieh mal hinter dich, die orangenen Bände, das ist alles *Todesarten*. Unglaublich, wie oft sie alles umgeschrieben hat. Daran merkt man auch, wie wahnsinnig sie am Stil gearbeitet hat. In dem Wüstenbuch beschreibt sie ziemlich viel von dem, was sie mit Opel erlebt hat. Im Buch ist allerdings ihr Bruder der Begleiter. Und es endet tödlich.

*Das Wüstenbuch ist ein Teil des Romanfragments „Das Buch Franz“.* *Mir kommt es so vor, als würde Bachmann hier den Spieß herumdrehen. Es hatte sie tief getroffen, als Max Frisch „Mein Name sei Gantenbein“ (1964) veröffentlicht hat. Sie fühlte sich darin als Person ausgebeutet und bloßgestellt. Hier nun meine ich in der Figur des Professor Jordan, des „Fossils“, der Franz“ „zugrunde gerichtet“ hat, Max Frisch zu sehen. Du auch?*

Ich denke, dass dieser Professor eine Mischung aus ihrem Vater und Max Frisch ist. Das ist ja keine Abbildung, sondern eine übersteigerte Beschreibung. Man kann das nicht so direkt übertragen, manchmal kann man Frisch darin sehen, manchmal nicht. Ich hatte eine Szene geschrieben, in der die beiden nach Klagenfurt fahren. Max Frisch wollte sich der Familie, besonders dem Vater, vorstellen. Doch das Produktionsbudget reichte dafür nicht. Das hat mir leidgetan. Aber gut, wir drehten schon in sechs Ländern.

*Ende 2022 hat der Suhrkamp-Verlag den bis daher unveröffentlichten Briefwechsel zwischen Bachmann und Frisch herausgebracht („Wir haben es nicht gut gemacht“). Hast du den Briefwechsel von Bachmann und Frisch in der Zwischenzeit gelesen?*

Der Film war schon lange abgedreht, es hätte mir gar nichts mehr genützt. Allerdings hatte ich meinem



Freund, der bei Suhrkamp Lektor war und die Briefe kannte, das Drehbuch zuvor geschickt und ihn gefragt, ob darin etwas steht, das dem widerspricht, was in den Briefen steht. Er hat mich beruhigt. Ich habe das Buch bis heute nicht gelesen. Nun wollte ich nicht mehr. Doch natürlich erfährt man durch Gespräche auch viel.

*Dieses Buch wurde stark damit beworben, es entstehe ein ganz neues Frisch-Bild, er sei gar nicht das „Ungeheuer“ und der „lächelnde Mörder“, wie es Volker Weidemann 2017 ausdrückte. Hat sich deine Sicht auf Frisch verändert?*

Dass sie ihn so oft gebeten hat, ihr die Briefe zurückzugeben und er es nicht gemacht hat – mich erinnert das daran, wie Henze in meinem Film zu Bachmann sagt: „Du bist seine Beute.“ Und genau das ist es: Dass er trotz ihrer wiederholten Bitten, ihr die Korrespondenz nicht zurückgab, heißt für mich, er wusste, dass sie einmal veröffentlicht werden würden. Also war sie auch in dieser Hinsicht seine Beute. Frisch war – so drückte es seine Frau Marianne aus – ein „Monster an Eifersucht“, und das zeige ich auch in meinem Film. In *Montauk* (1975) beschreibt Frisch diese Eifersucht. Weil ich in meinem Leben selbst oft genug ein „Monster an Eifersucht“ war, konnte ich das gut nachempfinden und schildern, wie sich so etwas aufbaut. Bachmanns Familie und viele Freunde in Rom haben Frisch die Schuld an ihrer Krankheit und letzten Endes auch an ihrem Tod gegeben. Es war schwierig, im Film davon wegzukommen, aber ich wollte ihn auf keinen Fall als Monster zeigen. Zwei Schriftsteller: das ist, Bachmann sagt es selbst, eine Illusion, dass sie es miteinander aushalten – und zwei so verschiedene! Diese Geschichte war von beiden anders erträumt. Das ist etwas, was ich auch erlebt habe, da kommt ein bisschen meine eigene Biographie hinzu.

*Ich frage mich, wie du mit Briefen arbeitest. Briefe liegen ja quer zu den Handlungen. Sie stehen oft für das, was zwischen den Menschen nicht gesagt werden konnte. Wie fließt das in ein Drehbuch ein, das vor allem Dialog und Handlung ist?*

Na, das wirst du sehen. Wie gesagt, ich hatte die Briefe nicht, aber viele Interviews mit ihr gelesen und auch gesehen. Und ich habe mich auf die Korrespondenz mit Henze gestützt und damit auch viel begriffen. Henze wirft ihr vor, dass sie sich mehr auf ihre Kunst hätte konzentrieren müssen und nicht auf diesen Mann, der sie nur beschädigt. Die Kunst ist das Wichtigste im Leben. Wenn man eine solche Begabung wie sie hat, ist man für seine Kreativität verantwortlich. Das hat sie, seiner Meinung nach, zu lange außer Acht gelassen. Aber er sagt ebenso: „Auch wenn man ein Schwein geliebt hat, ist das keine Schande.“ Das zitiere ich wörtlich aus einem Brief von ihm. Henze und Enzensberger waren beide gegen Frisch eingestellt. *Für mich gibt es viele Parallelen zwischen dir und Ingeborg Bachmann, zum Beispiel die zu Rom. Für Bachmann war die Stadt ein Lebenselixier; sie sagt; „Ich habe hier leben gelernt.“ Und du fragst, doch eher rhetorisch, in einem Gespräch mit Thilo Wydra („Gegenwärtig“ sein, 2022): „Oder gehöre ich doch nach Rom, meine erste*

*Stadt ... in der ich entdeckt habe, dass es sich zu leben lohnt.“ Ist es übertrieben zu sagen, es gibt hier eine Parallelität des Empfindens?* Bestimmt. Wenn sie im Film wieder nach Rom kommt, beschreibt sie ganz wunderbar, warum Rom für sie so wichtig ist: „Man sagt, Bernini habe den Kolonnaden von St. Peter den Umriss von zwei Armen gegeben, welche die Menschheit umfassen.“ Rom ist „einer der letzten Orte, wo man aufgefangen wird.“ Das ist eine Parallele zu mir. Absolut. Und eine andere Parallele, dass man mit Hoffnung oder sogar Überzeugung ein gemeinsames Leben beginnt und irgendwann merkt, es geht nicht, es ist nicht möglich.

*Bachmann sagte immer wieder, wie gut sie in Rom arbeiten konnte und auch du warst dort sehr produktiv, drei deiner Filme sind dort entstanden (1987/88: „Fürchten und Lieben“, 1990: „Die Rückkehr“, 1992/93: „Zeit des Zorns“). Setzt das vermeintliche dolce far niente Kreativität und Kräfte frei?*

Absolut. Ich kam nach *Rosa Luxemburg* (1986) nach Rom und war erst einmal befreit von diesem Druck aus Deutschland. Wie Ingeborg Bachmann konnte ich mich fallen lassen: die Sonne und die Freundlichkeit der Menschen und diese ganz andere Art von Kultur. Obwohl ich sofort angefangen habe zu arbeiten. Mit Dacia Maraini schrieb ich das Drehbuch zu *Fürchten und Lieben*. Erst dachte ich, ich kehre danach zurück nach Deutschland, aber dann gab es gleich weitere Angebote. Und die Trennung von Volker [Schlöndorff] kündigte sich bereits an. Er wollte nach Amerika und ich wollte in Deutschland, d.h. Europa, bleiben oder jedenfalls meine eigenen Geschichten drehen. Und so bot sich in Rom ein neues Leben an: Ich war hier zum ersten Mal zu Hause und konnte arbeiten.

*Rom war ja absolut Bachmanns Terrain. Frisch hat sich dort nicht so wohl gefühlt.*

Na ja, am Anfang nicht, nachher immerhin ...

*Hat er sich ja die Marianne Oellers geholt.*

Ja, er hat sich mit Marianne zusammengetan und die gemeinsame Wohnung verlassen. Das war eine große, eine hochherrschaffliche Wohnung in einem teuren Viertel. Die hätte sie sich allein gar nicht leisten können, die hatte er natürlich bezahlt. Solange sie allein war, hatte sie immer in der Altstadt gelebt, auch später wieder, im Palazzo Sacchetti. Frisch ist mit Marianne in die Via Margutta gezogen, eine kleine, berühmte Straße, viele Künstler haben dort gewohnt, also eigentlich war das ihre Gegend. Bachmann konnte nicht mehr in Rom bleiben. Im Film sagt sie: „Ich bin vertrieben worden. Man hat mir die Stadt weggenommen.“ Sie ertrug es nicht, in der Stadt zu bleiben, in der er nun mit seiner neuen Freundin lebte. Gott sei Dank hat sie kurz darauf in Berlin, wo sie Adolf Opel kennenlernte, ein Stipendium der Ford-Foundation bekommen. Sonst hätte sie wohl gar nicht überleben können, zunächst ist sie von einer Klinik in die nächste gekommen. Sie konnte in der Zeit nicht schreiben.

*Und von hier aus beginnt die zweite Reise in die Wüste – mit Opel. Vielen Dank für das Gespräch!*

## Durchbrüche, Neustarts und Triumphe

Hinter dem Mond waren die heutigen Heroen des Rock vor 50 Jahren keineswegs, auch wenn dessen dunkle Seite dem Album des Jahres den Titel gab. Mit „Angie“ und „Layla“, mit „Candle in the Wind“ und „La Grange“ entstanden Klassiker für alle Zeiten.

### Triumphe

Das Album des Jahres ist unzweifelhaft *Dark Side of the Moon* von Pink Floyd, und zwar musikalisch wie kommerziell. Aber auch das Cover der LP wurde ikonisch und hat einen Wiedererkennungswert, der keinen Text braucht: ein Prisma mit Lichtbrechung vor schwarzem Hintergrund. Das Konzeptalbum wurde, was ganz ungewöhnlich ist, drei Jahre lang von der Band in Gänze auch live gespielt, nicht nur die Hits „Time“ oder „Money“. (Eine solche komplette Live-Einspielung wurde allerdings erst 1995, auf *Pulse*, veröffentlicht.) Das von Roger Waters, dem später ausgeschiedenen Bassisten, dominierte Werk wurde allerdings zunächst wegen seiner Hinwendung zum Mainstream kritisiert. Das 1975 veröffentlichte nächste Album *Wish You Were Here* enthielt dann mit dem zwölfminütigen Klassiker „Shine On You Crazy Diamond“ wieder einen ‚typischen‘ Pink Floyd-Titel.

The Who brachten nach dem großen Erfolg mit *Tommy* mit *Quadrophenia*, komplett aus der Feder von Pete Townshend, eine weitere ‚Rock-Oper‘ auf den Markt, die ebenfalls erfolgreich wurde. Thematisch ging es hier um das soziale Phänomen der jugendlichen Mods. Anders als Pink Floyd gelang es den Who aber nicht, das Werk erfolgreich auf der Bühne zu präsentieren: Die Sound-Effekte, Synthesizer und Bläsesätze mussten bei Live-Auftritten behelfsmäßig vom Band eingespielt werden, was nicht immer gut funktionierte, so dass das Album live bald eingemottet wurde. Bei einem Auftritt in San Francisco wird zudem Schlagzeuger Keith Moon für drei Tage durch ein Publikumsmitglied ersetzt.

Seinen bis heute größten kommerziellen Erfolg erzielte in diesem Jahr Elton John, der das Doppel-Album *Goodbye Yellow Brick Road* auf den Markt brachte und „Candle in the Wind“ zum Hit machte. Das Stück wurde später bekanntlich bei der Trauerfeier für Diana auf sie umgedichtet und dargebracht. Schon Anfang des Jahres hatte er *Don't Shoot Me, I'm Only the Piano Player* veröffentlicht, das die Hits „Crocodile Rock“ und „Daniel“ enthielt. Seine Abschiedstournee, die Elton John gerade in England beendet hat, war nach der Yellow Brick Road benannt.

### Durchstarter

Die Rolling Stones hatten die etwas undankbare Aufgabe, einen Nachfolger für ihre Doppel-LP *Exile on Main Street* einzuspielen. Nach der Episode in Südfrankreich entstand diese LP vor allem in Jamaika, nachdem vor allem Keith Richards aufgrund seiner Drogensucht in immer mehr Ländern Probleme mit der Einreise bekommen hatte. Das Album enthielt den

Schmachtstücken „Angie“, bis heute Jagers bekannteste Ballade, aber auch Rocker wie „Star Star“ (ein Euphemismus für den eigentlichen Titel „Starfucker“) und „Doo Doo Doo Doo (Hearbreaker)“. Die Stones spielten Anfang des Jahres auch ein Benefizkonzert für die Erdbebenopfer in Nicaragua. Drogen spielten 1973 auch in der Karriere von Eric Clapton eine Rolle. Die erste eigene Band nach Cream, Derek and the Dominos, hatte mit „Layla“ 1970 einen überragenden Erfolg gehabt, wurde aber schon 1971 wieder aufgelöst. Im Archiv schlummerten aber noch genügend Live-Aufnahmen, von denen das erste Doppel-Album, *In Concert*, 1973 auf den Markt kam, der Rest 1974. Titel aus dieser Zeit werden von Clapton bis heute live gespielt: „Tell the Truth“ z.B. Kommerziellstes und melodischstes Stück war „Let it Rain“, auf der Platte auf über 17 Minuten ausgedehnt.

Nach Derek and the Dominos versank Clapton allerdings im Drogensumpf, aus dem ihn erst Pete Townshend wieder herausholte, indem er ein großes Comeback-Konzert für ihn organisierte. Sowohl die beiden Konzerte (mit einer von Townshend zusammengestellten Band aus lauter bekannten Leuten) wie die LP-Veröffentlichung waren ein großer Erfolg. Beim Rainbow Concert wurde ein Querschnitt von Claptons bisherigem Schaffen gespielt.

### Durchbrüche

Nachdem Clapton 1970 schon mit seinem Cover von „After Midnight“ für den Durchbruch von J.J. Cale gesorgt hatte, kam in diesem Jahr mit *Burnin* von Bob Marley and the Wailers eine weitere LP auf den Markt, die zunächst nur ihre eigene kleine Nische, den Reggae bediente, bis Clapton dann ein darauf enthaltenes Stück, nämlich „I Shot the Sheriff“, coverte und zu internationaler Bekanntheit verhalf. Die Wailers kamen 1973 zu ihrer ersten England-Tournee als Headliner nach Europa. Ganz alleine schafften ZZ Top 1973 ihren internationalen Durchbruch. Das Trio mit dem Markenzeichen der Hüte und Bärte (die ältere Bilder der Band noch nicht zeigen) brachte *Tres Hombres* auf den Markt. Der Titel ihres dritten Albums war programmatisch gemeint: Gitarre, Bass und Schlagzeug, mehr braucht es nicht. Die LP brachte Bluesrock-Hits wie „La Grange“ und „Beer Drinkers and Hell Raisers“ hervor, die minimalistische Bühnenshow bekam allerdings erst später die ikonischen Mikrostände in Edelmetall-Truck-Auspuff-Form.

Große Erfolge erzielten die Art-Rocker von Roxy Music in diesem Jahr mit ihrer zweiten LP, *For Your Pleasure*, die den Hit „Do the Strand“ enthielt, zu der auch noch die Single „Virginia Plain“ gehörte. Es war die letzte LP, bei der Brian Eno noch



Die Southern Rock-Legenden ZZ Top on Tour: Die beiden Frontmen Billy Gibbons und Dusty Hill während eines Konzerts auf ihrer World-Tour 2011. Foto: Tilly Antoine; Wikimedia Commons

mit an Bord war. Danach wurde Bryan Ferry unangefochten zum Kopf der Band, die auch auf weiteren Positionen umbesetzt wurde; Brian Ferry schrieb auch alle Stücke. Auf *Stranded* waren im gleichen Jahr mit „Street Life“ und „Mother of Pearl“ weitere Hits aus seiner Feder.

### Neulinge

Neulinge im Rock-Musik-Geschäft des Jahres kamen stilistisch aus völlig unterschiedlichen Genres: Queen veröffentlichten in diesem Jahr ihre gleichnamige Debut-LP und begannen ihren Aufstieg zu Superstars, Kiss spielen zum ersten Male unter diesem Namen, musikalisch völlig anders der klavierspielende, Whiskey-trinkende Barde Tom Waits mit seinem Debut *Closing Time*, das als erfolgreichsten Titel „Invitation to the Blues“ enthielt. Ein weiteres Debut kam mit *Tubular Bells* von Mike Oldfield auf den Markt, das einen langsamen Verkaufstart hinlegte, bis es Ende des Jahres als Film-Musik in *The Exorcist* verwendet wurde. Für den Rockmusik-Markt eine ganz ungewöhnliche Veröffentlichung, denn es ist ein 50-minütiges Instrumentalstück, das Oldfield praktisch komplett alleine eingespielt hatte.

Bruce Springsteen, später von seinen Fans schlicht als ‚The Boss‘ gefeiert, brachte 1973 gleich seine zwei ersten LPs auf den Markt, *Greetings from Asbury Park* und *The Wild, the Innocent & the E Street Shuffle*, die beide in den USA und England einen gewissen Erfolg hatten.

Ironischerweise wurde eines der darauf enthaltenen Stücke „Blinded by the Light“, richtig bekannt, als es Manfred

Mann coverte, ebenso wie „Spirit in the Night“. Wurde Bruce Springsteen bei seiner ersten LP noch mit Bob Dylan verglichen, änderte sich der Sound zu einer richtigen Band mit der zweiten LP. „Rosalita (Come Out Tonight)“ war eines der Stücke, mit dem ‚Big Man‘ Clarence Clemons am Saxophon beeindruckend konnte. Springsteens Live-Auftritte führten dazu, dass er von einem Kritiker als ‚die Zukunft des Rock’n’Roll‘ bezeichnet wurde.

### Und sonst noch?

David Bowie schickt Ziggy Stardust am Ende einer großen US-Tournee in den Ruhestand, die Everly Brothers prügeln sich auf der Bühne und pausieren fortan, Led Zeppelin spielen dreimal hintereinander im Madison Square Garden in New York und lassen sich dabei für *The Song Remains the Same* filmen, Stevie Wonder liegt nach einem Autounfall sechs Tage im Koma, die Faces lösen sich auf, nachdem Rod Stewarts Solokarriere bestens läuft, CSNY spielen eine Mini-Reunion, John Lennon kämpft mit den US-Behörden um seine Aufenthaltserlaubnis für die USA, George Harrisons *Bangladesh*-Album bekommt einen Grammy, mehr als eine Milliarde Menschen weltweit verfolgen Elvis live via Satellit mit seinem *Aloha from Hawaii*, einen seiner besten Auftritte. Und der Vietnam-Krieg ist zu Ende.

Sebastian Kempgen

Dr. Sebastian Kempgen, emeritierter Professor für slavische Sprachwissenschaft an der Uni Bamberg, ist selbst Bassist in einer Rockband.

## „Es ist das Gleiche!“

Der spanische Künstler Pablo Picasso gilt auch 50 Jahre nach seinem Tod noch als einer der größten Künstler des vergangenen Jahrhunderts. Der Wegbereiter der Moderne schuf zu Lebzeiten schätzungsweise 50.000 Werke, eines der Bekanntesten ist „Guernica“.

Die Glühbirne am oberen Bildrand, die den Raum des Bildes zu erhellen scheint, das wiehernde Pferd mit einem Pfeil im Rumpf und eine weinende Frau, die ihr lebloses Kind in den Armen hält. Das alles sind Motive des Grauens und Bilder, die mit dem Krieg verbunden werden. Der Künstler Pablo Picasso stellt diese Symbolik auf einer 3,5 mal 7,8 Meter großen Leinwand in seinem Gemälde „Guernica“ dar. Heute ist dieses surrealistische Gemälde eines der bekanntesten Gemälde überhaupt und ein Sinnbild für den Schrecken des Krieges. Doch nicht immer war Picassos Kunst so vom Surrealismus geprägt.

Pablo Picasso wurde am 25. Oktober 1881 in Málaga geboren. Dabei ist „Pablo Picasso“ nur eine stark verkürzte Version seines vollen Namens, der aus 24 Worten und 135 Buchstaben besteht. Schon früh entdeckte sein Vater, ein Kunstlehrer an einer Gewerbeschule, das Talent seines kleinen Sohnes und förderte ihn fortan. Unter anderem ließ er Pablo Tauben abzeichnen, die in seinem Werk später ein wiederkehrendes Motiv darstellen.

Nachdem Picasso die Kunstschulen Escuela de Bellas Artes und La Lonja besucht hatte, bemerkte er, dass der Unterricht ihn unterforderte, und brach sein Studium ab. Schließlich kam für Picasso der große Durchbruch: Sein Gemälde „Wissenschaft und Nächstenliebe“ wurde in Málaga und Madrid mit Preisen ausgezeichnet. Das machte ihn bereits mit 16 Jahren zu einem anerkannten Künstler.

Durch die Anerkennung, die Picasso schon als Jugendlicher erhielt, wurde er mutiger und wagte es, die bis dahin bekannten Grenzen der Kunst zu überschreiten. Damals wollte er ein Portrait von der Kunstsammlerin Gertrude Stein anfertigen. Als er nach 90 Sitzungen allerdings noch nicht zufrieden mit seiner Arbeit war und es zur nächsten Sitzung noch eine Weile dauerte, fasste Picasso einen

Entschluss: Die alten Regeln der Portraitmalerei sollten gebrochen werden. Er begann, das Portrait ohne Stein, sondern aus dem Gedächtnis zu vollenden. Das Malen aus dem Gedächtnis ist eine etablierte Lerntechnik für junge Künstler, um das Motiv in seine geometrischen Grundformen zu zerlegen und schließlich wieder realistisch abzubilden. Dabei wurde Steins Gesicht stark vereinfacht und wirkt auf dem Gemälde fast maskenartig. Nach einigen Jahren der Experimente mit geometrischer Vereinfachung war schließlich der Kubismus geboren, als dessen Wegbereiter Picasso, der viele Kunststile probierte und mitprägte, bis heute bekannt ist.

### Tradition trifft Moderne

Für den neuen Malstil bezog sich Picasso trotzdem auf traditionelle Regeln der altbekannten Malgattungen, der Portraitmalerei, dem Stillleben und den Aktdarstellungen. Er stellte fest, dass er mit dem Kubismus am meisten polarisierte und provozierte, wenn er die Grundzüge der traditionellen Malerei

beibehielt. „Les demoiselles d'Avignon“ geht als erstes kubistisches Werk in die Geschichte ein. Es zeigt fünf nackte Frauen in einem Bordell; ihre Gesichter sind maskenartig verzerrt und aus verschiedenen Perspektiven dargestellt, ihre Glieder sind aus geometrischen Grundformen zusammengesetzt – drei Alleinstellungsmerkmale des Kubismus.

Doch das ist Picasso noch nicht genug. Bei dem analytischen Kubismus wird das Bild in eckigen Fragmenten und aus mehreren Perspektiven dargestellt. Es sieht aus, als wäre das Bild wie ein Spiegel in tausende Teile zerbrochen. Durch die monotone Farbgebung verschmilzt das Bildmotiv mit dem Hintergrund, der nur noch durch Licht und Schatten angedeutet ist.

### Konkrete Kriegsgreuel in Abstraktion

Mit zunehmender Entwicklung wurden Picassos Werke immer surrealistischer, bis sie sich ab 1927 ganz diesem Stil zuordnen lassen. Sein wohl bekanntestes Bild dieser Werkepoche ist „Guernica“, angefertigt für die Pariser Weltausstellung 1937. Durch das häufige Abziehen und Aufspannen, als es nach der Weltausstellung um den Globus reiste, ist sein Zustand heute eher schlecht. Deshalb lassen die Verantwortlichen des Madrider Königin-Sofia-Museums, wo es heute ausgestellt wird, es nicht zu, dass das Bild erneut andernorts gezeigt wird.

„Guernica“ ist eines der bekanntesten Anti-Kriegs-Bilder

unserer Zeit. Picasso schuf es während des spanischen Bürgerkriegs. Da der Künstler zu dieser Zeit in Paris weilte, bekam er die Bombardierung der baskischen Stadt Guernica durch die Zeitung mit, und er drückte in dem Monumentalgemälde seine Wut und die Verachtung des Krieges aus. Er brauchte für das Gemälde, das größer als eine Seite einer LKW-Plane ist, nur zwei Monate – als es bei der Weltausstellung präsentiert wurde, war die Ölfarbe noch nicht ganz getrocknet.

Die Glühbirne am oberen Bildrand steht mit den zackigen Lichtstrahlen für die Bomben und die Flammen der Bombardierung. Das Pferd mit dem Pfeil im Rumpf symbolisiert das Leiden des spanischen Volkes während des Bürgerkrieges. Außerdem arbeitete der Künstler einen Totenkopf ein, welcher von den Nüstern und dem Maul des Pferdes gebildet wird. Die Taube auf dem Gemälde scheint wie ausradiert, sie steht für den fehlenden Frieden. Die Frau, die ihr lebloses Kind in den Armen hält und weint, verkörpert Verlust und Leid. Ein Mann, der zerstückelt mit einem Schwert dargestellt wird, versinnbildlicht den scheinbar vergeblichen Kampf gegen den Terror, wohingegen die Blume, die in seiner Hand blüht, für Hoffnung steht.

1947 hatte Picasso die Möglichkeit, im Louvre neben seinen großen Vorbildern, unter anderem dem spanischen Maler Goya, ausgestellt zu werden. Ob seine Werke daneben bestehen können? Als der nervöse Picasso sie neben den Werken

der weltberühmten Maler hängen sah, rief er: „Sie sehen, es ist das Gleiche! Es ist das Gleiche!“.

Obwohl „Guernica“ bereits 86 Jahre alt ist, ist es immer noch aktuell. Der Schrecken des Krieges wütet auch heute auf der ganzen Welt, nicht allein in der Ukraine. Mit „Guernica“ schuf Pablo Picasso, der am 8. April 1973 91-jährig und hoch produktiv bis fast zuletzt gestorben ist, ein leider zeitloses Meisterwerk. *Katharina Möckel*



Pablo Picasso: Guernica (1937) Museo Reina Sofia, Madrid / VG Bild-Kunst

## Die ewigen Helden

Unbeugsame Gefangene, humorvolle Spione und die teuersten Beine der Welt: Das Filmjahr 1973 beschert uns einige der größten Leinwandlegenden der Filmgeschichte ... und auch einen großen Skandal.

Hart aber sentimental: *Papillon*, das US-amerikanische Gefangenendrama ist mit fast sechseinhalb Millionen Zuschauer\*innen in Deutschland der erfolgreichste Film des Jahres. Basierend auf dem autobiographischen Roman von Henri Charrière, folgt der Streifen dem Schicksal eines deportierten Gefangenen in Französisch-Guyana. Der Protagonist Papillon, so genannt wegen eines Schmetterlings-Tattoos auf seiner Brust, erfährt darin am eigenen Leib die unmenschlichen Grausamkeiten einer französischen Strafkolonie in Übersee. Folter, Verrat, Tod, aber auch unerwartete Freundschaften begleiten ihn, während er vom nahezu unbändigen Verlangen nach Freiheit angetrieben wird. Nach zahlreichen gescheiterten Fluchtversuchen gelingt Papillon schließlich das Undenkbare: Auf einem improvisierten Floß entkommt er der Teufelsinsel. Das dramatische Fluchtepos mit Steve McQueen und Dustin Hoffmann in den Hauptrollen hält das Kinopublikum 1973 in Atem.

Edle Halunken: Bud Spencer und Terence Hill prügeln sich in *Zwei Himmelhunde auf dem Weg zur Hölle* auf Platz Zwei der erfolgreichsten Filme des Jahres. Als Piloten Salud (Spencer) und Plata (Hill) fliegen die beiden alte Flugzeuge zu Bruch, um deren Versicherung zu kassieren. Bei einer Notlandung im Dschungel stoßen sie dabei auf eine Smaragdmine, die sich in der Hand übler Bösewichte befindet. Um die ausgebeuteten Arbeiter zu befreien (und sich freilich auch eine neue Einkommensquelle zu sichern), kloppen sich die beiden durch die ganze Gangsterbande und das mit durchschlagendem Erfolg: Salud und Plata bekommen die Schürfrechte – und ein Einreiseverbot ins Land. Letztlich sind die beiden „steinreich, aber haben keinen Penny“.

„Ein Held bist du schon, du musst nur noch zur Legende werden.“ *Mein Name ist Nobody* mit Henry Fonda und Terence Hill ist auf Platz Drei der erfolgreichsten Filme des Jahres 1973. Der Italowestern begleitet den alternden Revolverhelden Jack Beauregard (Fonda), der sich eigentlich einen gemütlichen Lebensabend machen will. Hätte er da nicht seinen Bewunderer Nobody (Hill) getroffen: Der möchte sein großes Vorbild nämlich nicht ohne einen großen Knall gehen lassen und fädelt einen epischen Kampf zwischen Beauregard und einem Haufen gesuchter Gangster ein. Der Westernheld gewinnt, lässt sich in einem inszenierten Duell mit Nobody vor Publikum vermeintlich erschießen – und kann dann endlich in den wohlverdienten Ruhestand gehen.

Mit knapp sechs Millionen Zuschauer\*innen ist *James Bond – Leben und Sterben lassen* auf Platz Vier der erfolgreichsten Filme in Deutschland. Der Streifen ist in vielerlei Hinsicht eine

Premiere: So übernimmt Roger Moore erstmals die Rolle des Geheimagenten und tritt damit in die großen Fußstapfen von Sean Connery. Der neue Bond ist lockerer, trinkt Whiskey statt Vodka Martinis und pafft Zigarre – Moore spielt die Rolle mit Humor und viel Selbstironie. Der Streifen markiert noch einen weiteren Meilenstein: Erstmals werden in einem Bond-Film vermehrt schwarze Protagonist\*innen gezeigt. Die Liebeszene zwischen James Bond und der Doppelagentin Rosie Carver (Gloria Hendry) ist die erste, in der 007 eine schwarze Frau küsst – und auch sonst eine der ersten Liebeszenen im westlichen Kino zwischen zwei Menschen unterschiedlicher Hautfarbe.

Ein Skandal über mehrere Etappen: Bereits bei seiner Uraufführung spaltet *Der letzte Tango in Paris* das Publikum. Die einen loben ihn als Kunstfilm, die anderen kritisieren ihn als inakzeptabel. In Deutschland ist der Film mit über fünf Millionen Zuschauer\*innen auf Platz Fünf der erfolgreichsten Filme des Jahres 1973. Der Spielfilm des Italieners Bernardo Bertolucci erzählt von einem alternden Amerikaner (Marlon Brando) und einer jungen Französin (Maria Schneider), die sich in einer Pariser Wohnung zu Sex und Gesprächen treffen. Einige der Sexszenen sorgen schon damals für Irritationen und erst vor einigen Jahren gerät der Film erneut in Kritik: Es stellte sich heraus, dass eine Vergewaltigungs-Szene nicht mit der Hauptdarstellerin abgesprochen gewesen sei. Bertolucci und Brando überfielen Maria Schneider am Morgen des Drehtags mit der Szene. Die damals 19-jährige traut sich nicht, den beiden Filmgrößen zu widersprechen. Der *Spiegel* bezeichnete den Vorfall klar als „Missbrauch eines Machtgefälles“.

### Schnelle Kisten, ewige Helden, ...

Too fast and too furious: Paul Walker, der US-amerikanische Schauspieler, wird am 12. September 1973 geboren. Bekannt ist Walker vor allem durch seine Rolle des Brian O'Conner in der Blockbuster-Filmreihe *Fast and Furious*. An der Seite von Vin Diesel spielt er darin einen Undercover-Polizisten, der in die Welt der illegalen Autorenn-Szene eintaucht – rasante Fahrten, krasse Stunts und actiongeladener Leinwandspaß. Die Besucher\*innen strömen scharenweise in die Kinos. Umso tragischer Paul Walkers Tod: Er stirbt am 30. November 2013 bei einem Autounfall.

„Mother of Mercy! Is this the end of Rico?“ Edward G. Robinson stirbt am 26. Januar 1973. Sein Durchbruch in Hollywood gelingt dem Theaterschauspieler in der Rolle des Gangsters Rico Bandello in *Der kleine Cäsar* (1931) – eine Rolle, die ihn Zeit seines Lebens anhaften bleibt. Und das, obwohl der



Mit *Galopp ins Glück* begann die Karriere von Betty Grable. Fast noch berühmter als durch ihre Schauspielrollen wurde sie all Pin-up-Girl mit den angeblich schönsten Beinen der Welt. Gemalt von: Hannah Söltzer

gebürtige Rumäne in mehr als 100 Filmen mitspielt, von *Frau ohne Gewissen* (1944) bis *Die zehn Gebote* (1956). Beim Publikum bleibt er jedoch als kleinkrimineller Gangster in Erinnerung – für Rico war das Filmende eben doch nicht das Ende. Kein Entkommen aus der Heldenrolle: Auf Cocktail-Partys bat man ihn ständig, barbrüstig den weltberühmten Schrei nachzuzahlen; da reicht es Lex Barker und er lässt Hollywood und seine Tarzan-Rolle zurück, um in Europa neue Filme anzugehen. Der hünenhafte Amerikaner übernimmt die Rolle des Old Shatterhand in den beliebten Karl-May-Verfilmungen und tauscht den Dschungel gegen den Wilden Westen – nur, um beim Publikum von nun an nicht als Tarzan, sondern als ewiger Blutsbruder von Winnetou (Pierre Brice) gefeiert zu werden. Zumindest konnte er damit den Lendenschurz ein für alle Mal an die Wand hängen: „Es ist toll, wieder Kleidung zu tragen!“ Lex Barker stirbt am 11. Mai 1973.

### ... teure Beine und Kung Fu-Koryphäen

Die teuersten Beine der Welt: Betty Grable stirbt am 2. Juli 1973. Die Schauspielerin gehört in den 1940er-Jahren zu den erfolgreichsten Kinostars Hollywoods. Es ist eine Aufnahme des Studiofotografen Frank Powolny aus dem Jahr 1943, die Grable auf ewig im Gedächtnis des (männlichen) Publikums

einbrennt: Im Bikini blickt die Schauspielerin lächelnd über die Schulter – das Foto wird rasch zur beliebtesten Pin-Up-Aufnahme der Zeit, Grable schmückt weltweit Teenager-Zimmer und Single-Buden. Die legendär langen Beine versichert ihr Filmstudio sogar vorsichtshalber für über eine Millionen Dollar – was Betty Grable auch den Titel „The Girl With The Million Dollar Legs“ einbringt.

Der sinoamerikanische Schauspieler Bruce Lee gilt bis heute als Kung Fu-Koryphäe und Ikone der Martial Arts-Filme. Dabei waren die Anfänge des Schauspielers und Kampfsportlers zunächst wenig vorbildlich: In der Schule prügelt er sich oft, nimmt an Straßenkämpfen teil und hat schlechte Noten. Als ihm nach einer Schlägerei beinahe Gefängnis droht, schicken ihn seine Eltern, in der Hoffnung auf Besserung, nach San Francisco – die kommt, jedoch in Form einer durchschlagenden Leinwand-Karriere. Bruce Lee wird bei einer Karate-Meisterschaft entdeckt, es folgen Film und Fernseh-Auftritte, in denen er seine überragenden Martial Arts-Fähigkeiten unter Beweis stellt. Er unterrichtet Schauspiel-Kollegen wie Steve McQueen und Chuck Norris im Kampfsport und macht den Kung Fu weltweit bekannt. Bruce Lee stirbt am 20. Juli 1973 im Alter von nur 32 Jahren an den Folgen einer allergischen Reaktion auf ein Schmerzmittel. *Viktoria Sommermann*





Foto: Ri Butov, Pixabay

## Jubel und Wut

Israel – lang ersehnte Heimstatt der Juden und Quell eines Dauerkonflikts. Am 14. Mai 1948 zog die britische Mandatsmacht aus Palästina ab, noch am selben Tag verlas David Ben Gurion die Unabhängigkeitserklärung, in der Nacht erklärten die Nachbarstaaten Krieg.

Aus Wien vor der Verfolgung durch die Nazis geflohen, kommt der fünfzehnjährige Gideon Eckhaus am 10. Januar 1939 in Tel Aviv mit dem Schiff an. In Italien wollte er noch seinen Vater treffen. Doch das Schiff war früher abgefahren. Gideon sieht ihn nie wieder. Der Vater wird später in Auschwitz ermordet. Er sei als Jugendlicher mit dem Willen gekommen, etwas zu tun, um einen jüdischen Staat zu schaffen. So sei er auch in der Jugendbewegung in Wien erzogen worden, erinnert sich Eckhaus. Die vormalige Israel-Korrespondentin (und heutige stellvertretende Chefredakteurin) der *Süddeutschen Zeitung*, Alexandra Förderl-Schmid, protokollierte im Jahre 2018 die Erinnerungen des Gideon Eckhaus.

Als der Abgrund des Zweiten Weltkrieges durchlitten ist, soll für die Juden in der weltweiten Diaspora (griech.: Zerstreuung) endlich der Traum vom eigenen jüdischen Staat wahr werden. Am 29. November 1947 votiert in der Generalversammlung der UN in New York eine benötigte Zweidrittelmehrheit für den Teilungsplan Palästinas (Resolution 181, II).

Das Land war 400 Jahre Teil des Osmanischen Reiches, seit Ende des Ersten Weltkrieges unter britischem Mandat. Die Vertreter der in der Arabischen Liga zusammengeschlossenen

Staaten verlassen nach der Abstimmung unter Protest den Saal. Im Nahen Osten brechen umgehend erbitterte Gefechte zwischen arabischen Freischärlern und jüdischen Militärorganisationen aus. Anfang April 1948 finden schwere Kämpfe um die Straße von Tel Aviv nach Jerusalem statt. Abteilungen der jüdischen Kampforganisation Irgun richten am 9. April ein Massaker im Dorf Deir Jasin an. 354 Palästinenser fallen diesem zum Opfer. Die Massenflucht der arabischen Bevölkerung nimmt zu. Gideon Eckhaus hatte zunächst in der Landwirtschaft gearbeitet. Inzwischen hatte die zionistische paramilitärische Untergrundorganisation „Haganah“ den jungen Mann gewonnen, ihre Jugendabteilung zu leiten. Er sei für 145 Jugendheime verantwortlich gewesen – das sei sein Beitrag für den Aufbau des neuen Staates, resümiert Eckhaus.

### Radiohören verboten

Am 15. Mai 1948 endete das britische Mandat über Palästina. Am Nachmittag des Vortages trat im alten Kunstmuseum in Tel Aviv der jüdische Volksrat zusammen und bildete eine provisorische Regierung. Der erste Ministerpräsident des neuen Staates, David Ben Gurion, verlas die Unabhängigkeitserklärung.

Dort heißt es unter anderem: „Die Katastrophe, die in unserer Zeit über das jüdische Volk hereinbrach und in Europa Millionen von Juden vernichtete, bewies unwiderleglich auf Neue, dass das Problem der jüdischen Heimatlosigkeit durch die Wiederherstellung des jüdischen Staates im Lande Israel gelöst werden muss ...“.

Gideon Eckhaus hört Ben Gurions Worte im Radio. Verbotenerweise. „Ich war damals in einem Schutzgraben mit noch vier Leuten zwischen Beer Tuvia und Kfar Warburg, südöstlich von Tel Aviv. Es war verboten, ein Radio mitzunehmen. Einer musste wachen, die anderen konnten zuhören, wie der Staat gebildet wurde. Als David Ben Gurion sagte, der Name des Staates ist Israel, da sind mir die Tränen runtergelaufen. Ich war sehr zufrieden, aber auf der anderen Seite konnte ich mir vorstellen, dass die Bildung dieses Staates ein großes Problem sein würde. Das war es auch ...“

Dennoch: In den Cafés und auf den Straßen Tel Avivs wird getanzt und die Geburt des neuen Israel gefeiert. Die Reaktion von arabischer Seite folgt unmittelbar: Noch in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai greifen die Armeen Ägyptens, Syriens, Transjordanien, Libanons und des Irak Israel an.

Mit erheblicher militärischer und finanzieller Unterstützung des Auslands ist die Gegenoffensive Israels ab Juli 1948 erfolgreich. Sein militärischer Sieg im Januar 1949 verschafft Israel mit 20.700 Quadratkilometern nochmal ein Drittel mehr Staatsgebiet als im Teilungsvertrag der UN beschlossen. Die Palästinenser bezeichnen diese Geschehnisse und ihre Flucht und Vertreibung als „Nakba“ (arab. für Katastrophe). Der Palästinenser Yousef Khattab war damals fünf, berichtet er der Journalistin. Sein Heimatort war Mjeder, nur fünf Kilometer entfernt von Nazareth.

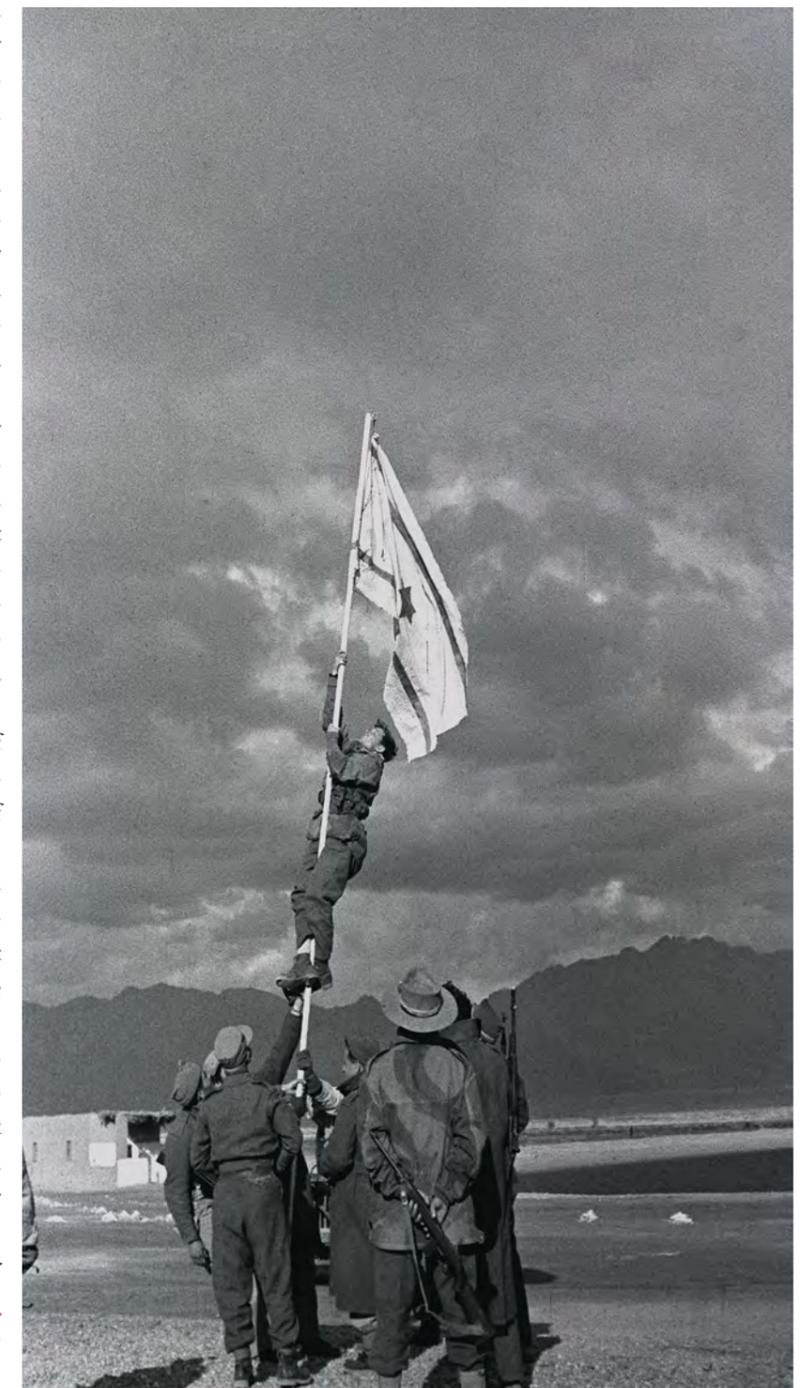
„Es gab viele Bäume rund um unser Haus. Ich kann mich noch erinnern, dass ich die Früchte direkt vom Baum gegessen habe. Jetzt steht nur noch ein Olivenbaum, an dem orientiere ich mich.“

Die Familie flüchtete 1948 vor dem Palästina-Krieg aus Mjeder, das dann von Israelis zerstört wurde. „Jetzt steht auf dem Grundstück unseres Hauses eine Grundschule. Wenn ich die Kinder sehe, dann stelle ich mir vor, hier könnten meine Enkel herumlaufen.“

Ulrich Meer

Ulrich Meer ist freier Journalist; sein Schwerpunkt ist Zeitgeschichte.

Am 10. März 1949 hissen israelische Soldaten die Flagge ihres neuen Staates am Strand des roten Meeres bei Um Rashrash, dem heutigen Eilat.  
Foto: Micha Perry, Wikimedia Commons



# China leistet, China bietet, China macht

*Renmin Ribao*, die „Volkstageszeitung“ informiert, vielmehr indoktriniert seit 75 Jahren Chinas Bevölkerung, verlässlich linientreu, vielfältig nur hinsichtlich der Themen – von Politik über Wirtschaft bis hin zu Kultur – nicht aber bezüglich der Perspektiven.

Donnerstag, 22. Juni 2023. Ein gewöhnlicher Tag auf dem Portal von *People's Daily Online*, die im Netz auch auf Deutsch erscheint: Gleich unter dem Titel grüßt Staatspräsident und KP-Vorsitzender Xi Jinping lächelnd mit der Aussage „Ich verschreibe mich dem Volk und werde es nicht enttäuschen“. Im Aufmacherfoto schreitet Chinas Ministerpräsident Li Qiang, gerade auf Deutschlandbesuch, gemeinsam mit Olaf Scholz eine Ehrenformation der Bundeswehr ab. Im Text wird verheißen, dass „China und Deutschland [...] einen größeren Beitrag zu Frieden und Entwicklung in der Welt leisten, die Rolle eines Stabilisators inmitten von Veränderungen übernehmen und den Aufbau einer Gemeinschaft mit gemeinsamer Zukunft für die Menschheit beschleunigen“ sollen. Spannungen? Hier kommen sie nicht vor. Vielmehr weiter unten und bunt gemischt: Erfolge über Erfolge. „Ländliches Programm in Zhejiang macht Dörfer schöner“, „China unterstützt alle Bemühungen zu friedlicher Lösung des Ukraine-Konflikts“, „Chinas Verkaufszahlen für Pick-Ups steigen im Mai um 4,3 Prozent“, „China spendet energiesparende Einrichtungen zur Unterstützung Ägyptens bei der Bekämpfung des Klimawandels“, „Immer mehr Coffeeshops in Chinas ländlichen Gebieten“, „China bringt 41 Satelliten auf einmal in die Umlaufbahn“ und so weiter. Wo bleibt denn das Positive bei all den Schrecknissen und Problemen, wird deutschen Medien beizeiten vorgehalten. Hier

findet es sich, geballt. China leistet, China bietet, China macht ... Seit 1997 gibt es schon diese „Informations“-Plattform, „rund um die Uhr parallel auf Chinesisch und in sieben Sprachen chinesischer Minderheiten sowie neun Fremdsprachen“, wie es unter dem Reiter „Über *People's Daily Online*“ heißt. Fast 50 Jahre länger besteht *People's Daily*, die tägliche Volkszeitung – oder *Renmin Ribao*, wie sie auf Chinesisch heißt – schon gedruckt. Am 15. Juni 1948 kam sie als Mitteilungsblatt der Kommunistischen Partei heraus, zunächst im Kreis Pingshan in der nordchinesischen Provinz Hebei, ab März 1949 in Peking. Sie ist mithin älter als die am 1. Oktober 1949 von Mao Zedong proklamierte Volksrepublik China. Rasch wurde sie im Einparteiensstaat die wichtigste Zeitung, Sprachrohr der Führung, Leitorgan aller anderen Medien. Die Verkaufsaufgabe dieser (nach *Cankai Xiaoxi*, den von der zentralen Nachrichtenagentur Xinhua herausgegebenen „Referenz-Nachrichten“ mit selektiert-übersetzten Auszügen ausländischer Medientexte) heute zweitgrößten Tageszeitung in der Volksrepublik geht – wie weltweit die fast aller Printmedien – zurück, dürfte aber immer noch bei annähernd zwei Millionen liegen (aktuelle Daten liegen nicht vor); sie gehört damit – weit hinter einigen Titeln vor allem aus Japan und Indien – zu den zwanzig größten Zeitungen der Welt.

Wer für sie schreibt, unterliegt wie alle chinesischen Medien strengster Zensur. In der im Mai 2023 von der Nichtregierungsorganisation Reporter ohne Grenzen veröffentlichten Rangliste der Pressefreiheit liegt China auf Platz 179 von 180 gelisteten Staaten. Mehr als hundert Journalistinnen und Journalisten sind dort derzeit in Haft. Den Mitarbeitenden der *Renmin Ribao* droht dies kaum. Sie sind linientreu, haben sich – analog zu Xi's eingangs zitierter Aussage – auch verschrieben: der Staats- und Parteiführung. Und sie werden sie wohl selten enttäuschen.

Markus Behmer



Screenshot: Markus Behmer.

# Gewaltfrei unabhängig – gewaltvoll in den Tod

„Die Welt hat genug für jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Gier.“ Dies sagte einst Mahatma Gandhi, der sich ein Leben lang gewaltfrei für die Rechte aller und Unabhängigkeit der indischen Bevölkerung einsetzte. Dies wurde ihm zum Verhängnis.

Es ist der 30. Januar 1948 abends und genau das tritt ein, was Mahatma Gandhi schon vorher vermutete – er wird Opfer eines Attentats. Mahatma, übersetzt als „Große Seele“, mit eigentlichem Namen Mohandas Karamchand Gandhi lebte in Gefahr und wusste dies auch. Ein paar Tage vor seinem Tod sagte er noch zu seinen Engsten: „Sollte ich sterben durch die Kugel eines Verrückten, muss ich es mit einem Lächeln tun. Gott muss in meinem Herzen und auf meinen Lippen liegen. Wenn etwas passiert, sollt ihr keine einzige Träne vergießen.“ Trotz dieser Bitte konnten nur die Wenigsten die Tränen bei der Nachricht seiner Ermordung unterdrücken. Gandhi war ein Freiheitskämpfer. Er gründete den Natal Indian Congress, um sich im Kampf gegen die Ausgrenzungs- und Diskriminierungspolitik der damaligen Kolonialregierung stark zu machen. Für das Ende der Unterdrückung setzte er sich intensiv in Indien sowie in Südafrika ein. Seine Methode bezeichnete er selbst als „Satyagraha“, was für ein „aktives, gewaltfreies Streben nach der Wahrheit“ stand. Er versuchte durch gewaltfreie Widerstandskämpfe die Unabhängigkeit Indiens zu erreichen und somit eine gemeinsame Nation aufzubauen, in der alle Religionen und Menschen Gerechtigkeit erfahren. Nach jahrelangen Verhandlungen und dem Ende des Zweiten Weltkrieges erreichte Indien am 15. August die Unabhängigkeit von Großbritannien.

Viele Menschen fingen an, seiner Lehre zu folgen. Doch Gandhis Vision von einem friedlichen Miteinander der Religionen wurde immer mehr zur Utopie. Durch die immer wiederkehrenden blutigen Kämpfe zwischen Muslimen und Christen wurde das Land letztendlich in das hinduistische Indien und das muslimische Pakistan geteilt. Es folgte eine Zeit der Gewalt, Kämpfe und Vertreibungen. Eine Viertelmillion Menschen wurden von Fanatikern massakriert und zehn Millionen Flüchtlinge durchzogen das Land. Gandhi versuchte durch seine Predigten die Menschen zur Vernunft zu bringen und durch einen Hungerstreik die Kämpfe zu beruhigen. Sein Einsatz stieß auf Widerstand in der Gesellschaft. Die Haltungen gegenüber Gandhi spalteten zunehmend. Eine Gruppe machte er sich durch seine Predigten und Streiks zu Todfeinden, die „Gesamtindischen Hindu-Großversammlung“, unter ihnen Nathuram Godse. Sie stellten ihm, dass er immensen Schaden über Indien gebracht habe. Was sie provozierte war, dass Gandhi sich auch für die Rechte der Muslime einsetzte und als selbst gläubiger Hindu sogar Koranverse

in seinem täglichen Gebetstreffen vorlas. Knapp ein halbes Jahr nach dem Erreichen der Unabhängigkeit befand sich Mahatma Gandhi zu einem öffentlichen Gebet in Neu-Delhi. Als er nachmittags zu seiner Unterkunft ging, wartete zwischen seinen Bewunderern Nathuram Godse auf ihn. Der junge Mann trat aus der Menge, griff in seine Tasche und holte einen Revolver heraus. Er feuerte drei Schüsse auf den schwächlichen Körper Gandhis und dieser sackte zu Boden. Die Nachricht vom Tod Mahatma Gandhis erschütterte Indien zutiefst. Für viele rund um die Welt war er das Symbol für Frieden und Freiheit. Er war derjenige, der so viele Hürden auf sich genommen hatte, um der indischen Bevölkerung und der in Südafrika ein gutes und gewaltloses Leben zu bieten, aber die Ignoranz sehr vieler in der Bevölkerung gegenüber seinen Lehren war zu hoch. Macht, Gewalt und Eigennutz war ihnen wichtiger als Nächstenliebe, Gewaltlosigkeit und Güte. Godse bekam die Todesstrafe und rechtfertigte sich noch mit den Worten, dass Gandhi nach 32 Jahren Provokationen sterben musste. Bis heute ist die Botschaft Gandhis weltweit aktuell. Viele nutzen sie, um auf Umweltkampagnen oder Freiheitsdemonstrationen aufmerksam zu machen. Gandhis Schicksal kann in unserer jetzigen Zeit als permanente Herausforderung der bestehenden Verhältnisse auf der Welt gesehen werden. Was ist wichtiger, Macht oder Nächstenliebe?

Lara Bröß

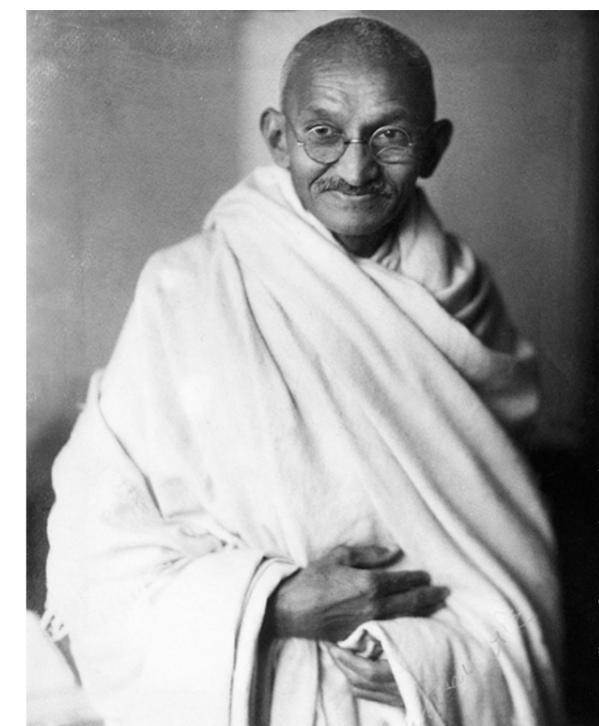


Foto: Elliott & Fry, Wikimedia Commons

## Die Macht im Wohnzimmer

„Lazy Bone“ hieß eine der ersten TV-Fernbedienungen. Sehr treffend.

Den richtigen Durchbruch hat die Fernbedienung in Deutschland in den 1980ern. Mit der Dualisierung des Rundfunksystems und der damit einhergehenden Sendervielfalt war die Auswahl an Programmen für das sog. Zappen geschaffen. Es bürgern sich Namen wie Drücker oder Drucki, Ferni, Umschalter, Zepter oder Die Macht für die Fernbedienung ein. Doch wann wurde die erste Fernbedienung erfunden?

Im Jahr 1948 kommt in den USA ein erstes Gerät mit Kabel und genau einem Knopf zum Einsatz – es heißt Tele-Zoom und sein Knopf verhilft dabei den Bildausschnitt zu vergrößern. Die Vorgängerin der Fernbedienung, wie wir sie heute kennen, war geboren. Ans Umschalten war noch nicht zu denken, da der Fernsehmarkt noch gar nicht die Auswahl bietet, die dafür notwendig ist.

In den USA bildet sich dagegen schneller als in Deutschland eine kleine Auswahl heraus: Die drei großen Cable Networks ABC, CBS und NBC etablieren und institutionalisieren sich in den 1950er Jahren. Am Anfang dieses Jahrzehnts stellt die US-Firma Zenith Electronics Lazy Bone vor. Es lässt sich damit zwischen den noch wenigen Programmen wechseln ohne aufstehen zu müssen, um direkt am Fernsehgerät umzuschalten. Auch diese Fernbedienung ist noch kabelgebunden.

In Deutschland gibt es zu dieser Zeit noch keine Auswahl an Programmen, die ein Umschalten ermöglicht. In der DDR läuft ab dem 21.12.1952 das offizielle Staatsfernsehen, in

Westdeutschland nimmt vier Tage später die ARD den Regelbetrieb auf. Erst in den 1960er Jahren folgen die sogenannten Dritten Programme und das ZDF. In dieser Zeit wird die Fernbedienung auf dem deutschen Markt interessanter.

Im Jahr 1955 entwickelt Eugen Polley für Zenith Electronics die Flash-Matic. Die erste kabellose Fernbedienung funktioniert mit Lichtstrahlen wie eine Taschenlampe und hat die Form eines stupsnasigen Revolvers. Das Design war wohlüberlegt, wie Polley im Jahr 2000 erklärte: So konnten die Zuschauer im Zeitalter der TV-Western die Werbespots einfach ‚abschießen‘. Man zielt per Lichtstrahl auf Fotozellen, die in den vier Ecken des Fernsehgeräts angebracht waren, und konnte damit entweder Ein- oder Ausschalten, Programme wechseln oder die Lautstärke regulieren.

Im Jahr 1956 wurde von Robert Adler die Space Command entwickelt, die auf der Technologie von Ultraschall basiert. Während die Akustiksignale für Menschen nicht wahrnehmbar sind, können die Geräusche Haustiere durchaus stören.

Heute basieren klassische Fernbedienungen meist auf Infrarotlicht-Technologie oder moderneren Verbindungsmöglichkeiten wie Bluetooth oder WLAN. Außerdem lassen sich sogenannte Smart-TVs mittlerweile auch per App vom Smartphone oder per Sprachsteuerung bedienen.

Ob solche neuen Technologien das Aus für die Fernbedienung bedeuten, bleibt abzuwarten. *Sophie Reitmeier*

## Reportage als Kunstform und Kampfform

*Der rasende Reporter* – mit dem Titel seiner 1925 erschienen Reportagesammlung schuf sich Egon Erwin Kisch selbst sein Synonym, unter dem er bis heute legendär ist als rastlos reisender, mitreißend schreibender, schillernd schildernder Chronist der Tatsachenwelt.

*Hetzjagd durch die Zeit* (1926), *Wagnisse in aller Welt* (1927) oder *Abenteurer in fünf Kontinenten* (1936): Schon die Titel vieler seiner mehr als 30 Bücher versprechen Leseabenteuer und sind zugleich Selbstinszenierung und Marketinginstrument. Dabei hatte seine schriftstellerische wie journalistische Karriere bescheiden angefangen. Die erste Buchpublikation des am 29. April 1895 im deutschsprachigen Teil Prags der K. und K.-Monarchie Geborenen war eine Gedichtsammlung, *Vom Blütenzweig der Jugend*, die er 1905 im Selbstverlag publizierte. Volontär war er damals beim *Prager Tagblatt*, dann Lokalreporter beim ebenfalls deutschsprachigen Konkurrenzblatt *Bohemia*. Bald schon erregten seine Berichte und Feuilletonbeiträge Aufmerksamkeit, wurden 1912 erstmals als Buch zusammengefasst: *Aus Prager Gassen und Nächten*. (Kischs spektakuläre Enthüllung der vorgeblichen Spionageaffäre um Oberst Alfred Redl wurde

bereits in *Anno 13* gewürdigt.) Sein Reporter-Debüt will Kisch – so schilderte er es 1942 in seinen in Reportageform verfassten Memoiren, auch sie unter einem marketingmäßigen Titel erschienen: *Marktplatz der Sensationen* – beim Brand einer Mühle gegeben haben, den er dramatisch-erfinderisch aufgebaut habe. Damals habe er den Entschluss gefasst: „Gerade weil mir bei der ersten Jagd nach der Wahrheit die Wahrheit entgangen war, wollte ich ihr fürderhin nachspüren.“ Doch findet sich keinerlei Beleg für diese frühe Fake-Story des Jungjournalisten. Authentizität bei E.E. Kisch – wir werden darauf zurückkommen.

Drei seiner vier Brüder aus der jüdischen Tuchhändlerfamilie Kisch fielen dem Irrwitz der ersten Jahrhunderthälfte zum Opfer. Paul, der Älteste, kam im Konzentrationslager Theresienstadt um, Wolfgang fiel bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs

an der Ostfront, Arnold wurde im Getto von Łódź von der SS ermordet. Egon, der Zweitgeborene (der sich erst viel später selbst den Zweitnamen Erwin gab) durchlebte und dokumentierte in seinen Texten das menschliche Leid, die inhumanen Abgründe, die er meist durch die Schilderungen von Einzelerlebnissen und Individual-, teils auch Kollektivschicksalen anschaulich machte.

Aus dem, was er sah, was er er- und durchlebte, machte er: Texte und Bücher. So auch aus seiner Soldatenzeit, die er, 1915 verwundet an der Karpatenfront, dann vor allem im Kriegspressequartier durchstand. Als *Soldat im Prager Korps* (1922 – 1929 dramatisiert zu *Schreib das auf, Kisch!*) ist der Titel seiner Erinnerungen daran. Bei Kriegsende engagierte er sich revolutionär, wurde in Wien kurzzeitig Vorsitzender eines Soldatenrats der „Roten Garde“, trat später der KPD bei, blieb der kommunistischen Idee bis zu seinem Lebensende treu, ohne ideologisch fest gebunden zu sein.

1921 übersiedelte er nach Berlin; er reiste viel – so 1926 durch Rußland, 1928/29 monatelang durch die USA, 1932 nach China – und schrieb, schrieb, schrieb. Seine Reportagen erschienen in den berühmten Rundschauzeitschriften *Die Weltbühne* und *Das Tagebuch*, in den bedeutendsten bürgerlichen Zeitungen der Weimarer

Republik, dem *Berliner Tageblatt*, der *Frankfurter* wie der *Vossischen Zeitung*, auch in der *Roten Fahne* und der *Arbeiter-Illustrierten Zeitung*, wurden in Büchern zusammengestellt: *Paradies Amerika*, *China geheim* etc.

Am Morgen nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 wurde Kisch wegen „Verdacht des Hochverrats“ in Berlin verhaftet, zwei Wochen später freigelassen, aus Deutschland ausgewiesen und in die Tschechoslowakei zwangsexpediert. Nach Paris ging er nun, engagierte sich als Redner bei Arbeiterkongressen und bei Tagungen der deutschen Exilschriftsteller. Als er 1934 nach Australien fuhr, wurde ihm dort die Einreise verweigert.

So sprang er vom Schiff auf den Kai, verletzte sich am Fuß – und wurde inhaftiert. Erst nach internationalen Protesten wurde er freigelassen und durfte den fünften Kontinent bereisen.

Zu seinem Ruf als Abenteurer, seinem Ruhm als „rasender Reporter“ hat es beigetragen.

Zurück in Europa ging er bald ins Bürgerkriegsland Spanien, wo er vor allem über den Kampf der Internationalen Brigaden gegen die Truppen Francos berichtete. Beim Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde er in Paris wie alle vermeintlich „feindlichen“ oder „politisch unzuverlässigen Ausländer“ (wenn nicht interniert, so) unter Polizeiaufsicht gestellt. Ende 1939 konnte er nach New York weiteremigrieren, ein Jahr später dann gemeinsam mit seiner Frau Gisela (die seit 1918 sei-

ne Sekretärin und Lebensgefährtin war, verheiratet seit 1938) nach Mexiko, wo sie bis 1946 blieben. Dann ging es heim – heim nach Prag, wo er insbesondere von der kommunistischen Partei willkommen geheißen wurde. Bald erlitt er, Kettenraucher seit der Jugend – es gibt kaum ein Foto, auf dem er ohne Zigarette zu sehen ist –, zwei Schlaganfälle.

Am 31. März 1948 starb Egon Erwin Kisch. Der Leichnam wurde – letzte Reise des einst „Rasenden“ – mit einem Trauerzug durch Prags Innenstadt gefahren und in einem Staatsbegräbnis auf dem Friedhof Vinohrady beigesetzt, dort, wo auch die Opfer des Prager Aufstands gegen die deutschen Besatzer vom Mai 1945 begraben liegen.

Soweit die Fakten eines turbulenten Lebens in dramatischen Zeiten. Nun noch einmal zurück zum Wahrheitsbegriff des wohl berühmtesten Reporters deutscher Feder. „Der Reporter hat keine Tendenz, hat nicht zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt. Er hat unbefangene Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern, so verlässlich, wie sich eine Aussage geben läßt“, konstatierte Kisch 1925 im Vorwort zum *Rasender Reporter*. Und weiter: „Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts ist exotischer als unsere Umwelt, nichts ist phantasievoller als die Sachlichkeit. Und nichts Sensationelleres gibt es in der Welt als die Zeit, in der man lebt!“.

Zehn Jahre später, bei einer Rede auf dem „Pariser Kongress zur Verteidigung der Kultur“ deutscher Exilschriftsteller, bekräftigte Kisch, „der wahre Schriftsteller, das ist: der Schriftsteller der Wahrheit,“ müsse „Wahrheit, nichts als Wahrheit geben, denn



Foto M.Behmer.

der Anspruch auf wissenschaftliche, überprüfbare Wahrheit ist es, was die Arbeit des Reporters so gefährlich macht, gefährlich nicht nur für die Nutznießer der Welt, sondern auch für ihn selbst, gefährlicher als die Arbeit des Dichters, der keine Desavouierung und kein Dementi zu fürchten braucht.“ Aber er kombinierte die fast gebetsmühlenartig wiederholte „Wahrheit“ nun mit etwas Zweitem, mit „logischer Phantasie“: Er, der „Schriftsteller der Wahrheit“, „darf die Besinnung seiner Künstlerschaft nicht verlieren, er soll das grauenhafte Modell [des Gegenwartsgeschehens] mit Wahl von Farbe und Perspektive als Kunstwerk, als anklägerisches Kunstwerk gestalten, er

muss Vergangenheit und Zukunft in Beziehung zur Gegenwart stellen – das ist logische Phantasie“. Reportage wird damit mehr als bloße Realitätserfassung; sie wird – so der Titel der Rede – zur „Kunstform und Kampfform“, zum Mittel auch der Erkenntnis und Anklage.

Wahr im Sinne streng überprüfbarer Fakten ist nicht alles, was Kisch schrieb. Aber seine Texte sind authentisch, sind Abbilder von sozialer Realität – gesehen und geschildert von einem sozial(istisch) engagierten Temperament. Und Ausdruck einer wahrhaften, einer journalistisch-künstlerischen Gestaltungskraft, das sind sie auch. Erregend bis heute. *Markus Behmer*

## Dem neuen Rundfunk ein neues Haus

Mit Visionen ist es so eine Sache. Am Ende ist man immer klüger (abgesehen von denen, die es ohnehin besser gewusst haben wollten). So geschehen beim Neubau des (N)WDR-Funkhauses in Köln und dem Beginn des Fernsehens in der Domstadt.

Im Zentrum der Kritik: Intendant Hanns Hartmann. Im Herbst 1947 war er, 1901 in Essen geboren, Schauspieler und früherer Theater- und Opernintendant in Hagen und Chemnitz, vom NWDR in Hamburg als neuer Intendant zum NWDR nach Köln gewechselt. 1933 aus politischen Gründen entlassen, hatte Hartmann die Jahre der NS-Diktatur in einem Berliner Musikalienverlag überstanden. 1945/46 hatte er für ein Jahr das Ost-Berliner Metropoltheater geleitet. Unter falschem Namen hatte er sich dann in die Britische Besatzungszone abgesetzt.

Unverzüglich begann Hartmann in Köln mit der Planung zu einem neuen Funkhaus. Den Auftrag erhielt der renommierte (Industrie-)Architekt Peter Friedrich Schneider.

Im April 1948 begann die Entrümmerung eines Grundstücks am Wallrafplatz, wenige hundert Meter vom Kölner Dom entfernt. Der Neubau schritt zügig voran, bis 1952 konnte der Betrieb vollständig vom alten Funkhaus Dagobertstraße an den Wallrafplatz verlagert werden. Es war die erste Großbaustelle Kölns nach dem Ende des Krieges.

Der Entwurf Schneiders sah allerdings kein einziges Fernsehstudio vor. Hatte Hartmann die Entwicklung des neuen Mediums verschlafen? War er gar ein Kulturpessimist, der neue Medien grundsätzlich ablehnte? Oder war er ein Bürokrat, dem es einfach an Visionen fehlte? Über Hartmanns Rolle ist später viel spekuliert worden. Freilich aus der Position eines allwissenden „ex post“.

Dabei gilt es zu bedenken: Hartmann kam in eine schwer zerstörte Stadt, in der es an allem mangelte: an Wohnraum, Baumaterial, Lebensmitteln und Infrastruktur. Zwar begannen die Briten unverzüglich mit der Instandsetzung des Funkhauses Dagobertstraße, damit Köln überhaupt wieder senden konnte, gleichzeitig wird kolportiert, Mitarbeiter hätten auf oder unter ihren Schreibtischen geschlafen. Ein rudimentärer, dann stetig ausgeweiteter Sendebetrieb begann Ende September 1945.

Doch das alte Funkhaus blieb das, was es bereits am 15.1.1927 bei Sendebeginn der Westdeutschen Rundfunk AG gewesen war: ein Provisorium. Schon Ende der 1920er Jahre platzte es aus allen Nähten. Ein modernes Funkhaus sollte Köln dann erst im dritten Anlauf unter Hartmann erhalten.

### „Am Dom oder gar nicht“

Hartmann schwebte keine aufpolierte Dagobertstraße vor, sondern ein Funkhaus auf dem letzten Stand der Technik im Herzen der Stadt. Dabei legte er sich mit den Kölner Stadtplanern an, denen ein Kulturzentrum im Süden Kölns vorschwebte. Mit dem Bonmot, das die Runde machte – „Am Dom oder gar nicht“ –, setzte Hartmann sich schließlich durch.

Welche Rolle spielte das Fernsehen Ende 1947 für Hartmanns Planung? In dieser Frage stimmte er sowohl mit dem Britischen Chief Controller Hugh Carleton Greene als auch mit NWDR-Generaldirektor Adolf Grimme überein. Erst im Sommer 1948 startete der NWDR in Hamburg einen Fernsehversuchsbetrieb. Und der Ingenieur und Chefredakteur der *Hör Zu*, Eduard Rhein, seines Zeichens Fernsehavantgardist, berichtet in seinen Memoiren von einem Gespräch mit Greene, in dem dieser sich wunderte: „Ihr habt noch nicht die Butter aufs Brot – und Sie schwärmen schon wieder vom Fernsehen“. Hartmanns Vision war folglich eine andere: ein repräsentatives, modernes Funkhaus inmitten der Stadt, ausreichender Platz für die Produktion künftiger Vollprogramme für Rheinland und Westfalen (man strebte ohnehin nach Unabhängigkeit von Hamburg), genügend Personal und Studiokapazität – und nicht zuletzt die Schaffung zweier öffentlicher Konzertsäle mit annähernd 1.000 Sitzplätzen.

Ein Kölner Fernsehbetrieb in Anbetracht der Verbreitung von Fernsehapparaten in homöopathischer Dosis stand dabei nicht ganz oben auf seiner Prioritätenliste. Man könnte salopp sagen:

in dieser Frage war Hartmann die Jacke näher als die Hose. Dennoch trieb er den Aufbau des Fernsehens in den folgenden Jahren zielstrebig voran. Am 25.12.1952 wurde die erste Sendung in einem provisorischen Studio im Funkhaus produziert – mit erheblichem Support seitens des NWDR Hamburg, des Hessischen Rundfunks sowie der Bavaria. Bis 1958 folgte die Einrichtung eines Studios in einem Erweiterungsbau

des Funkhauses. Außerdem wurden verschiedene Objekte für den Fernsehbetrieb angemietet, u.a. beim Tennisverein „Rot-Weiß“. 1958 folgte dann der Startschuss zum großen „Funkhaus für Fernsehen“.

*Birgit Bernard*

Die Zeitgeschichtsforscherin Dr. Birgit Bernard arbeitete lange als Archivarin beim WDR.

## Old but gold

Wie sich die Vinylschallplatte seit ihrer Entstehung wandelte – und 75 Jahre nach ihrer Markteinführung plötzlich wieder in ist.

Wenn man heute durch die Musikabteilungen geht, tauchen in den Regalen immer häufiger Vinylschallplatten auf. Dank den Künstlern der modernen Musik-Szene ist die Schallplatte 75 Jahre nach ihrer Markteinführung am 21. Juni 1948 wieder ein Hit. Schon 1930 waren erstmals Schallplatten aus dem billigen, synthetischen Kunststoff Polyvinylchlorid, kurz PVC oder Vinyl, gepresst worden. Durchsetzen konnten sie sich aber erst, als das Label Columbia Records das neue Produkt massenhaft produzierte.

### Neuer Stoff, mehr Zeit

Zuvor wurde der Markt von der Schellackplatte beherrscht. Die Platten hatten zu dieser Zeit einen Durchmesser von 25 Zentimetern und umfassten eine Spieldauer von drei Minuten pro Seite – viel zu wenig für die Musikfans vor 75 Jahren. Durch die feineren Rillen, die man in das Vinyl prägte, konnte die Spieldauer fast verdreifacht werden. So fasste die Vinylplatte ganze Alben oder sogar Symphonien für Klassik-Fans. Daran ist nicht wenig die Umdrehungszahl beteiligt, die von 78 bei Schellack auf 33 1/3 Umdrehungen pro Minute bei Vinyl mehr als halbiert wurde. Als dann 1949 die Single-Platte mit nur 17 Zentimetern Durchmesser auf den Markt kam, wird Musik endlich mobil. Mit Mini-Plattenspielern hatten Jugendliche fortan auch unterwegs die Möglichkeit, ihre Lieblingshits zu hören. Nach der Markteinführung der CD in den 1980er Jahren erlebte die Platte einen ordentlichen

Dämpfer. Die CD war noch kleiner als die Single-Platte. Dazu kam der Discman von Sony, der ab 1984 den Mini-Plattenspieler ablöste. Mitte der 90er Jahre war dann der Tiefpunkt erreicht: Nur noch 300.000 bis 400.000 verkaufte Schallplatten in Deutschland und den USA. Die Langrille kämpfte sich allerdings wieder aus den dunklen 90ern heraus.

In den frühen 2000er Jahren verdoppelten sich die Verkaufszahlen. In den letzten zehn Jahren stiegen die verkauften Exemplare in Deutschland auf drei Millionen jährlich an.

Im Corona-Jahr 2020 gab es einen regelrechten Boom: Über vier Millionen LPs wurden nun verkauft – Tendenz steigend. Der Grund sind KünstlerInnen, die besonders ihre junge Zielgruppe wieder an die Plattenspieler locken: Adele mit ihrem neuesten Album (800.000 verkaufte Platten), Harry Styles (rund 400.000), Billie Eilish (330.000) und Taylor Swift (325.000).

Bis heute haben Schallplatten etwas, was Streamingdienste ihren HörerInnen niemals bieten könnten: Ein Regal voller bunter, abgegriffener Plattencover, das Herausnehmen des „schwarzen Goldes“ aus der gut schützenden Hülle und den magischen Klang, den die Nadel auf der Platte erzeugt. Für Vinylfans ist der Sound der Platten unverkennbar. Jede einzelne steckt voller Nostalgie und lässt alte Erinnerungen wieder hochkommen.

*Katharina Möckel*

Foto: Brett Jordan, Unsplash



## „Mögen hätt‘ ich schon wollen, ...

... aber dürfen hab ich mich nicht getraut.“ Vor 75 Jahren stirbt Karl Valentin in München und wird in Planegg beerdigt – aber stimmt das? Eine neue Publikation wirft die Frage auf, welche Rolle er bei den Olympischen Spielen in München 1972 spielte.

Geboren wird Karl Valentin unter seinem bürgerlichen Namen Valentin Ludwig Fey am 4. Juni 1882 als Sohn des Spediteurs Johann Valentin Fey und dessen Ehefrau Maria Johanna. Er ist ihr viertes Kind. Seine Schwester Elisabeth war bereits nach ihrer Geburt 1870 gestorben; seine zwei Brüder Karl (8 Jahre) und Max (6 Jahre) starben im Herbst 1882 an Diphtherie. Valentin selbst ‚erinnerte‘ sich an das Ereignis seiner Geburt folgendermaßen: „Als ich das Licht der Welt und sodann die Hebamme erblickte, war ich sprachlos. Ich hatte diese Frau ja noch nie in meinem Leben gesehen.“ Valentin – sprich: Falentin („Du nennst ja auch nicht deinen Vater Water!“) – wächst in der Au auf.



Erste Berufswünsche – Bleisoldat, Taucher, Frauenarzt – werden wieder verworfen. Nach seiner Schulzeit, die er später als „siebenjährige Zuchthausstrafe“ bezeichnet, absolviert er eine Tischlerlehre und arbeitet danach bei verschiedenen Schreinerereien in München als Geselle, erlernt nebenbei das Zitherspiel und tritt als Alleinunterhalter auf. 1902 besucht er die Varieté-schule des Komikers Hermann Strebel und wählt den Künstlernamen Karl Valentin. Nach dem Tod des Vaters leitet er zusammen mit seiner Mutter die familieneigene Speditionsfirma Falk & Fey, aber das Unternehmen geht vier Jahre später in Konkurs. Karl Valentin hängt den Schreinerberuf an den Nagel – den man übrigens noch heute im Valentin-Karlstadt-Musäum im Isartor begutachten kann. Apropos Musäum: 2001 wird es unbenannt von Valentin- in Valentin-Karlstadt-Musäum.

Nach dem Konkurs verkauft die Mutter sowohl die Firma als auch das Haus in der Au und zieht mit ihrem Sohn in ihre sächsische Heimatstadt Zittau. Ohne großen Erfolg tingelt Valentin Ludwig Fey 1907 unter dem Künstlernamen Charles Fey mit seinem selbst konstruierten Musikapparat, dem „lebenden Orchestrion“ durch Deutschland. 1908 kehrt er mittellos nach München zurück. Einen nicht unerheblichen Anteil an seinem Durchbruch haben der Druckereibesitzer Franz Erlacher und

der Wirt Ludwig Greiner, der ihm rät, seine magere Gestalt als ‚Skelettgiggerl‘ zu vermarkten. Letztlich landet Valentin an der Volkssängerbühne im Frankfurter Hof in der Schillerstraße.

Karl Valentin heiratet am 31. Juli 1911 in der St. Anna Kirche seine langjährige Lebensgefährtin Gisela Royes die 1899 als Dienstmädchen in seinem Elternhaus angefangen hatte. Ihre gemeinsamen Töchter Gisela und Bertha kommen 1905 bzw. 1910 noch unehelich auf die Welt. Gisela ist wohl eine sehr anspruchslose und gute Hausfrau, zeigt aber nie Interesse an der Arbeit ihres Mannes. Andererseits gibt sich Valentin auch keine Mühe, ihr die Welt des Theaters vertraut zu machen. Er wünscht nicht, dass sie seine Aufführungen besucht, und duldet sie auch nicht nach der Vorstellung am Stimmtisch. Ganz anders Elisabeth Wellano, die er im selben Jahr, 1911, kennenlernt. Er verpasst ihr den Künstlernamen Liesl Karlstadt. Ab 1913 treten sie gemeinsam auf.

### Karl Valentins Verhältnis zum Nationalsozialismus

Zum 125. Geburtstag Valentins berichtet der *Spiegel*: „Die Akte Karl Valentins, die die Reichskulturkammer zwischen 1933 und 1945 anlegte [...], gibt genaueren Aufschluss über Valentins Verhältnis zur Diktatur. Daraus geht hervor, dass der Komiker in den zwölf Jahren Hitler-Herrschaft zwar tatsächlich eher Abstand hielt, dass er allerdings wiederholt versucht hat, NS-Behörden zu seinem Nutzen [...] zu instrumentalisieren. Am 23. Oktober 1933 war Valentin pflichtgemäß Mitglied der Reichskulturkammer – Fachschaft Film – geworden, Briefe an die Behörde unterschrieb er wie üblich mit ‚Heil Hitler!‘“

Unklar ist, wie er dem Nazi-Regime wirklich gegenüberstand. Öffentlich äußert er sich nicht. Zitiert wird häufig sein Auftritt mit „Heil ..., heil ..., heil ...! ja wie heißt er denn nur – ich kann mir einfach den Namen nicht merken.“ Oder auch: „Wie gut ist es doch, dass der Führer nicht Kräuter heißt, sonst müsste man ihn mit ‚Heil Kräuter‘ grüßen.“

1934 eröffnet er sein Panoptikum für Nonsens, muss es nach zwei Monaten aber wieder schließen. Als auch der zweite Versuch 1935 scheitert, hat er dadurch seine und auch Karlstadts Ersparnisse verbraucht.

1939 eröffnet er im Keller des Hauses am Färbergraben 33, die sogenannte Ritterspelunke, die eine Verbindung aus Kleinkunstbühne, Künstlerkneipe und Panoptikum darstellt. Dort wird das Stück *Ritter Unkenstein* aufgeführt, die letzte Komödie von Valentin. Die weibliche Hauptrolle spielt Annemarie Fischer. Nach der Vorstellung führt er das Publikum persönlich durch sein Jux- und Gruselkabinett. Auch nach der Schließung der Ritterspelunke 1940 durch Karl Valentin wegen der



zunehmenden Kriegstätigkeit bleiben Karl und Annemarie in freundschaftlichem Kontakt.

Von 1941 bis 1947 hat Valentin keine öffentlichen Auftritte; er schreibt in dieser Zeit Dialoge und Gedichte, die aber nie aufgeführt werden. Die Familie zieht 1941 in ihr Haus im Münchner Vorort Planegg; die Münchner Wohnung wird bei einem Bombenangriff 1944 zerstört. Für den Lebensunterhalt der Familie beginnt er 1945 Haushaltsartikel (u. a. selbstgeschnitzte Kochlöffel) anzufertigen.

Nach dem Krieg versucht er beim Hörfunk wieder Fuß zu fassen, die Hörspielserie *Es dreht sich um Karl Valentin* wird jedoch nach fünf Folgen vom Bayerischen Rundfunk eingestellt, weil sie den Hörern zu pessimistisch war. „Nicht zeitgemäß“, heißt es. Zuvor hatten den Sender Zuschriften erreicht wie: „Aufhören mit dem Schmarrn – Schickt’s den Deppen hoam!“ Im Dezember 1947 und Januar 1948 treten Karl und Liesl noch einmal gemeinsam auf einer Bühne in Haidhausen auf. Am 11. Februar 1948, dem Rosenmontag, stirbt Karl Valentin. Nach dem Auftritt schloss man ihn versehentlich in der Garderobe ein. Valentin musste in dem ungeheizten Raum übernachten und fing sich eine Bronchitis ein, die sich zu einer schließlich tödlichen Lungenentzündung auswuchs.

Am Aschermittwoch wird er bei Schnürlregen, „der noch dünner war“ als der Verstorbene, auf dem Planegger Waldfriedhof beigesetzt ohne eines Vertreters der Stadt München. „Als die Leichenträger den Sarg die Treppe hinuntertransportierten, da hatten sie es nicht allzu schwer: der Geist, den Valentin in reichlichem Maße besaß, wog nichts, und sein dürrer irdischer Körper hatte es nur noch auf dreiundneunzig Pfund gebracht. Es wird wohl damit der magerste aller Engel auf der himmlischen Tanzwiese sein.“ Soweit die ‚offizielle‘ Version. Sein Biograf Michael Schulte nennt den Grund für seinen Tod:

„Er war buchstäblich zu Tode enttäuscht.“ Er, der ‚münchenerischste Münchner‘, wird in seiner Heimatstadt nicht mehr verstanden.

Welche Rolle spielt Karl Valentin denn nun bei den Olympischen Spielen in München 1972? Eine aktuelle Publikation (Andreas Koll: *Karl Valentin Olympia 1972*, München 2022) wirft diese Frage auf und stellt damit vieles in Frage, was wir bisher über das Leben Karl Valentins zu wissen glaubten.

Zur ‚Olympiad‘ 1936 war Karl Valentin leider zu spät gekommen und so sagte er sich „Oh Herr, bewahre mich bei der nächsten Olympiade (...) vor solchen Etwaigkeiten.“

Zahlreiche Zeugen sagen, dass er nicht nur an den Schwimm- und Radwettbewerben teilgenommen hat, sondern „er allein hätte, als Begleiter von Hans-Jochen Vogel, das Olympische Komitee überzeugt, die Spiele nicht nach Bielefeld, sondern nach München zu vergeben.“

Andere Aussagen haben sich mittlerweile nicht bewahrheitet: „Selbst das Gerücht, er hätte während der Spiele an Zahnschmerzen gelitten, kann nicht bestätigt werden“

Was ist also dran, an den neuen Erkenntnissen? Karl Valentin selber hat sich nie über diese Zeit geäußert, aber was sagt das schon? Die Frage, ob und in welcher Form Karl Valentin die Olympischen Spiele prägte, wird wohl nie sicher zu klären sein. Aber wie sagt Karl Valentin:

„Des is wia bei jeda Wissenschaft, am Schluss stellt sich dann heraus, dass alles ganz anders war.“ *Joachim Schüller*

Der Politologe Joachim Schüller arbeitet auch als Stadtführer in München.

Karl Valentin beim Fotografen (links), lässt sich elektrisieren (o.l.) und fährt Karusell (o.r.), © Valentin-Karlstadt-Musäum.

## „Du deiner dich dir, ich dir, du mir. – Wir?“

Der Hannoveraner Künstler Kurt Schwitters, geboren am 20. Juni 1887, gilt als ein wichtiger Vertreter der modernen Malerei. Auch mit Tönen, mit Texten hat der Merzkünstler lautgemalt.

Aber nicht nur das, wer einmal erfahren möchte, wie melodisch es sich anhören kann, einer Aneinanderreihung von Lauten zu lauschen, der höre sich seine Ursonate an „oooo ce ce ce, ciu i cui au ciu iu...“, die heute zum Beispiel auf Spotify zu finden ist. Auch sein Gedicht „An Anna Blume“ gibt es dort zu hören, das mit den berühmten Worten „O du, Geliebte meiner siebenundzwanzig Sinne, ich liebe dir! – Du deiner dich dir, ich dir, du mir. – Wir?“ beginnt und der ZuhörerIn oder dem Zuhörer ein Grinsen ins Gesicht zaubert.

Sein bedeutendstes Werk, das „Merzbild 31“, entstand 1920 und sollte seine Eintrittskarte bei den Berliner Dadaisten sein. Es handelt sich hierbei um eine Kollage aus Papierschnipseln, Abfällen von der Straße, die auf die Trümmer des vergangenen Krieges hinweisen sollen, Blechdeckel und Stofffetzen. Diese wurden in Anlehnung an Gestaltungskriterien des Kubismus und Futurismus streng komponiert und angeordnet. Schwitters studierte zunächst an der Kunstgewerbeschule in Hannover und wechselte später nach Dresden an die Königlich Sächsische Akademie der Künste. Seine Ausbildung bestand vornehmlich aus Elementen der klassischen Malerei, wie Impressionismus aber auch Expressionismus.

### Ein Reklameschnipsel führt zum Namen einer Kunstrichtung: Merz

Inspiriert durch die politischen Umbrüche nach dem Krieg wandte er sich den modernen Kunstrichtungen zu und entwickelte seine Merzbilder. Der Name entstand durch einen Schnipsel, den er aus einer Anzeige der Commerz- und Privatbank ausgeschnitten hatte. Fortan trugen fast alle seine Werke den Namen Merz. Neben den Collagen entstanden auch Merzzeichnungen.

Die Merzkunst zeichnet sich durch das Verwenden von Alltagsgegenständen und Abfällen aus. Sein Gedanke ist, das Banale aufzugreifen und umzuformen (zu vermerzen), wie in seiner „Ursonate“. Aus Schnipseln und Zerstörtem wird etwas Neues aufgebaut.

Schwitters wurde dann nicht Mitglied der Dadaistengruppen in Berlin oder Zürich, da seine relativ unpolitische Haltung und seine als zu harmonisch komponiert empfundenen Kunstwerke nicht zu der anti-ästhetische Haltung der Gruppen passten. Er gründete seine eigene Kunstrichtung, die Merzbewegung, deren einziges Mitglied er war. Der von Schwitters

geprägte Begriff wurde später teils synonym für den Dada verwendet, auch wenn der Künstler ihm nie angehörte.

1927 gründete Schwitters mit anderen den „ring neuer werbegestalter“, 1929 war er als Typograf in Karlsruhe tätig und ein Jahr später arbeitete er an einer Zeitschrift des cercle et carré mit, einer kosmopolitischen Künstlervereinigung, die aber nur ein Jahr bestand. 1932 wurde er in Paris Mitglied der Gruppe Abstraction-Création und 1936 stellte er in New York auf den Ausstellungen „Cubism and Abstract Art“ und „Fantastic Art, Dada, Surrealism“ aus.

Da er unter den Nationalsozialisten als „entarteter Künstler“ gebrandmarkt wurde, emigrierte er 1937 nach Norwegen, wo zwei Merzbauten entstanden, eines in Lysaker und eines auf der Insel Hjørtoja.

### Skulpturen aus Bindfäden und Gips werden zu Bauten

Als Merzbau oder auch Merzarchitektur kann man raumfüllende Kunstwerke verstehen. Diese wuchsen durch zunächst mit Bindfäden verbundene Skulpturen und Bilder, zwischen denen er Beziehungen feststellte, die er wie offene Wände verstand. Diese füllte er dann mit Gips und Holz zu skulpturalen Raumgestaltungen. Einen letzten dieser Bauten begann er 1945 im nordenglischen Lake District, finanziert vom Museum of Modern Art in New York. Er floh dorthin über London vor der drohenden Internierung in Norwegen.

Kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges litt Schwitters unter diversen gesundheitlichen Problemen. Er starb am 8. Januar 1948. Im Jahr 1970 wurden seine sterblichen Überreste in seine Heimatstadt Hannover überführt.

### Avantgarde wird zu musealer Weltkunst

Schwitters „Merzbild 31“ findet sich heute im Hannoveraner Sprengel Museum, wo auch eine Nachbildung des ersten Merzbaus aus Hannover gezeigt wird. Weitere Werke von ihm hängen unter anderem in Köln, Los Angeles, New York und Venedig. Eine besonders große Auswahl ist im Museum Insel Hombroich bei Düsseldorf zu sehen.

Melanie Hellwig

Die Kommunikationswissenschaftlerin Dr. Melanie Hellwig forscht und lehrt an der Jade-Hochschule am Standort Wilhelmshaven.

## Ein Universalgenie entdeckt die Medien

„Mach es niemals so, wie es jemand vor dir gemacht hat.“ Kurt Schwitters beschriftet auch als Publizist und Grafikdesigner neue Wege. Der vor 75 Jahren Gestorbene hat gleichsam ein Doppeljubiläum: Die erste Nummer seiner Zeitschrift *Merz* erschien vor 100 Jahren.

Mit Kurt Schwitters war 1948 nicht nur einer der provokantesten Künstler der klassischen Moderne in Deutschland aus dem Leben geschieden, sondern gleichzeitig einer der umtriebigen Kulturpublizisten. Mit seiner unregelmäßig erscheinenden Zeitschrift *Merz*, dem viele hundert Drucksachen umfassenden Oeuvre als Reklamegestalter, und nicht zuletzt seinen Verdiensten um die Verbreitung der „Neuen Typografie“ hat er wichtige Akzente in der Mediengeschichte der Zwischenkriegszeit gesetzt. Dass der als Bürgerschreck bekannte Dadaist funktional überzeugende, werbewirksame Gestaltungen für Institutionen und Unternehmen produzierte, erscheint dabei nur vordergründig als Widerspruch: Die effektive Kommunikation zentraler Botschaften sollte nicht nur die Gefahr kommunikativer Missverständnisse reduzieren, sondern trug auch ganz profan zur Sicherung des Lebensunterhalts von Schwitters bei, der sein kompromisslos verstörendes künstlerisches Programm aus notorisch prekären Umständen heraus verfolgte.

Als Schwitters vor einhundert Jahren, im Januar 1923, die erste Nummer von *Merz* veröffentlichte, war die Flut kurzlebiger Dada-Periodika bereits wieder verebbt. Insgesamt erschienen in der multimedial angelegten Heftfolge bis 1932 siebzehn Publikationen, darunter eine Schallplatte, ein Märchenbuch und ein Katalog zu einer Wander-Verkaufsausstellung seiner Werke. Aus heutiger Sicht visionär scheint speziell die für die spätere Entwicklung der „Neue Typographie“ wichtige Ausgabe Nr. 11 zur „Typo-Reklame“ (1924). Sie enthält sein Werbe-Manifest mit den vielzitierten Zeilen: „Über Typographie lassen sich unzählige Gesetze schreiben. Das wichtigste ist: mach es niemals so, wie es jemand vor dir gemacht hat. Oder man kann auch sagen: mach es stets anders, als es die andern machen. [...] Typographie kann unter Umständen Kunst sein.“

Nur konsequent gründete Schwitters Ende 1924 dann auch ein eigenes Reklameatelier unter der für ein Ein-Mann-Unternehmen durchaus großspurigen Bezeichnung „Merz Werbezentrale“. Darüber wickelte er sowohl seine Eigenreklame als auch die Arbeiten für kommerzielle Auftraggeber ab, allen voran die hannoversche Farbenfabrik G. Wagner („Pelikan“).

Ebenso gehörte die Stadtverwaltung Hannover zu den maßgeblichen Auftraggebern der „Werbezentrale“, weshalb ihm ab 1929 die Gestaltung einer kaum überschaubaren Vielzahl von Geschäftsdrucksachen und Werbemitteln zugeschrieben wird. In einem Beitrag für die *Papier-Zeitung* von 1930 führte

Schwitters selbst die Dimensionen des Auftrags aus: Er nennt dort Vordrucke zu Eintragungen, Bekanntmachungen in Blatt- und Papierform, Briefbogen und Briefumschläge, Postkarten, Zeitungsanzeigen, Eintrittskarten, Gedenktafeln, Bücher und buchähnliche Drucksachen als Aufgabe, die seinerzeit von siebzig verschiedenen Druckereien für etwa einhundert Amtsstellen gedruckt wurden. Seine Tätigkeit als Gebrauchsgrafiker, mit der er sein Überleben sicherte, erstreckte sich über die gesamte Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs der 1920er Jahre in Deutschland und erlahmte erst mit den Krisenjahren und dem Erstarken reaktionärer Kräfte ab 1930, bis sie 1934 gänzlich erlosch; im norwegischen und englischen Exil nahm



Umschlag des Sonderheftes „Typo-Reklame“, *Merz* Nr. 11, 1924 (Gestaltung Kurt Schwitters)

Schwitters dieses Feld nicht wieder auf. Sein werbegrafisches Schaffen dürfte, basierend auf seinen eigenen Schätzungen, über eintausend Arbeiten umfassen, von denen allerdings viele aus dem kleinteiligen Corporate Design für lokale und regionale Auftraggeber resultierten, also Gelegenheitsarbeiten wie Zeitungsinserate oder Visitenkarten. Kennzeichen ist deren konsequent funktionale Gestaltung nach neusachlichen Prinzipien. Dennoch überrascht, dass ausgerechnet der freigeistige Ex-Dadaist als Gründer und hauptsächlichlicher Organisator des „Rings Neue Werbegestalter“ auftrat und sich als zentrale Figur der Bewegung rund um die

„Neue Typographie“ verstand. Die zwischen 1928 und 1933 aktive Vereinigung trat mit mehreren vielbeachteten Ausstellungen und dem epochalen Sammelband *Der gefesselte Blick* (1930) öffentlich in Erscheinung. In der zeittypischen Kleinschreibung formulierte Schwitters sein Credo wie folgt:

„werbegestalter sind leute, die durch die gestaltung der drucksachen werben oder die ihre werbedrucksachen nicht nur anordnen, sondern gestalten. das sind schöne worte. man könnte vielleicht sagen, daß bei ihnen werbung und gestaltung

dasselbe sind. aus der werbung entsteht direkt die gestalt, und aus der gestalt die werbung. werbung und gestaltung sind eine einheit geworden: die werbegestaltung.“ Patrick Rössler

**Dr. Dr. Patrick Rössler ist Professor am Seminar für Medien- und Kommunikationswissenschaft der Universität Erfurt. Zahlreiche Ausstellungen und Buchpublikationen weisen ihn als führenden Experten (auch) für die Kunst und Publizistik der Zwischenkriegszeit aus.**

## Journalist, Pressesprecher, Erfolgsautor

Sir Terry Pratchett ist als Schöpfer der Scheibenwelt-Romane weltberühmt. Bevor ihm der Durchbruch als Schriftsteller gelang, hielt er sich und seine Familie mit Brot-und-Butter-Jobs über Wasser.

Ein Personenzug rast mit 100 Meilen pro Stunde auf einer eingleisigen Strecke durch das ländliche Leicestershire. Nach einer leichten Kurve prallt er auf einen entgleisten Flachwagen mit einem Castor-Behälter. Die Diesellok wird von dem Hindernis ausgehebelt und ein Feuerball steigt auf.

Was sich wie ein schrecklicher Zugunfall liest, war der Höhepunkt einer Reihe von Tests, mit denen das Central Electricity Generating Board (CEGB) der britischen Öffentlichkeit die Angst vor Atomtransporten nach Sellafield nehmen wollte. Denn der Druckkörper des Castors bleibt trotz äußerer Beschädigungen dicht. Terry Pratchett war damals als Pressesprecher für den CEGB-Bezirk Südwest an der Vorbereitung und Durchführung der sogenannten Operation Smash Hit beteiligt. Wie Pratchett süffisant betonte, musste der Zug genau 100 Meilen pro Stunde schnell sein – nicht aus Gründen der wissenschaftlichen Genauigkeit, sondern weil 100 Meilen pro Stunde eine gute Schlagzeile garantieren, 97 Meilen pro Stunde nicht.

Terry Pratchett selbst war ausgebildeter Journalist, hat sein Handwerk von der Pike auf gelernt. 1965 trat er ein Volontariat bei der *Bucks Free Press* an, einer lokalen Wochenzeitung für die Grafschaft Buckinghamshire. Neben der praktischen Ausbildung in der Redaktion musste Pratchett Lehrgänge des National Council for the Training of Journalists besuchen.

### Tödlicher Unfall als erste Pflichtaufgabe

Stenografie und Presserecht gehörten ebenso zum Pflichtprogramm wie eine Einführung in die Abläufe in Kommunalverwaltungen. Seine erste prägende Bewährungsprobe als Reporter war ein tödlicher Unfall auf einer Farm. Ansonsten berichtete Terry Pratchett eher über Gerichtsverhandlungen, von Sitzungen des Stadtbezirksrats und den für Lokalzeitungen typischen Jubiläen. Als jüngstes Redaktionsmitglied übernahm Pratchett auch eine Aufgabe, die unter der Würde seiner

gestandenen Kollegen war: Unter dem Pseudonym Uncle Jim betreute er fortan die Kinderseite der *Bucks Free Press*. Für ihn die perfekte Gelegenheit, Ideen für seine Buchprojekte wie die *Teppichvölker* an den jungen Leserinnen und Lesern auszuprobieren. Nach fünf Jahren wechselte Terry Pratchett nach Bristol zur wesentlich größeren Tageszeitung *Western Daily Press*. Dort führte der ehemalige Boulevardjournalist Eric Price ein so hartes Regiment, dass ihm Angestellte vorwarfen, er kommandiere ein Trainingslager für die Fleet Street. Pratchett war die Arbeit dort zuwider: der Schichtdienst, Prices Psychospielchen und die Redaktionsassistenten, die seine Texte beschneiden, aufbauscht und mit reißerischen Überschriften versieht – nach acht Monaten warf er das Handtuch.

Pratchett kehrte zunächst zur *Bucks Free Press* zurück, bevor er 1972 eine Stelle als Schlussredakteur beim *Bath Evening Chronicle* übernahm. Doch schon in den siebziger Jahren waren Redakteure schlechter bezahlt als ihre Kolleginnen und Kollegen in der PR-Branche.

### Vorschuss statt Dienstwagen

Auch deshalb ging Pratchett 1979 zum CEGB – mit Dienstwagen, privater Krankenversicherung und Betriebsrente. Erst nach seinem vierten Scheibenwelt-Roman *Gevatter Tod* wagte er den Schritt in die Selbstständigkeit, eine Entscheidung, die ihm sein Verleger Gollancz durch einen Vorschuss von 306.000 Pfund für seine nächsten sechs Bücher erleichterte.

Terry Pratchetts Zeit bei der *Western Daily Press* hat übrigens nachträglich etwas Gutes: Kürzlich entdeckten Fans in den Archiven zwanzig Kurzgeschichten, die er dort unter dem Pseudonym Patrick Kearns geschrieben hatte. Im Oktober erschienen diese Geschichten unter dem Titel *A Stroke of the Pen: The Lost Stories*. Terry Pratchett (gestorben 2015) wäre am 28. April 75 Jahre alt geworden. Holger Müller

## Doppelzüngige Dystopie

Vor 75 Jahren stellt George Orwell seinen Roman *1984* fertig. Die düstere Vision eines totalitären Überwachungsstaates fasziniert bis heute. Was der britische Autor als „Neusprech“ beschrieb, das ist nun gängige Technik mancher Fake-News-Verbreiter.

Das Klackern der Schreibmaschine erfüllt das ganze Haus. Es dringt aus dem Schlafzimmer im oberen Stockwerk, in dem der 44-jährige Eric Blair in seinem Morgenmantel am Schreibtisch sitzt. Der Qualm aus dem Ofen und der Rauch der Zigaretten konkurrieren um die wenige Luft im Raum. Das Fenster ist geschlossen. Eric schreibt und schreibt. Er schreibt gegen die Zeit an, die ihm geblieben ist. Er ist an Tuberkulose erkrankt und ahnt, dass er daran sterben wird. Und der Tod ist ihm ach so vertraut, hat er doch erst seine Frau Eileen an den Krebs verloren. Es ist 1946 und London vom Krieg zerstört. Blair hat die Stadt verlassen, um sich auf der schottischen Insel Jura zurückzuziehen und dort seinen Roman zu schreiben. Isoliert auf dieser schroffen, kargen und kaum bewohnten Insel, ist die Schlafkammer des abgelegenen Cottage Barnhill nun seine Wirkstätte. „Ein komplett wilder Ort und etwas unzugänglich“, wie er es selbst beschreibt. Hier, in der Einöde Schottlands, findet Blair die Abschottung, die er sucht. Die Dystopie verlangt nach Peripherie.

Nachdem sein erster Roman *Farm der Tiere* – eine Analogie zum Stalinismus – ein voller Erfolg war und er sich unter dem Pseudonym George Orwell einen Namen gemacht hat, will er einen weiteren Teil seiner geplanten Trilogie schreiben. *The last man in Europe*. Die Geschichte des letzten frei denkenden Menschen in einer Welt, in der die Wahrheit ihren Wert verloren zu haben scheint. Die Vision eines Überwachungsstaates, in dem die Menschen unter ständiger Beobachtung eines totalitären Herrschers – dem „großen Bruder“ – ein tristes und elendes Dasein fristen. Unfähig, andere Emotionen als Hass zu empfinden und sich im anhaltenden Kriegszustand wählend.



Orwell lebt! Aufkleber an einer defekten WLAN-Hotspot-Säule in Nürnberg. Foto: Katharina Behmer.

Die Welt ist in drei Machtblöcke aufgespalten, die mal als Verbündete, mal als Erzfeinde auftreten: Eurasien, Ostasien und Ozeanien. Letzteres ist die Heimat des 39-jährigen Winston, der eine dystopische Zukunfts-Version Englands bewohnt. Es ist das Jahr 1984. Das glaubt Winston zumindest, denn „alles verschwimmt zu einer Schattenwelt, wo am Ende selbst die aktuelle Jahreszahl ungewiss ist“.

### Big Brother, der große Überwacher

Die Einheitspartei Engsoz unter Führung des „großen Bruders“ kontrolliert mithilfe von Telemonitoren jede Bewegung der Bürger und mithilfe von Propaganda das öffentliche Narrativ. Winston, der selbst im „Wahrheitsministerium“ dafür zuständig ist, die Vergangenheit in den Archiven gezielt umzuschreiben, so dass sie dem aktuellen Kurs des Regimes entspricht, will insgeheim aus dieser Unterdrückung ausbrechen. Er durchschaut das System, das versucht den Widerstand – sei er auch nur in Gedanken – noch in den Köpfen und somit im Keim zu ersticken. Dazu bedienen sie sich „Neusprech“, einer radikal zusammengekürzten Sprache, die keine Nuancen mehr zulässt, und „Doppeldenk“, Parolen, die sich selbst widersprechen und so jeden Widerspruch in sich selbst auflösen: KRIEG IST FRIEDEN. FREIHEIT IST SKLAVEREI. UNWISSEN IST STÄRKE.

Orwells Werk ist eine Warnung gegen den Totalitarismus und ein Plädoyer für den freien Willen, die in einer Welt, die soeben den Nationalsozialismus überwunden hat, große Schlagkraft entfaltet. Diese Wirksamkeit hat das Werk bis heute – 75 Jahre nach Fertigstellung im Jahr 1948 – nicht verloren, sondern beweist in Zeiten von Fake News und Überwachungsskandalen, wie dem der NSA 2013, fast schon prophetische Macht.

Manch einer hat die Botschaft des Orwellschen Werkes jedoch missverstanden oder interpretiert sie bewusst fehl: Etwa wenn gendgerechte Sprache als „Neusprech“ diffamiert oder seriösen Medien Propaganda vorgeworfen wird. Dann verkehrt sich Orwells Metapher ins Gegenteil: Aus dem Aufruf, frei zu denken, erwächst Anfälligkeit für Verschwörungserzählungen.

Ironischerweise sind es genau solche Narrative, die Orwell in seinem Werk kritisiert: So wird *1984* im Jahr 2017 wieder ein Bestseller, als aus Donald Trumps Umfeld wissentlich Falschmeldungen verbreitet und diese als „Alternative Fakten“ bezeichnet werden. Ein innerer Widerspruch, der an die Verdrehung der Wirklichkeit in Orwells Werk erinnert. Dieser selbst erlebt weder das reale Jahr 1984 noch den Nachhall seines Werkes: Eric Blair stirbt 1950 an den Folgen seiner Tuberkuloseerkrankung. Katharina Behmer

# Ein tiefes Gespür für das Menschliche

Henning Mankell schuf mehr als seine Wallander-Reihe, sie bleibt jedoch sein Meisterwerk.

Ystad ist ein beschaulicher Ort an der äußersten Südspitze Schwedens. Nicht einmal 20.000 Einwohner leben hier, doch kennen Millionen die idyllischen, aber etwas verschlafenen Gasen und bunten Häuser der Küstenstadt. Diese Vertrautheit vieler Menschen mit einem Ort, in den sie nie einen Fuß gesetzt haben, ist der Verdienst des am 3. Februar 1948 geborenen schwedischen Schriftstellers Henning Mankell, dessen literarische Figur Kurt Wallander in Ystad seine Heimat hat. Die Krimi-Reihe um den schwedischen Polizisten, die im Jahr 1991 mit *Mörder ohne Gesicht* ihren Anfang nahm, zog Leser in ganz Europa in Ihren Bann und fand auch in Deutschland ihren Platz in Millionen Bücherregalen. Dabei ist Mankells Held keine typische Krimispürnase im Stile eines Sherlock Holmes oder Hercule Poirot, der mit schlafwandlerischer Selbstsicherheit und einer scheinbar übernatürlichen Kombinationsgabe ein Rätsel nach dem anderen löst. Nein, mit Kurt Wallander bewies sein Schöpfer ein tiefes Gespür für das Menschliche. Verstört durch die seelischen Abgründe, mit denen er sich im Laufe seiner Arbeit wieder und wieder konfrontiert sieht, und schwer getroffen von persönlichen Schicksalsschlägen schleppt sich Wallander oft mit letzter Kraft über die Ziellinie zur Lösung eines Falles, nur um anschließend desillusioniert zurückzubleiben. Die Versuche, eine gesunde Beziehung zu seiner entfremdeten Tochter und seinem wenig liebevollen Vater aufzubauen, gestalten sich für den melancholischen und zu Depressionen

neigenden Wallander als mindestens genauso schwierig wie die Suche nach den Tätern eines Verbrechens. Doch auch wenn Mankell und Wallander untrennbar miteinander verbunden sind, wäre es ein Fehler, den Autor lediglich auf seine Werke über den eigenbrötlerischen Kommissar zu reduzieren. Denn dafür sind Mankells Vita und literarisches Gesamtwerk zu bemerkenswert. Im Alter von 16 verließ er sein Zuhause und arbeitete in der Folge am Stockholmer Theater, wo er mit gerade einmal 20 Jahren sein erstes eigenes Stück inszenierte. Zeit seines Lebens hatte Mankell eine enge Verbindung zum afrikanischen Kontinent, den er 1972 erstmals bereiste. In den nächsten Jahrzehnten lebte er abwechselnd in Schweden und Mosambik, wo er die Leitung eines Theaters übernahm. Auch außerhalb des Wallander-Zyklus veröffentlichte der Schwede internationale Bestseller, beispielsweise *Der Chinese* aus dem Jahr 2008. 2009 schenkte Mankell seinen Lesern den finalen Wallander-Roman. In *Der Feind im Schatten* löst der alternde Kommissar seinen letzten Fall und schließt dabei bewegend Frieden mit seiner eigenen Vergangenheit, während sein Geist langsam in die Dunkelheit einer Demenzerkrankung hinwegdämert. Wenige Jahre später, am 5. Oktober 2015, verlor Henning Mankell im Alter von 67 Jahren den Kampf gegen ein Krebsleiden und die Literaturwelt einen der einflussreichsten Autoren seiner Generation. *Erik Jasper*

## „... der Tod ist ein Meister aus Deutschland ...“

Paul Celans „Todesfuge“, deren Entstehungszeit wohl in den Mai 1945 fällt, gehört zu den bekanntesten Gedichten in deutscher Sprache im 20. Jahrhundert. Erstmals gedruckt wurde es vor 75 Jahren in Celans erster Gedichtsammlung *Der Sand aus den Urnen*.

Die auffällige Metapher „schwarze Milch“, ein Oxymoron, weil es sich aus Gegensätzen aufbaut, stammt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von ihm, kursierte aber in den Kreisen junger Dichter und Dichterinnen, in denen Paul Celan sich aufhielt. Das Auffälligste an dem Gedicht ist sicher seine Struktur, die man vielleicht als sprachliche Form einer musikalischen Fuge, die vor allem mit Wiederholungsstrukturen arbeitet, verstehen kann. Die musikalische Form der Fuge mit ihren recht strengen Vorgaben ist sprachlich und literarisch nicht genau übertragbar, hier gelingt es jedoch nahezu. Die Wirkung ist verstörend, denn hier bekommt etwas Struktur, das eigentlich kaum sagbar erscheint, die systematische Vernichtung von Menschen. Theodor W. Adorno hat einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg Zweifel daran geäußert, ob lyrische Sprache geeignet sein kann, um die Gräueltaten von Auschwitz zu repräsentieren, doch

revidiert er sein sogenanntes „Diktum“ später, weil er in der Zwischenzeit Gedichte von Paul Celan und Nelly Sachs kennenlernt. Die „Todesfuge“, die noch zu Paul Celans Frühwerk gehört, zielt mitten hinein in die grausame Realität von Auschwitz und findet neben ihrer eindringlichen Struktur auch sehr passende sprachliche Bilder, die die Lebenswirklichkeit der Vernichtungslager anvisieren und doch auch darüber hinaus gehen: Eine unbekannte dritte Person etabliert ein Inferno der Vernichtung und der Willkür. Mitten in dieser Szenerie der „Luftgräber“, die die Krematorien andeuten können, findet sich ein Bild für die missglückte Symbiose zwischen Juden und den übrigen Deutschen: „dein goldenes Haar Margarethe, dein aschernes Haar Sulamith“. Goethes Gretchen steht dafür genauso wie das Erbe des jüdischen Hohenlieds, das in Auschwitz ausgelöscht werden sollte.

Als Celan dieses Gedicht am 23. Mai 1952 in Niendorf bei der einflussreichen Gruppe 47 vorträgt, stößt er auf eine größtenteils negative Resonanz. Sein „Singsang“ soll gar an Joseph Goebbels erinnert haben; eine absurde Behauptung, die auf der völligen Unkenntnis der Herkunft Celans basiert: Paul Celan stammt aus Czernowitz in der Bukowina, das im 19. Jahrhundert zu Österreich gehörte, im Zweiten Weltkrieg von Rumänien besetzt und dann sowjetisch wurde. Heute liegt es zu zwei Dritteln in der Ukraine, ein Drittel gehört zu Rumänien. Das Bukowiner Deutsch hört sich mitunter tatsächlich so an, als würde es „gesungen“. Wer Celan sein eigenes Gedicht lesen

hören möchte, findet die „Todesfuge“ auf [lyrikline.org](http://lyrikline.org). Die musikalische Struktur wird hier sehr deutlich. Wer sich genauer mit dem Gedicht befassen will, findet eine Fülle an Informationen im sehr guten Wikipedia-Artikel zur „Todesfuge“ und im *Celan-Handbuch*. Ein alljährliches internationales besetztes Literaturfestival im Paul Celan-Haus erinnert noch heute an den größten Sohn der Stadt: Meridian Czernowitz. *Iris Hermann*

Dr. Iris Hermann ist Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Bamberg. Deutsch-jüdische Literatur ist einer ihrer Forschungsschwerpunkte.

## Todesfuge

Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends  
wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts  
wir trinken und trinken  
wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng  
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt  
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar Margarete  
er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne er pfeift seine Rüden herbei  
er pfeift seine Juden hervor läßt schaufeln ein Grab in der Erde  
er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts  
wir trinken dich morgens und mittags wir trinken dich abends  
wir trinken und trinken  
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt  
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar Margarete  
Dein aschernes Haar Sulamith wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng  
Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr andern singet und spielt  
er greift nach dem Eisen im Gurt er schwingts seine Augen sind blau  
stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr anderen spielt weiter zum Tanz auf

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts  
wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich abends  
wir trinken und trinken  
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete  
dein aschernes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen  
Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus Deutschland  
er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch in die Luft  
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng  
Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts  
wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus Deutschland  
wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken  
der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau  
er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau  
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete  
er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der Luft  
er spielt mit den Schlangen und träumet der Tod ist ein Meister aus Deutschland

dein goldenes Haar Margarete  
dein aschernes Haar Sulamith

Quelle:  
Paul Celan, *Mohn und Gedächtnis, Die Gedichte*, Neue kommentierte Gesamtausgabe in einem Band, hg. von Barbara Wiedemann, Berlin 2018, S. 46f.

## Dschi-Pi, der ZDF-„Indianer“

Günter-Peter Ploog brachte in den 1980 Jahren neue Töne in die Sportberichterstattung.

Platt ist das Land seiner Herkunft, geboren am 13. Januar 1948 im holsteinischen Albersdorf, niederdeutsch ist der Nachname: Ploog (der Pflug), norddeutsch der Typ: noch im Rentenalter hellblondes Haupthaar, hanseatisch klar die Artikulation, rau das von unzähligen Zigaretten getönte Timbre. Hunderte Sportevents hat Günter-Peter Ploog kommentiert, jahrelang die *ZDF-Sportreportage* moderiert. Eishockey und Boxen waren seine Spezialfelder – und Fußball, immer wieder Fußball.

Hanns-Joachim Friedrich, der spätere, legendäre *Tagesthemen*-Anchorman, hatte ihn 1979, als er ZDF-Sportchef war, von der Deutschen Presse Agentur (dpa), wo Ploog seit 1971 zuletzt als Ressortleiter Sport, gearbeitet hatte, zu dem Sender auf dem Mainzer Lerchenberg geholt. Nur 13 Jahre blieb er dort als Redakteur, dann ging er zum Pay-TV-Sender Premiere. Im Jahr 2000 vollzog er einen kompletten Wechsel: vom Journalismus in die PR. „Dschi-Pi“, wie er im Kollegenkreis nach den amerikanischen Initialen seines Vornamens genannt worden soll, wurde Mediendirektor des Fußball-Bundesligisten Eintracht Frankfurt. Doch das blieb ein kurzes Intermezzo. 2002 gründete er schließlich eine eigene TV-Produktionsfirma, spezialisiert – klar – auf Sport. Und dem ZDF blieb er auch

verbunden, eben als Moderator. Schon bei seinem ersten großen Turnier als Live-Reporter hatte er für Aufsehen gesorgt: bei der Fußball-EM 1980 in Italien im Duett mit Rolf Töpferwien. Noch jahrelang sollte, so erinnert sich Eberhard Figgemeier, selbst einstiger ZDF-Sportchef, in einem Nachruf, die Zeitungsschlagzeile „ZDF-Indianer schlagen ARD-Häuptlinge“ an der Bürowand gehangen sein, hätten doch die „jungen Wilden“, den arrivierten Kollegen des Ersten vorgemacht, wie das alte Elf-gegen-Elf-Spiel frischer vermittelt werden kann. Oft auch frecher als dies im heutigen rundumkommerzialiserten Zusammenspiel von Medien und Sport vielfach zu erleben ist. „Schwachsinnige Frage“, habe ihn einmal der Trainerguru Otto Rehagel im Interview angegiftet, so ist es einem Nachruf in der *Welt* zu entnehmen. Darauf Ploog: „Es gibt auch schwachsinnige Antworten.“

Mit gerade 68 Jahren wurde er mitten aus dem Reporterleben gerissen: Günther-Peter Ploog starb am 17. September 2016 an einem Herzinfarkt. Es war ein Samstag. Am Nachmittag hätte er das Spiel HSV gegen RB Leipzig kommentieren sollen. Es ist allenfalls eine Marginalie, dass sein Heimclub Hamburg 4:0 verlor.

Markus Behmer

## All American Idol

Babe Ruth, vor 75 Jahren gestorben, ist eine Legende des Baseball.

Runder Kopf, der Körper leicht gedrunken: Babe Ruth sah nicht aus wie ein Modellathlet heutiger Vorstellung – und doch ist er eines der größten Sportidole Amerikas. Babe Ruth, der Mann, der im Baseball alle Rekorde brach: 1927 gelangen ihm 60 Home Runs in einer Saison; erst 1961 wurde dieser Bestwert überboten. 1935, am Ende seiner Karriere, waren es 725 Home Runs; diese Bestmarke hatte 39 Jahre Bestand.

Babe Ruth, der Filmstar: Im elffachen für den Oscar nominierten Hollywood Baseballdrama *Der Große Wurf* über seinen Sportkameraden Lou Gehrig spielte er 1942 an der Seite von Cary Cooper – na wen? Sich selbst. Und bereits 1928 war er im Stummfilm *Straßenjagd mit Speedy* zu sehen – klar: als Baseballer. 1992 wurde sein Leben zum Spielfilmstoff: *The Babe – Ein amerikanischer Traum*, mit John Goodman als Ruth.

Babe Ruth, der Selfmademan: Getauft wurde er, geboren am 6. Februar 1895 in Baltimore, auf die deutschen Vornamen Georg Hermann Ehrhardt. Im Elternhaus, dessen Ahnherr Georg Ruth schon im 18. Jahrhundert aus der Pfalz eingewandert war, wurde angeblich fast nur deutsch gesprochen. In die Schule ging Georgs später Abkomme, der kleine Georg jr., selten; er spielte Ball auf der Straße. Seine Eltern, Betreiber einer

Wirtschaft, konnten sich kaum um ihn kümmern. Schon mit acht kam ihr ungezogener Zögling in ein Erziehungsheim. Ein Priester brachte „Babe“, wie er aufgrund seines lange kindlichen Aussehens genannt wurde, da auf die rechte Bahn – und zum Baseball. 1914 wurde er Profi bei den Boston Red Sox, 1916 war er erstmals der beste Werfer der Liga. 1920 wurde er zu den Yankees nach New York verkauft. Drei Mal hatte mit den Red Sox die US-Meisterschaft „World Series“ gewonnen, vier Mal dann mit den Yankees. Seit er 1934 die Yankees verließ, wurde seine Rückennummer, die 3, im Club nicht mehr vergeben – eine seltene Ehre (wie sie 2022 – im Basketball – auch Dirk Nowitzki in Dallas zuteil wurde).

Als Babe Ruth, gerade 53 Jahre alt, am 16. August 1948 an Krebs gestorben war, kondolierten Zehntausende an seinem im Yankees-Stadium aufgebahrten Leichnam und über die Trauerfeier in der New Yorker St. Patrick's Cathedral berichtet das Portal *ny aktuell*: „6.000 Trauernde passten in die Kirche. 75.000 Menschen warteten im strömenden Regen vor der Kathedrale“. Auf der Website der Baseball „Hall of Fames“ wird ein Mannschaftskollege von ihm zitiert: „To understand him you had to understand this: He wasn't human.“

Markus Behmer

## Propagandakunst aus Ost und West

1948 sind zwei der einflussreichsten Regisseure der Filmgeschichte gestorben: Sergej Eisenstein und D.W. Griffith. Mit bildgewaltigen Melodramen und neuen Erzählformen wie technischen Innovationen beförderten sie die Evolution des Kinos.

Wer war oder ist der „beste Filmregisseur aller Zeiten“? Charlie Chaplin oder Alfred Hitchcock? Steven Spielberg, Stanley Kubrick, Martin Scorsese oder gar Quentin Tarantino? Akira Kurosawa, François Truffaut oder Ingmar Bergmann? Die Frage ist so beliebt wie ... unsinnig. Der beste Film, das beste Gemälde, der Roman, die Oper? Immer ist es nur subjektiv zu beantworten oder intersubjektiv über Abstimmungen, quasi-objektiv über den Preis bei Auktionen, die Einspielergebnisse, die Auflage etc. Große Kunst lässt sich nicht in Ranglisten fassen wie Weltrekorde des Sports oder Aktienkurse von Unternehmen; gleichwohl wird es ständig gemacht.

Zwei Regisseure, die 1948 gestorben sind, zählen – so lässt sich unstrittig feststellen – zu den „größten“, oder mindestens einflussreichsten Regisseuren der Stummfilmzeit: Sergej Eisenstein und David Wark Griffith.

*Panzerkreuzer Potemkin* und *Intolerance*: Je mindestens ein Werk von ihnen findet sich auch in den meisten der „Beste Filme“-Listen. Höchst unterschiedlich sind diese Filme. Propagandistisches Auftragswerk der eine, monumentales Rechtfertigungsstück der andere, technisch perfekte, überwältigende, an Gefühle appellierende und Emotionen erzeugende cineastische Dramen beide. Kino mit Botschaft.

Höchst unterschiedlich war auch Herkunft wie Werdegang ihrer Regisseure.

### Griffith und die Toleranz

D.W. (oft sind von seinen Vornamen nur die Initialen genannt) Griffith, am 22. Januar 1875 geboren, wuchs auf einer kleinen Farm in Kentucky auf, bis er zehn war und sein Vater starb; seine Mutter schlug sich mit ihm mehr schlecht als recht in Louisville durch; er verließ bald die Schule, jobbte, wurde Wanderschauspieler, versuchte sich auch als Autor – und kam als 22-jähriger an den Regisseur und Produzenten Edwin S. Porter, der 1903 mit *The Great Train Robbery* den ersten Western und überhaupt einen der ersten fiktionalen Spielfilme der Filmgeschichte gedreht hatte. Montagen gab es da schon, rasche Schnitte, Großaufnahmen und Kamerafahrten, eine Erzählhandlung, zwölf Minuten lang – all das sollte Griffith später auf ein neues Niveau heben, auch die Filmlänge monumental expandieren.

Aber das dauerte noch ein wenig. Erst kam der junge Schauspieler bei dem Studio American Biograph unter. Wo? In Hollywood, wo gerade die cineastische Goldgräberstimmung ausgebrochen war.

Als ein Regisseur ausfiel, sprang D.W. ein. Der Hauptkameramann des Studios, Johann Gottlob Wilhelm (genannt Billy) Bitzer lernte in rasch an – und los ging die Serienproduktion. 400 Filme drehten die beiden in nur fünf Jahren, bis zu zwei in der Woche. Keine glänzenden Meisterwerke – Masse war

Szenenbild aus *Intolerance*: Mehr als 50 Meter hoch und 600 Meter lang waren allein die Kulissenbauten für eine Szene, die im antiken Babylon spielt. Quelle: Wisconsin Center for Film and Theater Research, Public domain, via Wikimedia Commons



der Goldstandard. Doch bald genügte das Griffith nicht mehr und auch das Publikum wurde anspruchsvoller. Das Unterhaltungsmedium wuchs zur Filmkunst – und der einstige Junge aus Kentucky war ganz vorne mit dabei. 1913 dreht er *Judith von Bethulien*, die melodramatisierte Geschichte der biblischen Judith, die den brutalen Feldherrn Holofernes köpfen sollte. 61 Minuten dauerte der Streifen, inklusive aufsehenerregenden Harems- und Orgienszenen. Ein großer Achtungserfolg. Griffith machte sich daraufhin selbstständig – und drehte 1915 *The Birth of a Nation*. Es sei „the single most important and key film of all time in American movie history“, schreibt der Filmjournalist Tim Dirks auf *filmsite.org* – aber der Film ist auch höchst umstritten. In drei Stunden Länge erzählt er den amerikanischen Bürgerkrieg als Familiendrama. Weiße Südstaatter werden vor allem als Opfer dargestellt, Schwarze (gespielt – damals anders undenkbar – von Weißen) als einfältig und oft böse, der Ku-Klux-Clan wird verharmlost, ja: verherrlicht. Der Film wurde zum Blockbuster – und er ist klar rassistisch. Aber war Griffith ein Rassist? Er fühlte sich verkannt – und drehte im Jahr darauf: *Intolerance*. Wohl auch, um Toleranz für sich selbst einzufordern.

197 Minuten dauert das Melodram, die damals unvorstellbare Summe von zwei Millionen Dollar soll er gekostet haben, viele tausend Statisten wirkten mit und viele der größten Stars der US-Stummfilmzeit. In vier miteinander verknüpften, teils parallel erzählten und in einer großen Kriegsgapokalypse mündenden Episoden – der Verurteilung eines Unschuldigen in Griffith' Gegenwart, der Ermordung der Hugenotten in Frankreichs Bartholomäusnacht, die Verteidigung einer Ehebrecherin durch Christus und seine Passion sowie am bildgewaltigsten und längsten der Untergang Babylons.

Zeitweise von einem Fesselballon aus, schwebend über den wohl gewaltigsten Kulissenbauten der Kinogeschichte, führte Griffith Regie bei diesem kompliziert erzählten, doch vordergründig bleibenden Plädoyer für Toleranz. Es wurde zum ersten Riesenflop der Filmgeschichte: Die Botschaft kam in den Zeiten des Weltkriegs nicht an, das Kinopublikum blieb weg. Griffith war fast bankrott.

Aber er drehte weiter. Ein echter Propagandafilm folgte: *Hearts of the World* über den Weltkrieg selbst, unterstützt von der britischen Regierung, auch um die USA zum Kriegseintritt zu bewegen. Und dann Jahr für Jahr – oft mehrere – Stummfilme. Auch geschäftlich reüssierte er, hatte er doch 1919 zusammen mit drei anderen „Superstars“ (bevor es den Ausdruck noch gab) des damaligen Hollywoods, nämlich Mary Pickford, Douglas Fairbanks sr. und Charlie Chaplin, eines der über Jahrzehnte erfolgreichsten Filmverleihunternehmen (und spätere Studio) gegründet: die United Artists.

Als der Tonfilm Ende der 1920er Jahre aufkam, ging D.W. Griffith' Karriere zu Ende. 1938 wurde er für sein Lebenswerk mit dem Ehrenoscar ausgezeichnet. Am 23. Juli 1948 ist er, daheim in Hollywood, gestorben.

### Eisenstein und der Aufstand der Matrosen

Sergej Michailowitsch Eisenstein ist fast eine Generation jünger als Griffith, geboren am 22. Januar 1898 im lettischen Riga. Sein Vater war zaristischer Staatsrat, Leiter der Rigaer Baubehörde und als Architekt ein Wegbereiter des Jugendstils – großbürgerliche Verhältnisse also, in denen Sergej aufwuchs. Doch er entfremdete sich als Anhänger der Oktoberrevolution von seinem Vater, der in der Folge der Nachrevolutionen nach Berlin emigrierte. Der rote Sohn brach sein Ingenieursstudium ab, wurde 1918 in die Rote Armee einberufen, diente als Karikaturenzeichner in einer Propagandaabteilung, ging bald in ein Armeetheater, wurde Bühnenbildner im avantgardistischen Moskauer Proletkult-Theater. Hier experimentierte er mit Filmsequenzen auf der Bühne, schrieb erste theoretische Texte zu Montagetechniken. Bald setzte er diese auch selbst filmisch um – am eindrucksvollsten wohl in einer der berühmtesten Szene der Filmgeschichte: der Massakerszene auf der großen Freitreppe von Odessa im *Panzerkreuzer Potemkin*. Marschierende Militärstiefel, fliehende Massen, schreiende Menschen, verzerrte Gesichter, Stürzende, Schießende, Sterbende, ein immer schneller rollender Kinderwagen – in schnellen Schnitten ist es zusammenmontiert zu einer sechsminütigen Hyperdramaturgie. „Attraktionsmontage“ nannte Eisenstein diese Technik: Durch rasch aneinandergereihte Schockeffekte sollten erst die Sinne der Zuschauenden gereizt, dann ein Bewusstsein für die gesellschaftlichen Zusammenhänge geschaffen, schließlich ein revolutionäres Verständnis geschärft werden. Agitationskunst also statt nur melodramatischer Unterhaltung.

Der *Panzerkreuzer* war erst Einsteins zweiter längerer Film. Aufgefallen war er mit dem im gleichen Jahr, 1925, gedrehten Werk *Streik* über einen Arbeitskampf im Zarenreich der – auch er – blutig niedergeschlagen wird. So bekam der junge Regisseur von der sowjetischen Kulturadministration den Auftrag, einen Film zum 20-jährigen Jubiläum der letztlich gescheiterten Revolution von 1905 zu drehen. In fünf Akten zeigt Eisenstein erst den Matrosenaufstand auf der Potemkin, dann die Ereignisse in der Hafenstadt am Schwarzen Meer. Uraufgeführt am 21. Dezember 1925 im Moskauer Boschoj-Theater aus Anlass der Revolutionsfeierlichkeiten, wurde der Film – wiewohl Musterbeispiel des russischen Agitationskinos – bald international gezeigt und vielfach gewürdigt. In Deutschland allerdings wurde er zensiert und war nur in einer stark beschnittenen Fassung zu sehen.

Der Regisseur wurde ins westliche Ausland eingeladen; er hielt ab 1928 an europäischen und amerikanischen Universitäten Vorlesungen, wurde von Paramount nach Hollywood geholt, um einen Film zu drehen, doch daraus wurde nichts. Eisenstein ging nach Mexiko – auch dort scheiterten Filmprojekte. 1932 wurde er in Stalins Sowjetunion zurückbeordert. Dort drehte er ab 1935 seinen ersten Tonfilm: *Die Beshin-Wiese* oder *Beshin lug* sollte er heißen, doch die Produktion wurde, wie der

große Filmjournalist Fritz Göttler anlässlich Eisensteins 125. Geburtstags in der *Süddeutschen Zeitung* zusammenfasst, „von den sowjetischen Behörden behindert, schließlich ganz abgebrochen [...]. Das gedrehte Material kam in den Keller und wurde wohl bei einem Luftangriff auf das sowjetische Filmarchiv in Moskau 1941 vernichtet“.

Immerhin fertiggestellt wurde *Alexander Newski*, sein nächstes großes Filmprojekt über den russischen Nationalhelden (und orthodoxen Heiligen), der im 13. Jahrhundert als Großfürst von Kiew ein vordringendes Ritterheer des Deutschen Ordens zurückgeschlagen hatte. Die Musik zum Monumentalwerk schrieb kein Geringerer als Sergej Prokofjew.

Danach drehte Eisenstein nur noch ein Werk: *Iwan der Schreckliche*, konzipiert in drei Teilen. Doch nur der erste Teil konnte 1945 in die russischen Kinos kommen; der zweite wurde 1946 mit einem Aufführungsverbot belegt, wurden doch manche Sequenzen als Stalin-kritisch gedeutet, der dritte Teil blieb unvollendet.

Unvollendet, das ist dann letztlich auch das Werk

dieses vielleicht größten aller russischen Regisseure; er schrieb schließlich mehr als dass er drehte: viele Schriften zum Filmwesen, auch eine Autobiographie, *Yo. Ich selbst*. Am 11. Februar 1948 erlag Sergej Eisenstein, gerade 50 Jahre alt, einem Herzinfarkt.

### Noch zwei Todestage – und ein großer Film

Noch zwei im „Filmjahr 1948“ Gestorbenen sei kurz gedacht: Am 6. Juni starb Louis Lumière. Zusammen mit seinem Bruder Auguste ist er einer der Väter des Films. Im März 1895 hatten sie mit dem von ihnen entwickelten Cinématographen selbstgedrehte bewegte Bilder erst privat, dann bald öffentlich vorgeführt – etwa zeitgleich mit den Brüdern Skladamovsky in Berlin und Thomas Alva Edison in den USA: Die Geburtsstunde des Kinos.

Am 13. September starb Paul Wegener. Er war, vom Theater kommend, einer der ersten großen Stars des deutschen Films. Vor allem seine Rolle des Golems, jener mystischen jüdischen, aus Lehm geformten Fabelfigur, 1914 zu cineastischem Leben

erweckt, machte ihn weltberühmt. Dutzend weitere Filme, bei denen er oft auch Regie führte, folgten.

Nach diesen vier Todesfällen, Einstein und Griffith, Lumière und Wegener, sei wenigstens noch eine „Filmgeburt“ anno 48 gewürdigt: *Fahrraddiebe*, im italienischen Original *Ladri di biciclette*, kam in die Kinos, jenes traurig-schöne, authentisch anrührende Meisterwerk des Neorealismus, gedreht fast nur mit Laien in den Straßen Roms, inszeniert von Vittorio de Sica. In der ersten der dann alle zehn Jahre durchgeführten Expertenurfrage der Zeitschrift *Sight & Sound*, was der beste Film aller Zeiten sei, – zurück zu den Listen vom Anfang – kam er 1952 auf Platz 1.

Markus Behmer



Russisches Originalsplakat von *Panzerkreuzer Potemkin* aus dem Jahr 1925 (Graphiker unbekannt). Quelle: Wikimedia Commons

# SIMPLICISSIMUS

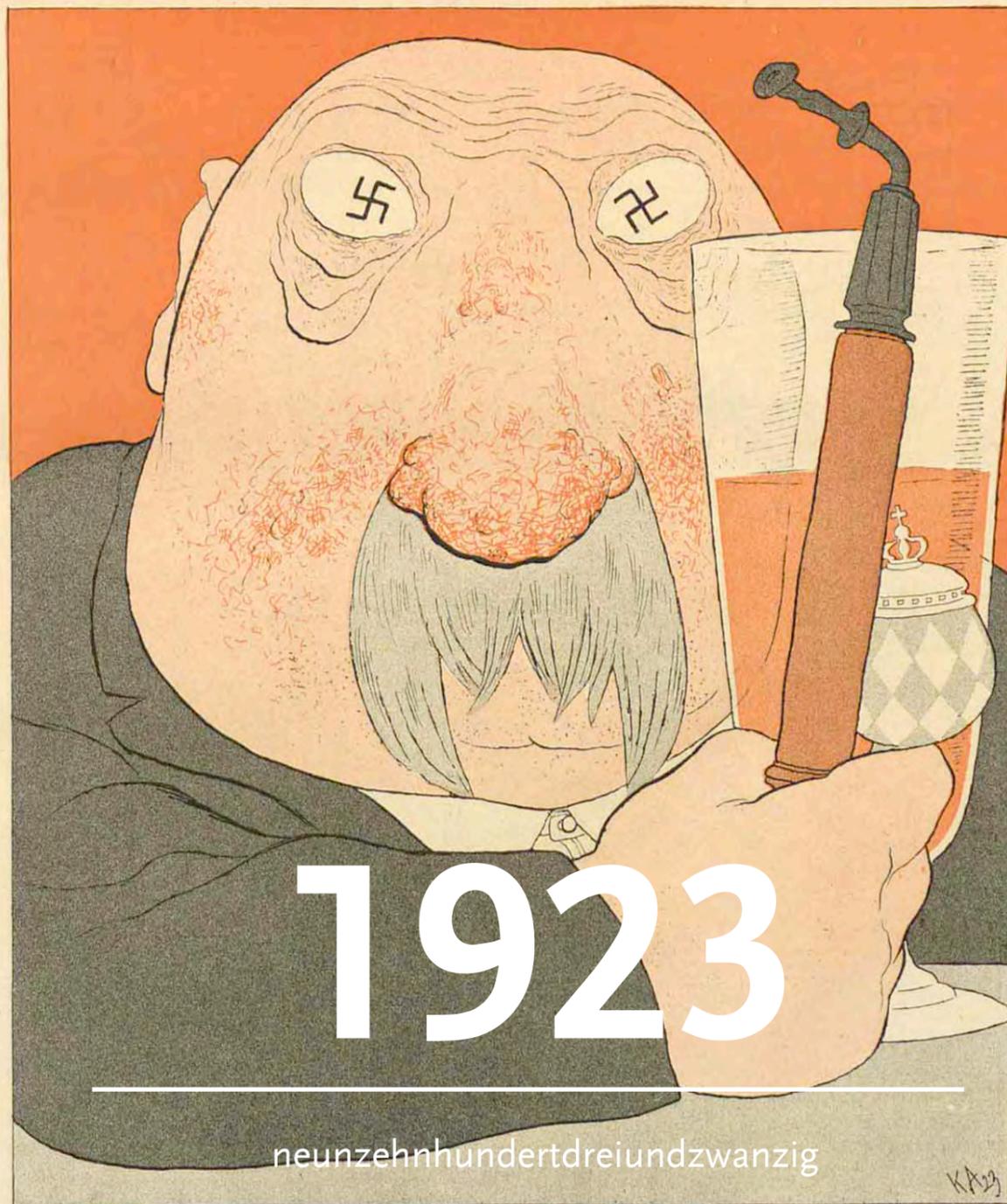
Bezugspreis monatlich 1,20 Mark (× Buchhändler-Schlüsselzahl)  
Alle Rechte vorbehalten

Begründet von Albert Langen und Th. Th. Heine

Bezugspreis monatlich 1,20 Mark (× Buchhändler-Schlüsselzahl)  
Copyright 1923 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co., München

## Der Münchner

(Karl Arnold)



Mei' Ruah möcht' i hamm und a Revalution,  
A Ordnung muas' sei' und a Judenpogrom,  
A Diktator g'hört hera und glei' davo'g'haut:  
Mir zoagen's Ent' scho', wie ma Deutschland aufbaut!

| 1923 |

## Vertrauensverlust und die verheerenden Folgen

Ruhrbesetzung, Hyperinflation, Hitlerputsch, Krisen allenthalben: In Bayern, an Rhein und Ruhr, in Thüringen im Reich. 1923 war ein ominöses Jahr. Das Jahr selbst war schlimm, noch gravierender aber waren seine Fernwirkungen.

In der historischen Erinnerung stehen die Hyperinflation und der Münchner Putsch von Adolf Hitler und Erich Ludendorff im Vordergrund. Aber auch Aufstände in Thüringen, Sachsen und andernorts, Truppeneinmärsche und Reichsexekution, die Ruhrgebietsbesetzung und die Auseinandersetzungen um die Reparationen, insbesondere um den Dawes-Plan, werfen Schatten auf das Jahr.

Geschichte verläuft nie deterministisch, aber es gibt wichtigere und weniger wichtige Ursachen. Konzentrieren wir uns daher auf den Putsch und die Inflation. Beide Schlüsselereignisse des Jahres 1923 hielten langfristige Lehren für alle Beteiligten bereit; beide zeitigten Konsequenzen weit über das Gedenkjahr selbst hinaus, zum Teil bis heute. Die Lehren wurden missachtet und manches wird, teils bis heute, falsch erinnert. Das beginnt schon mit der Inflation: Die Deutschen erinnern v.a. die Hyperinflation, in der sie Sicherheit und Vertrauen in die Stabilität des Staates verloren. Die Deutschen der Vorkriegszeit hatten sich durch großes Vertrauen in die Sicherheit des Geldwertes ausgezeichnet; das Inflationstrauma spiegelt die Größe des bis heute spürbaren Vertrauensverlustes. Der Garant der Geldwertstabilität, der Staat, hatte versagt. Die Inflation der frühen Weimarer Republik ist zwar nur eine von mehreren im 20. Jahrhundert; sie war aber die erste ihrer Art und prägte somit die historischen Erinnerungsmuster. Allerdings führen die kollektiven Erinnerungen zu falschen Attribuierungen:

Da die Deutschen im Ersten Weltkrieg massenhaft Kriegsanleihen gekauft hatten, konnte das Reich den Krieg auf Pump finanzieren. Die damaligen Kriegsanleihen waren Wetten auf den deutschen Sieg im Weltkrieg. Die Wette ging verloren, das Reich entschuldete sich in der Inflation. Die begann im Krieg verdeckt und mündete in offene Hyperinflation. Die verdeckte Inflation, im Ersten Weltkrieg als Schwarzmarkt zu erahnen, wird im deutschen kollektiven Gedächtnis bis heute *nicht* als Inflationsursache angesehen. Am Ende, d.h. nach dem Währungsschnitt vom November 1923, hatte der Erste Weltkrieg für das Reich unmittelbar nur 15,4 Pfennige (im Wert von 1914) gekostet.

### Zwölf Nullen weg, Vertrauen futsch

Die Deutschen hatten zwar für 154 Milliarden Mark Kriegsanleihen gezeichnet. Der Währungsschnitt vom November 1923 sollte aber zwölf Nullen einfach streichen. Billiger hat nie ein Staat seine Kriegsführung finanziert!

Aber man kann die Geschichte auch anders erzählen: Niemals hat ein Staat langfristig ein schlechteres Geschäft gemacht. Kurzfristig hatten die Anleihen im Weltkrieg gut funktioniert,

da die Deutschen dem Staat vertrauten. Mittel- und langfristig hingegen funktionierten weder Kriegsfinanzierung noch -führung. In der Folge ging viel Vertrauen verloren. Das anfängliche Vertrauen der Deutschen in die Geldgarantie von Reichsbank und Staat hatte auf Dauer keine Komplexität im Sinne Luhmanns reduziert: Nur im Krieg schien die Lage einfacher. Doch ein schlechteres Geschäft als für 15,4 Pfennige die eigene Vertrauenswürdigkeit einzutauschen, hat nie ein Staat gemacht. Und nie haben die Deutschen ihr Misstrauen gegenüber dem Weimarer Staat dümmel bezahlt als mit dem unangebrachten Vertrauen in das „Dritte Reich“ Hitlers, denn nach 1933 bzw. 1939 wiederholte sich alles; und es kam noch schlimmer: inklusive Inflation. Das Beispiel zeigt, dass ein Vertrauensbruch sich nicht zeitlich begrenzen lässt. Er wirkt nach, je tiefer, desto kostspieliger und länger.

Die sozialpsychologischen Auswirkungen der Hyperinflation sind vielfach thematisiert worden. Der Geldverfall verursachte Angst. Die Angst hatte ihre Wurzeln in Unsicherheit, Ungewissheit, was die Zukunft bringen mag, in Furcht vor Statusverlust, Verlust von Würde und Selbstachtung, in Sorge um das nackte Überleben, das tägliche Brot und in anderen individuellen, aber massenhaft geteilten Sorgen.

Doch die Deutschen der 1920er Jahre sahen die Ursache der Inflation nicht in Krieg und Kriegsfinanzierung. Vielmehr schoben sie die Inflation auf ihre unmittelbare Gegenwart; sie schrieben die Ursachen dem Weimarer „System“ zu. Was länger zurücklag, blieb unberücksichtigt. Nicht der Krieg, aber die Friedenszeit des Kaiserreichs weckte nostalgische Erinnerungen an „goldige Zeiten“.

Noch im heutigen Sprachgebrauch werden unter „Inflationszeit“ die Jahre der Hyperinflation zwischen 1921 und 1923 verstanden. Schuld waren nach landauf, landab gängiger Meinung die Demokratie, die Republik, die Siegermächte, der Versailler Vertrag, die Reparationen, die Juden, die Schieber, die Kapitalisten, die Bauern – je nach Gusto. Als Sündenböcke firmierten entweder Abstrakta, das Ausland oder bestimmte Volksgruppen; *sich* sprachen die Deutschen kollektiv von Schuld frei, „die Inflation“ wurde verschwörungstheoretisch interpretiert; oder sie wurde analog zu einer Naturkatastrophe erlitten. Viele reagierten auf die Inflation mit Flucht: in die Sachwerte und Devisen, bei jenen, die es sich leisten konnten. In Drogen, Alkohol und Kinos: wiederum sofern man es sich leisten konnte. Auch Selbstmordrate und Auswanderung weisen in den Jahren galoppierender Inflation statistisch signifikante Steigerungen auf. Die sozialpsychologischen Fernwirkungen der Inflation sind vielfach diskutiert worden: Leider lassen sich die

Vertrauensverluste, die die Republik als Staatsform und die Demokratie als organisierte Teilhabe erlitten, nicht exakt messen. Die Beschränkung der Handlungsmöglichkeiten der späten Kabinette der Weimarer Republik durch die Inflationserfahrung sind bekannt. Insbesondere traf sie die Regierungen Brüning. Beides, Handlungsbeschränkungen und Vertrauensverluste, trug zum Aufstieg Hitlers bei. Dieser Anteil ist ebenfalls nicht mehr exakt zu bestimmen.

### Verschwürungsmythen und die Sehnsucht nach Heilsbringern

Die Inflationszeit brachte Verschwörungstheorien hervor, begünstigte das Auftreten von Sekten- und Wanderpredigern, verstärkte die Zuflucht zu Heilsbringern. Hitler profitierte als messianische Gestalt von diffusen Heilserwartungen. Man könnte meinen, dass sich am Ende die stereotypen Wahrnehmungen verschoben hätten: Inflationsgewinnler gegen Verlierer; nicht mehr Stadt gegen Land, sondern Bauern gegen



(unterversorgte) Lebensmittelkonsumenten und Hamsterer. Handarbeiter, die ihre Lohnverluste begrenzen konnten, gegen Kopfarbeiter, denen das nicht gelang: Drucker gegen Journalisten, oder Bergleute, Eisenbahnarbeiter und Maurer, die allesamt „systemrelevanter“ waren, gegen Angestellte, denen eben diese Qualität fehlte. Man muss nur die ersten Seiten von Hans Falladas *Wolf unter Wölfen* lesen, um das ganze Ausmaß der Verelendung zu erkennen. Die Fragmentierung der Gesellschaft zeigt Falladas Kolportage in groben Zügen.

### Novemberrevolution als Hitlers Obsession

Die Ernte des Jahres 1923 fuhren Hitlers Nationalsozialisten eine Dekade später ein. Auch ohne den Hitler-Putsch vom 9. November 1923 wäre die Geschichte wohl anders gelaufen. Mit ihrem Putsch wollten Hitler und Ludendorff das „November-Verbrechen“ der Revolution ungeschehen machen. Ein „November 1918“, so Hitler wiederholt noch im Zweiten Weltkrieg, dürfe sich nie wiederholen. Die Novemberrevolution war Hitlers Obsession. Daher auch das Datum des Münchner Putsches. Zwar scheiterte der Putsch, da er dilettantisch vorbereitet war, dennoch zeitigte er zwei wichtige Konsequenzen. Zum einen bot ausgerechnet der Hochverratsprozess von 1924 Hitler jene wichtige Propagandaplattform, die er brauchte, um von einer politischen Lokalgröße zu einer deutschlandweit beachteten Figur zu werden; daran konnte er nach seiner Haftentlassung anschließen. Zum anderen überzeugte das Scheitern des Putsches Hitler davon, in Zukunft nicht auf gewaltsamen Umsturz, sondern lieber auf eine Legalitätstaktik zu setzen. Damit streute er nach 1930 den Deutschen Sand erfolgreich in die Augen und schien harmloser als er war. So blieb den Deutschen verborgen, dass der tiefste Wesenszug des Nationalsozialismus eine menschenfeindlich-terroristische Natur war und das weitere Unheil des 20. Jahrhunderts nahm seinen Lauf. Zu Recht hieß es nach 1933: „Nur die allergrößten Kälber, wählen ihren Metzger selber.“

Rudolf Stöber

Dr. Rudolf Stöber ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg. In seiner 1998 publizierten Habilitationsschrift *Die erfolgverführte Nation* analysierte er luzide „Deutschlands öffentliche Stimmungen 1866 bis 1945“. In vielen Büchern und Aufsätzen hat er das Thema weiter ausdifferenziert. Jüngst ist erschienen: *Deutschland-Bilder. Spiegelungen nationaler Identität*, Bremen 2023.

„Solang die Juden am Rhein stehen, sag`i, gibt`s koa Ruh`im Land!“ – „Geh, hör auf, dös san do die Franzosen.“ – „Sooo – da geh amal in a Hitler-Versammlung, der sagt dir`s nacha scho`, wer die san!“

Zeichnung: Karl Arnold, in: *Simplicissimus*, 27. Jg.; Nr. 40 vom 03.01.1923, S. 571.

## Roter Rahmen, explosiver Inhalt

Das *Time Magazine* steht für unabhängige und kritische Perspektiven auf das Weltgeschehen, für fundierte Recherchen und journalistische Qualität. Bis heute gilt die Zeitschrift als Pionierin des Nachrichtenjournalismus.

Die geheimen Pentagon Papers zum Vietnamkrieg, die Miss-handlung von Gefangenen im Gefängnis von Abu Ghraib im Irak oder der Dopingskandal um Radrennfahrer Lance Armstrong – die *Time* ist eine journalistische Recherche- und Enthüllungsmaschine: Immer wieder decken die Reporterinnen und Reporter des Magazins mit ihren Recherchen Korruption, Amtsmissbrauch oder Betrug auf. Der Nachrichtenklassiker feiert heuer ein Doppeljubiläum: Vor 125 Jahren wurde der Mitgründer Henry Luce geboren, vor 100 Jahren erschien die erste Ausgabe des Zeitschriftenpioniers.

Ins Leben gerufen wird die Zeitschrift unter der Flagge der Time Inc. am 28. November 1922 von den amerikanischen Jungverlegern und Journalisten Britton Hadden und Henry Luce. Schon im nächsten Jahr, am 3. März 1923, bringen die 25-jährigen Freunde die erste Ausgabe des Magazins heraus. Ursprünglich soll die Zeitschrift unter dem Titel *Facts* erscheinen – der Name wird aber kurz vor Erscheinen zu *Time* geändert. Während Luce in den Anfangsjahren die Rolle des Geschäftsführers der Zeitschrift schlüpft, wird

Hadden zum Chefredakteur benannt. Auf dieser Stelle verleiht der gelernte Redakteur dem Magazin seine eigene Note und schafft den berühmten „Time Style“, der von tiefgründiger Berichterstattung und ausdrucksstarker, oft großformatiger Fotografie lebt. Nicht immer sind sich die beiden Herausgeber in der Ausrichtung der Zeitschrift einig: Anders als Luce sieht Hadden die *Time* auch als Unterhaltungsmedium, weswegen er sich für eine umfangreiche Berichterstattung über Prominenz, Unterhaltungsindustrie und Popkultur einsetzt. Oft geraten beide aneinander. Ihre Zusammenarbeit ist von kurzer Dauer: Als Hadden nur wenige Jahre nach der Gründung stirbt, nimmt Luce 1929 dessen redaktionellen Chefposten ein und beansprucht den Erfolg der *Time* bald für sich allein. Bis 1964 bleibt Henry Luce, der neben dem *Time Magazine* auch die Zeitschriften *Fortune* (1930) und *Life* (1936) aus der Taufe hebt, in dieser Position.

Zum Zeitpunkt seiner Gründung ist die *Time* das erste wöchentliche Nachrichtenmagazin in den USA. Das Blatt will den Leserinnen und Lesern eine geballte, aber fundierte Synthese der Informationsflut bieten. Beim Publikum kommt

das gut an: Die Auflagenzahlen sind stets solide, bis heute ist das Printprodukt eines der auflagenstärksten Politzeitschriften weltweit. Die *Time* gilt in der Mediengeschichte als Mutter der Nachrichtenmagazine: Mit seinen sorgfältigen Recherchen und vielschichtigen Berichten ist sie immer wieder Vorbild für Neugründungen im Journalismus. So greift zum Beispiel *Der Spiegel*, der 1947 erstmals erscheint und dessen Gründer Rudolf Augstein vor 100 Jahren geboren wird (siehe Seite 96f. im Heft), viele Ideen des amerikanischen Klassikers auf.

Bekannt wird die *Time* nach ihrer Gründung vor allem mit zwei Ideen. Seit 1927 kürt das Magazin den „Man of the Year“ bzw. seit 1999 die „Person of the Year“. Ursprünglich wird die Kategorie geschaffen, um das nachrichtenarme Sommerloch zu füllen – und um die Fehlentscheidung, Charles Lindbergh nach seinem Transatlantik-Flug nicht auf die Titelseite der Zeitschrift zu setzen, zu kaschieren. Quasi als Akt der Wiedergutmachung wird Charles Lindbergh 1927 zum ersten „Man of the Year“ ernannt. Weil die Kür bei den Leserinnen und Lesern so gut ankommt,

wählt die Redaktion seither jährlich eine Person (oder eine Gruppe von Personen) aus, die das Weltgeschehen prägt. Viele Preisträgerinnen und Preisträger verstehen die Auszeichnung als große Ehre, darunter Barack Obama (2012), Angela Merkel (2015) und Greta Thunberg (2019). Zuletzt wird Wolodymyr Selenskyj (2022) geehrt.

Aber die Benennung ist nicht immer eine positive Würdigung. Die Redaktion selbst schreibt: „The Person of the Year is not and never has been an honor. It is not an endorsement. It is not a popularity contest.“ Und so sind im illustren Kreis der Ausgezeichneten auch Diktatoren und Autokraten wie Adolf Hitler (1938) oder Josef Stalin (1939) zu finden. Bekannt ist das Magazin schließlich auch für seine ikonischen Titelbilder: Da ist das Cover mit dem stilisierten Porträt von Barack Obama aus dem Jahr 2008. Die schwarz-weiße Polizeiaufnahme des festgenommenen O. J. Simpson von 1994. Oder die Karikatur von Winston Churchill als Bulldogge von 1938. Die Titelseite des *Time Magazine* ist schon immer ein Schaukasten der Geschichte gewesen – und es bis heute geblieben.

Vera Katzenberger



## Avantgarde als öffentliche Inszenierung

Im Sommer 1923, unter den widrigen Bedingungen der Hyperinflation, fand, begleitet von neuartiger PR, die erste Ausstellung des Bauhauses statt. Im Mittelpunkt der Werkschau stand das „Haus am Horn“.

Eine „Bauweise, die nur für den Orient in Frage kommt“, und dies mitten im beschaulichen Örtchen Weimar – die Tagespresse sparte nicht mit Polemik angesichts des Versuchshauses „Am Horn“, errichtet nach Ideen von Meistern und Schülern des Bauhauses anlässlich seiner ersten großen Ausstellung für die Öffentlichkeit. Das 1923 innerhalb von vier Monaten entstandene Muster-Wohnhaus, ausgestattet von allen Bauhaus-Werkstätten in Kooperation mit dem lokalen Handwerk, irritierte nicht alleine ob seines flachen Dachs, einem späteren Markenzeichen des „Neuen Bauens“. Das von dem Mäzen Adolf Sommerfeld finanzierte Gebäude verkörperte gleichzeitig das im Leitbild der Einrichtung formulierte Ideal des Gemeinschaftsbaus als Gesamtkunstwerk und war deswegen später sogar Gegenstand eines eigenen Bauhaus-Buches. Seine Rezeption verlief freilich mehr als kontrovers, mit wütenden Protesten der Anwohner und vernichtenden Kritiken in der bürgerlichen Presse. Heute gilt das geduckte Eigenheim mit seinem innovativen Grundriss, den damals neartigsten Baustoffen und der ausgeklügelten Inneneinrichtung längst als eine Ikone der Architekturmoderne.

### Neues Bauen in schwerer Zeit

Entstanden war dieser Bau freilich unter widrigen Bedingungen: Im Sommer 1923 stand der Höhepunkt der wirtschaftlichen Krise unmittelbar bevor. Unter der Last der Reparationszahlungen wuchs die Staatsverschuldung zu immer neuen Rekordhöhen an, was zu der bekannten Hyperinflation beitrug. Mitten in der kritischsten Phase, im August 1923, eröffnete das Bauhaus also seine Werkschau, mit der es einem internationalen Publikum, aber insbesondere der lokalen Politik seine Daseinsberechtigung erbringen wollte.

Unter enormen Entbehrungen hatten Kollegium und Schülerschaft seit Jahresbeginn an Exponaten und Ausstellungskonzepten gearbeitet, in deren Mittelpunkt eben mit dem „Haus am Horn“ ein aufsehenerregender Versuchsbau stehen sollte. Für die erst 1919 gegründete Einrichtung, die das klassische Akademiestudium durch eine Kunst und Handwerk integrierende Ausbildung ersetzte, bedeutete diese Ausstellung unter den schwierigen gesellschaftlichen Voraussetzungen eine gigantische Kraftanstrengung. Und ihr Direktor Walter Gropius wollte den Anlass nutzen, mit „Kunst und Technik – eine neue Einheit“ jenes Credo des Funktionalismus zu verkünden, das alle weitere Bauhaus-Arbeit bestimmen und deren Verständnis bis heute prägen würde.

Dabei setzte dieses kunst- und kulturhistorische Schlüsselerignis auch publizistisch Maßstäbe: In zuvor ungeahntem

Ausmaß wurde das im Grunde bescheidene Veranstaltungsprogramm aus Werkpräsentationen und den Vorträgen und Aufführungen im Rahmen der „Bauhauswoche“ mit bis dato beispiellosen PR-Maßnahmen orchestriert.

Neben dem opulenten 200-seitigen, mit Abbildungen und Originallithographien illustrierten Katalog, der gleichzeitig als Rechenschaftsbericht diente und die sonst üblichen schmalen Heftchen mit Werkaufstellungen ersetzte, wurde beispielsweise ein Satz von 20 Bildpostkarten aufgelegt, die schon vor der Eröffnung verschickt wurden und für den Anlass warben. Gleiches leisteten Dias für die Kinoprojektion oder ein Sonderstempel für Briefsendungen; große Transparente kündigten das Ereignis landesweit in Bahnhöfen an, und spezielle Einladungen an die deutsche und europaweite Fachpresse sorgten für ein breites Medienecho, das später in einem gedruckten Pressespiegel verbreitet wurde.

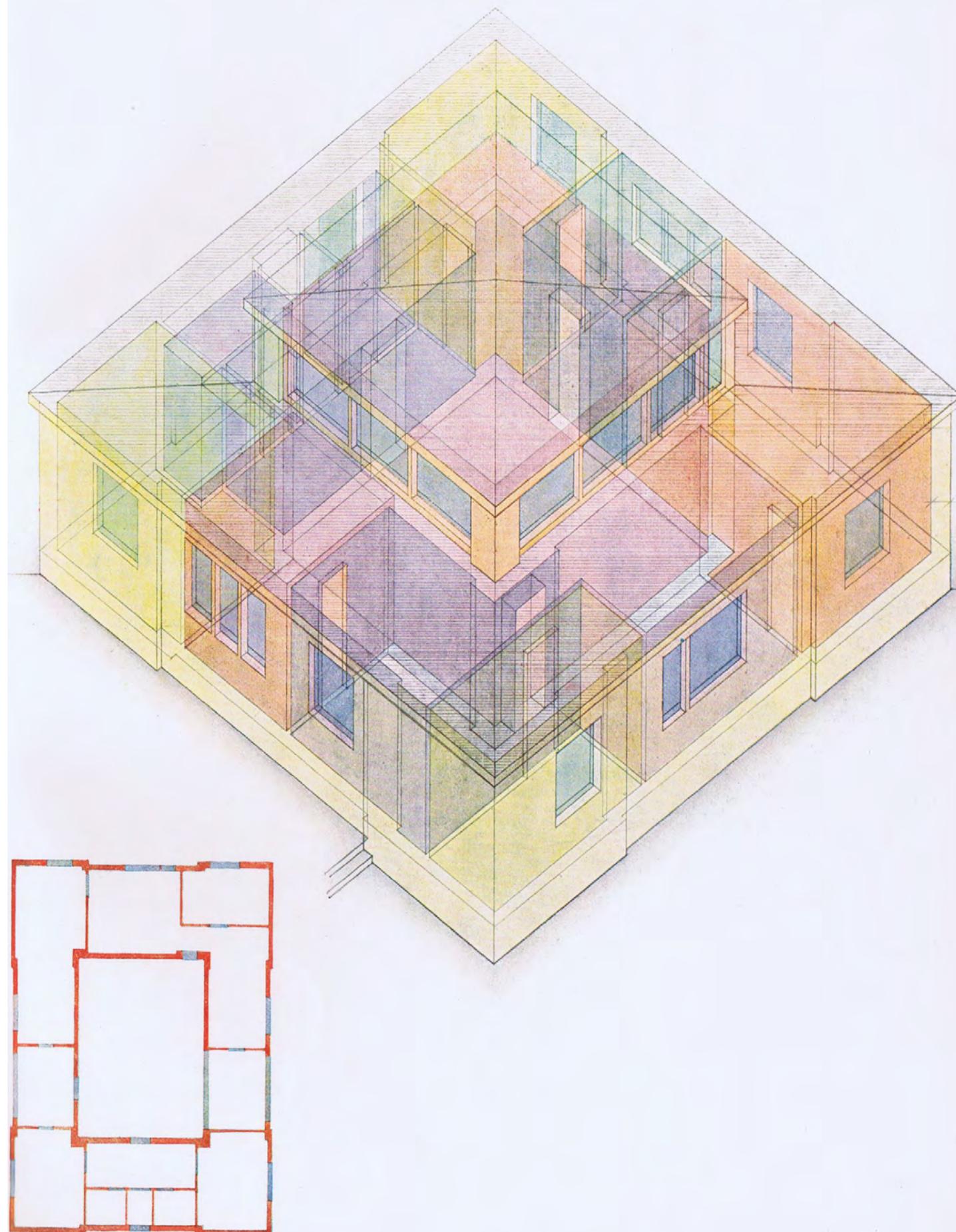
### Von Weimar nach Dessau, der Kosten wegen

Diese und weitere Maßnahmen lassen die erste Bauhaus-Ausstellung heute auch als ein frühes, herausragendes Beispiel für ein inszeniertes Medienereignis erscheinen – den gezielten Versuch des Bauhaus-Direktors Gropius und seiner Getreuen, ihre angeschlagene und von der Schließung bedrohte Einrichtung zu retten. Vergeblich, wie man heute weiß: Schon im Folgejahr kürzte das mittlerweile rechtskonservativ dominierte Parlament das Budget massiv, so dass dem Bauhaus nur die Übersiedlung in ein günstigeres Umfeld blieb, wie es ab 1925 die Industriestadt Dessau in Sachsen-Anhalt bot.

Dass die Mission, der sich die Bauhaus-Ausstellung von 1923 verschrieben hatte, auch scheitern könnte, hatten allerdings schon manche der Beteiligten geahnt, wie der ironische Kommentar des Bauhausmeisters Gerhard Marcks aus dem Oktober 1922, also lange vor der Eröffnung, verdeutlicht: „Die Bauhausausstellung hat begonnen! An allen Mitropawagen Plakate! Der Reichspräsident fährt zur Eröffnung. Die Hotels mit Ausländern überfüllt. 1.000 Wohnungen mussten für die Kunstlitteraten evakuiert werden. Auf allen Plätzen wird die Bauhaus-Internationale gespielt. Man raucht nur Marke Bauhaus. Große Valutaspekulationen erschüttern die Börse. Und der Grund dazu? Im Museum stehen ein paar Schränke voll Stöffchen und Töpfchen, darüber kann sich Europa nicht beruhigen. Armes Europa!“

*Patrick Rössler*

Versuchshaus „Am Horn“ des Staatlichen Bauhauses Weimar anlässlich der Ausstellung 1923 (Entwurf: Georg Munche, Farblithographie aus dem Ausstellungskatalog)



## Das Bauhaus in allen Taschen

Rapider Wertverfall erzwang rasches Handeln: Binnen 48 Stunden schuf der Bauhaus-Künstler Herbert Bayer, damals noch Student, Notgeldscheine mit Aufdrucken von einer Million Mark aufwärts.

Auf diesen Geldscheinen war alles anders. Wo sonst die Porträts von Herrschern für eine majestätische Würde sorgten und verschnörkelte Schriften den Eindruck historischer Urkunden erweckten, regierte hier der klare Blick: Große Ziffern verdeutlichen den Nennwert, die Schrift klar und deutlich, kein Zierrat lenkt vom Wesentlichen ab. Banknoten als funktionale Gebrauchsgegenstände und nicht als Ausdruck hoheitlicher Macht – dies überraschte die Bürger Weimars vor einhundert Jahren. Die Beträge – von einer Million Mark aufwärts – verdeutlichen, dass es sich um Notgeld aus dem Inflationsjahr 1923 handelt.

Vermutlich führten die engen Kontakte zwischen dem Bauhaus-Direktor Walter Gropius und Staatsbankdirektor Walter Loeb dazu, dass man sich in einer Situation, die wegen des rapiden Wertverfalls schnelles Handeln erforderte, an die persönlich und räumlich naheliegende Kunstschule wandte, um die Gestaltung dieser Notgeldscheine zu realisieren.

### Ein Student wird zum „Gelddrucker“

Gropius delegierte die Aufgabe an eine bewährte Kraft: Herbert Bayer, zwar noch Student, aber kurz vor seiner Gesellenprüfung als Wandmaler, war seit dem selben Frühjahr mit der Gestaltung von Gerichtskostenmarken für das thüringische Justizministerium befasst, und hatte Jahre zuvor bereits in seiner österreichischen Heimat Notgeld für die Stadt Lemberg gezeichnet.

Tatsächlich lieferte Bayer seine Entwürfe in weniger als 48 Stunden, und seine Geldscheine wurden in der Nacht zum 10. August 1923 gedruckt.

Bei der Gestaltung der Banknoten hatte Bayer nur geringen Spielraum, da er ausschließlich Lettern verwenden konnte, die in den Setzkästen der Druckerei vorhanden waren. Allerdings nutzte er statt der zeitüblichen Fraktur-Schrift eine serifenlose Grotesk, und durch den zusätzlichen Verzicht auf illustrative Verzierungen – sie wurden durch texturierte Muster ersetzt – gelang Bayer die Abkehr von der traditionellen Banknoten-Gestaltung. Der Nennwert ist als Zahl übergroß und fett gedruckt, die Textblöcke sind asymmetrisch angeordnet.

### Notgeld wird zur Design-Ikone

Die unorthodoxen, mit jeglichen Sehgewohnheiten brechenden Geldscheine gelten heute als Pioniertaten der „Neuen Typografie“ – jener Erneuerungsbewegung im internationalen Grafik-Design, die häufig auch verkürzt als „Bauhaus-Typografie“ bezeichnet wird. Zugleich erreichten Bayers Banknoten mit ihrer ersten Auflage von 300.000 Exemplaren eine breite Öffentlichkeit – ganz anders als viele Drucksachen der Avantgarde, die üblicherweise nur in kleinen Stückzahlen an ein intellektuelles Nischenpublikum abgegeben wurden. Ihre Bedeutung für die Verbreitung der neuen Bildsprache kann heute deswegen kaum überschätzt werden. Patrick Rössler



Notgeld des Landes Thüringen, August 1923 (Gestaltung: Herbert Bayer)

## Die Wandlungen eines komplexen Mediums

Vor hundert Jahren nahm das Radio aus einem kleinen Sendestudio in Berlin heraus seinen Regelbetrieb auf. Der Medienhistoriker Konrad Dussel liefert einen Kurzabriss, wie sich der Rundfunk seither entwickelt hat.

Mit elektromagnetischen Wellen Töne (und später auch Bilder) zu übertragen – das war eine Erfindung, die die Welt veränderte. Es dauerte zwar einige Jahre, bis aus theoretischen Einsichten und praktischen Experimenten die Keimzelle eines Massenmediums entstehen konnte, aber am 29. Oktober 1923 war es auch in Deutschland so weit: In Berlin begann ein kontinuierlicher Sendebetrieb, und in den nächsten Monaten folgten Stationen in etlichen weiteren deutschen Städten, so dass schon Ende 1924 im gesamten Reich Hörfunk grundsätzlich zu empfangen war.

Das Radio-Hören war jedoch zunächst ein teures Vergnügen. Zwei Mark Gebühr im Monat wurden fällig, wenn das Gerät ordnungsgemäß angemeldet wurde. Aus heutiger Perspektive klingt das nach wenig – gerade einmal ein Euro. Damals war das aber eine Menge Geld. Als Maßstab kann ein literarisches, aber völlig realistisches Beispiel zu Rate gezogen werden: Hans Fallada lässt die Hauptfigur in seinem 1932 veröffentlichten Roman *Kleiner Mann – was nun?* einen finanziellen Haushaltsplan aufstellen. Der kleine Angestellte verdient brutto 200 Mark, also kaum hundert Euro, monatlich für sich und seine junge Frau. Ausgaben für einen Radioapparat und die damit verbundenen Gebühren sind nicht vorgesehen, sind in dieser Situation für das Paar überhaupt nicht finanzierbar.

Trotzdem erfüllte das Radio ein Bedürfnis, auf das Hunderttausende, ja Millionen anscheinend gewartet hatten, denn trotz aller Unzulänglichkeiten des Empfangs und schwieriger ökonomischer Umstände erhöhte sich die Zahl der angemeldeten Geräte rasant: Ende 1925 wurde fast schon die Millionengrenze erreicht und Ende 1929 waren es drei Millionen. Dabei waren die Programme in großen Teilen alles andere als publikumsfreundlich. Die Sendezeiten blieben noch längere Zeiten begrenzt und die Programmverantwortlichen orientierten sich eher an den Vorstellungen des Bildungsbürgertums als an denen der Arbeiterschaft oder kleiner Angestellten. Es gab viele beherrschende Vorträge und die Musik entstammte zu günstigen Hörzeiten primär dem klassischen Bereich. Die Jazz-beeinflusste Unterhaltungsmusik der damaligen Zeit fand nur in Randzeiten Berücksichtigung. Großflächige Veränderungen der Programmangebote wurden erst während der NS-Jahre vorgenommen: Die Wortlastigkeit wurde zurückgedrängt, das Musikangebot unterhaltungsbezogener. So mancher Parteigenosse traute des Öfteren seinen Ohren nicht, was da im Laufe der Zeit alles möglich war. Für Propagandaminister Goebbels waren derartige Zugeständnisse so lange kein Problem, als sich das Medium als Ganzes völlig

in seiner Hand befand. Sehr schnell waren nicht nur die privaten Anteilseigner, sondern auch die Ländervertreter aus den verschiedenen Rundfunkgesellschaften verdrängt und alles auf die Berliner Zentrale ausgerichtet worden. Und diese Zentrale bestimmte vor allem im Bereich des politischen Worts im Detail, was ausgestrahlt werden durfte und was nicht. Nachrichten und Kommentare wurden strengstens kontrolliert.

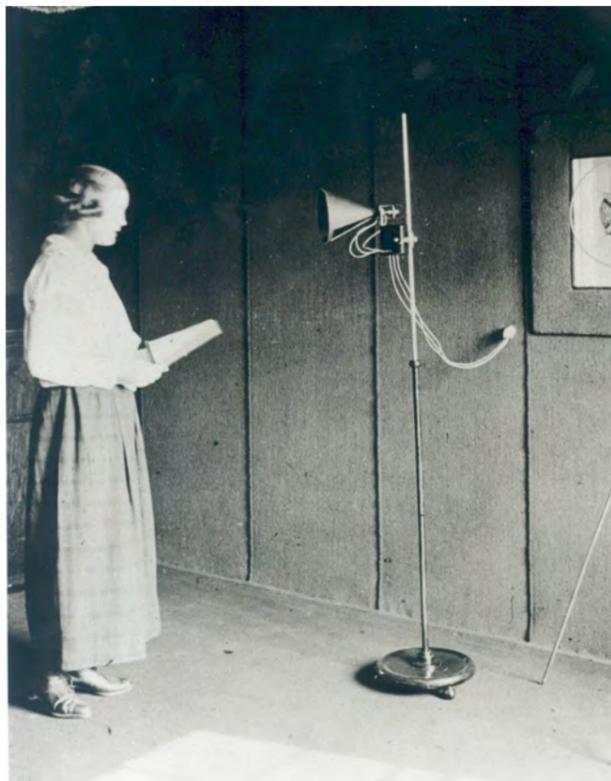


Karikatur aus der *Berliner Illustrierten Ztg.* vom 23.12.1923, S. 1019.

Vor diesem Hintergrund war klar, dass die Alliierten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sofort die nationalsozialistische Rundfunkorganisation zerschlugen. Über das weitere Vorgehen konnten sie jedoch keine Einigkeit erzielen. Für die Sowjets bildete es kein Problem, in ihrer Besatzungszone beim Staatsrundfunk zu bleiben – schließlich war ja jetzt aus ihrer Sicht das richtige System etabliert. Bei Amerikanern, Briten und Franzosen war die Lage komplizierter. Was blieb, wenn man den Staatsrundfunk ablehnte, aber das zerstörte Land keine Grundlage für ein kommerzielles, von Werbeeinnahmen finanziertes Angebot bot? In dieser Situation war auch für die Amerikaner das britische Modell eines öffentlichen Dienstes nach dem Vorbild der BBC akzeptabel. Nach und nach wurde in allen Zonen

ein dezentrales öffentlich-rechtliches Rundfunksystem aufgebaut: von Intendanten geleitete Landesanstalten, die im Kern nicht den Landesregierungen oder gar dem Bundeskanzler unterstanden, sondern in letzter Instanz kompliziert zusammengesetzten Gremien verantwortlich waren. Weiterhin finanziert durch Gebühren, spielten für sie weder Steuern noch Werbeeinnahmen eine Rolle.

Die Alliierten zerschlugen zwar die organisatorischen Strukturen des NS-Staats, mit den technischen Gegebenheiten mussten jedoch auch sie sich arrangieren. Rundfunk – das war weiterhin nur auf der Mittelwelle zu empfangendes Radio mit äußerst beschränktem Programmangebot. Erst allmählich konnte sich UKW etablieren. Zuletzt hat es die Mittelwelle völlig verdrängt. Viel wichtiger wurde jedoch ziemlich schnell etwas ganz anderes. Mit der Übertragung von bewegten Bildern war schon in der Weimarer Republik begonnen worden. Im NS-Staat war der Versuchsbetrieb für Fernsehen dann zwar ausgebaut worden, in der Empfangbarkeit letztlich aber kaum über Berlin hinausgekommen. Auf das neue Medium wartete eigentlich niemand. Was sollten kleine, nur wenige Zentimeter im Quadrat messen-



Sprecherin des Nebensenders Nürnberg 1924.

de Bildschirme in Schwarzweiß auch schon bieten, wenn man im Kino Großleinwände für Farbfilm zur Verfügung hatte? Technikenthusiasten in den Rundfunkanstalten irritierte das nicht. Sie blickten auf das große Vorbild USA, wo das Fernsehen bereits in den 1940er Jahren große Erfolge erzielte. Und dann kam auch noch die System-Konkurrenz hinzu: Wo hatte man bei der Entwicklung die Nase vorn – in der DDR oder in

der BRD? Einen ersten Sieg errang die DDR. Am 21. Dezember 1952, zu Stalins 73. Geburtstag, konnte sie in Berlin mit einem regelmäßigen Fernseh-Versuchsprogramm beginnen. Nur mit Mühe und improvisiert gelang es im Westen, wenige Tage später, an Weihnachten, nachzuziehen. Etwas Derartiges durfte nicht mehr passieren. Und tatsächlich wurden alle bedeutenden Neuerungen danach zuerst in Westdeutschland eingeführt: das zweite Programm, das Farbfernsehen, das dritte Programm (zu dem es in der DDR gar nicht mehr kam).

Unter der Oberfläche eines nur vordergründig einheitlichen öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems wurden jahrzehntelang erbitterte Kämpfe um die Details ausgefochten. Auf nur drei ist beispielhaft hinzuweisen: Der zunächst für die gesamte britische Besatzungszone zuständige Nordwestdeutsche Rundfunk wurde in einen Nord- und einen Westdeutschen Rundfunk und den Sender Freies Berlin zerlegt. Anstatt eines staatsnahen Adenauer-Fernsehens ging 1963 das in Mainz etablierte ZDF an den Start. Und schließlich konnten 1970 auch erstmals die Rundfunkgebühren angehoben werden, die seit 1924 zwei Mark im Monat betragen hatten.

Das Monopol des öffentlich-rechtlichen Rundfunks war zwar immer wieder heftiger Kritik ausgesetzt, aber mangels wirklich überzeugender technischer Alternativen war seine Position über Jahrzehnte kaum gefährdet. Dies begann sich erst in den 1970er Jahren zu ändern. Satellitentechnologie und Breitbandkabel schienen einen schnellen Weg in eine ganz neue Rundfunk- und das heißt vor allem: Fernseh-Welt zu weisen. So schnell wie von manchen erwartet, verlief die Entwicklung jedoch nicht. 1984 konnte zwar mit ersten Pilotprojekten begonnen werden, in denen auch kommerzielle Fernsehprogrammanbieter berücksichtigt wurden, aber es dauerte bis 1987, bis der zentrale, von allen, damals noch elf, Bundesländern ausgehandelte Staatsvertrag verabschiedet werden und das neue, duale Rundfunksystem in Kraft treten konnte. Das Monopol der öffentlich-rechtlichen Anstalten war durch ein Duopol abgelöst worden, in dem sich kommerzielle Anbieter dauerhaft etablieren konnten. Und dieses Duopol wurde auch auf die neuen Bundesländer übertragen, als 1989/90 die DDR zerfiel.

Die technische Entwicklung schritt weiter voran. Die Industrie brauchte immer neue Produkte, um sich am Leben zu erhalten. Sicher, wenn jeder Haushalt erst einmal einen Radio und einen Fernseher besaß, konnte man auf Zweitgeräte setzen, auf Stereophonie und Farbe. Auch mit Tonbändern und Videokassetten ließ sich eine Zeit lang Geld verdienen. Eine ganz neue Perspektive wurde erst durch das Prinzip der Digitalisierung eröffnet. CDs für Musik und DVDs für Filme waren für die Industrie zwar interessant, bildeten aber für die Rundfunk-Veranstalter, für Radio und Fernsehen, genauso wenig eine Gefahr wie die älteren Schellack- und späteren Vinyl-Platten.

So lange die Arbeitsspeicher in Heimcomputern Mühe hatten, Texte zu verarbeiten, und das Internet schon mit dem



Radiohörerin im Jahr 1923. Quelle: BR, Historisches Archiv (beide Bilder).

Transport einfacher E-Mails ausgelastet war, genügte es für Fernseh- wie Radiomacher, die Entwicklungen im Satelliten- und Breitbandkabelbereich nur im Auge zu behalten. Wie schnell die verschiedenen Technologien zusammenwachsen und immer leistungsfähiger werden würden, war jedoch für kaum jemand abzusehen. Ein über Kabel mit wachsender Kapazität zur Verfügung gestelltes Internet schien zunächst nur einen weiteren Übertragungskanal für das gewohnte Fernseh- und Radioangebot, sei es öffentlich-rechtlich oder kommerziell organisiert, zu bieten. Und tatsächlich wurden diese Möglichkeiten auch entsprechend genutzt.

### Neue Herausforderung im 100. Rundfunkjahr

Daneben vollzogen sich jedoch erhebliche Veränderungen, die nicht nur die traditionellen Rundfunk-Veranstalter, in Fernsehen wie Radio, vor ganz neue Herausforderungen stellen. Streaming-Dienste im Video- wie im Audibereich bilden nicht nur eine Alternative zu den Unterhaltungsangeboten traditionellen Rundfunks; sie stellen auch das gesamte System industriell gefertigter Bild- und Tonkonserven in Frage. Wer muss noch im Radio auf seinen Lieblingssong oder im Fernsehen auf den entsprechenden Film warten oder ihn als CD bzw. DVD erwerben, wenn der per Live-Stream permanent zur Verfügung steht? Doch der Wandel geht noch viel weiter. Es bedarf

nicht mehr einer mehr oder weniger aufwändigen technischen Ausrüstung und besonderer Qualifikationen, um für speziell organisierte Anbieter Fernseh- oder Radiobeiträge zu produzieren und für eine anonyme, letztlich zu keiner direkten Reaktion fähigen Masse auszustrahlen.

Social-Media-Angebote im Internet ermöglichen ganz neue Formen kommunikativer Angebote. Was auf der einen Seite eine wachsende Diversifizierung der Angebote bedeutet, muss sich auf der anderen immer stärker im Rahmen technischer Infrastruktur bewegen, die von immer weniger Firmen mit immer größerer Finanzkraft bereitgestellt wird.

Das US-amerikanische Unternehmen Alphabet beispielsweise, das unter anderem die Suchmaschine Google betreibt, erwirtschaftete 2021 bei einem Umsatz von über 250 Milliarden US-Dollar einen Gewinn von gut 75 Milliarden. Die hinter solchen Zahlen aufscheinende Marktmacht und die damit verbundenen Möglichkeiten gilt es im Hinterkopf zu behalten, wenn man sich Gedanken darüber macht, wie sich Rundfunk in seinen nächsten hundert Jahren weiterentwickeln könnte.

Konrad Dussel

Dr. Konrad Dussel lehrte als Professor an der Universität Mannheim. Sein Buch *Deutsche Rundfunkgeschichte* (4. Aufl., Köln 2022) ist ein Standardwerk zu dem Thema.

## „Ich schreibe, was ich denke“

Für seine politischen Überzeugungen kämpfte er im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* als Gründer, Herausgeber und Chefredakteur, für die Pressefreiheit ging er sogar ins Gefängnis. Vor 100 Jahren wurde Rudolf Augstein geboren.

Nach Kriegsende ist nicht mehr viel übrig von Hannover: Die Bombenangriffe der Alliierten haben den Stadtkern zerstört und ein Trümmerfeld zurückgelassen. Fast unbeschadet hat das Anzeiger-Hochhaus, ein wuchtiges Backsteingebäude mit runder Kuppel an der Goseriede und mitten in der Innenstadt, die Attacken überstanden. 1946 sitzen in dem Klinkerbau junge Redakteure auf alten Gartenstühlen vor ausgeliehenen, klappernden Schreibmaschinen und arbeiten gemeinsam an der neuen Zeitschrift *Diese Woche*. Mittendrin: Rudolf Augstein. „So fingen wir an, so wurden wir angefangen“, schreibt er später über diese Zeit nach Kriegsende.

Von Beginn an untersteht das Blatt der britischen Militärregierung. Mit nur 23 Jahren wird Augstein von den „Staff Sergeants“ als junger Redakteur zum Teil der Mannschaft gemacht. Nach seinem Volontariat beim *Hannoverschen Anzeiger*, Kriegsdienst an der Ostfront und Erfahrungen beim *Hannoverschen Nachrichtenblatt* gilt er ihnen als wenig erfahrener, dafür engagierter Reporter mit flotter Schreibe – und vor allem steht seine politische Gesinnung außer Frage. *Diese Woche* betreibt Magazinjournalismus nach angloamerikanischen Vorbild: Die Redakteure orientieren sich an der „Narrative Story“, also am erzählerischen, unterhaltenden Journalismus in verständlicher, klarer Alltagssprache. 15.400 Exemplare werden von der ersten Ausgabe abgesetzt – mehr Papier bewilligt die Militärregierung nicht. In ihren Artikeln sprechen Augstein und seine Kollegen die Zustände in Nachkriegsdeutschland klar und offen an, sparen auch nicht mit Kritik an den Besatzern. Die britischen Presseoffiziere lassen den Redakteuren meist freie Hand, bald aber findet die Militärregierung die Berichterstattung über die Alliierten doch zu kritisch und stößt die Zeitschrift nach nur fünf Ausgaben ab.

Weil die Lizenz bestehen bleibt, wittert Augstein seine Chance und übernimmt das Magazin gemeinsam mit dem Fotojournalisten Roman Stempka und dem Verlagskaufmann Gerhard Barsch. Als Verleger und Chefredakteur bringt Augstein das Blatt am 4. Januar 1947 unter dem neuen Titel *Der Spiegel* heraus. Im Impressum der ersten Ausgabe mit der „vorläufigen PR/ISC-Genehmigung 600/PR vom 1. Januar 1947“ wird er zunächst als einziger Herausgeber geführt. Erst einige Monate später werden auch seine beiden Mitherausgeber genannt.

Die ersten Jahrgänge der neuen Wochenzeitschrift spiegeln die Mentalität der jungen Republik: *Der Spiegel* greift Vorbehalte der Bevölkerung gegen Entnazifizierung oder Siegerjustiz auf, tritt ein für die nationale Einheit, macht sich stark gegen eine Teilung des Landes, etabliert sich als Nachrichtenmagazin in Sprache und Dramaturgie, hebt sich aber auch als

unabhängige und kritische Stimme innerhalb der deutschen Medienlandschaft hervor. Stetes Vorbild ist für Augstein der Nachrichtenpionier *Time* aus den USA, der bereits 1923 seine Erstausgabe gefeiert hatte (siehe Seite 89 im Heft). Oft schlägt *Der Spiegel* einen kritischen Ton an – und das, obwohl das Magazin bis zum Wegfall des Lizenzzwangs 1949 noch der Nachzensur unterliegt. Für besonders bissige Artikel muss sich Augstein immer wieder vor britischen Presseoffizieren verantworten. Wieder und wieder gelingt es dem wortgewandten Herausgeber, den *Spiegel* geschickt vor einer drastischen Reduktion der Papierzuteilungen oder gar einer Einstellung zu bewahren.

Ab September 1947 ist Augstein nicht mehr nur einer der drei Lizenzträger und Herausgeber, sondern auch Chefredakteur. Oft sitzt er bis spät in die Nacht in der Redaktion, schreibt, ergänzt, redigiert unermüdlich Texte – und bearbeitet und billigt fast jede Zeile, die in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift erscheint. Im Oktober 1948 schlüpft Augstein dann zum ersten Mal in die Rolle von Jens Daniel: Unter dem Pseudonym übt er in zahllosen Kommentaren erbitterte Kritik am politischen Kurs des Gründungskanzlers Konrad Adenauer, vor allem an dessen Westorientierung. Mit seinen Kolumnen verschafft Jens Daniel dem *Spiegel* viel Aufmerksamkeit und verleiht dem Magazin ein klares Profil.

### Der Spiegel als Aufdecker

Es dauert nicht lange bis zu den ersten Skandalen und Beschlagnahmungen: Bundesweite Bekanntheit erlangt die Zeitschrift, als sie in einem Artikel den Vorwurf äußert, die Wahl von Bonn zur vorläufigen Hauptstadt der Bundesrepublik Deutschland sei nur durch Bestechung von Abgeordneten zustande gekommen. 1952 folgt die Schmeißer-Affäre, 1959 kommt die Dienstwagen-Affäre. Zu diesem Zeitpunkt hat Augstein im *Spiegel* ein erhebliches Maß an publizistischer Macht angehäuft: Die Auflage liegt bei rund 300.000 Exemplaren. Die Leser goutieren das Magazin, das Korruption oder Amtsmissbrauch aufdeckt und anprangert. Getragen von diesem Erfolg zieht das Magazin von Hannover nach Hamburg ins Pressehaus am Speersort.

Auch in Hamburg suchen, graben und wühlen die Reporter des Magazins weiter nach Missständen. Am 10. Oktober 1962 erscheint *Der Spiegel* mit dem Cover „Bedingt abwehrbereit“. Gestützt auf die Einschätzung des Nato-Oberkommandos zieht der Hauptautor des Textes Conrad Ahlers, damals auch stellvertretender Chefredakteur des Magazins, das Fazit, dass es der Bundeswehr an Waffen, Personal und der richtigen

Strategie mangle – und die Bundesrepublik damit für den Kriegsfall kaum gerüstet sei. Garniert ist der Bericht mit deftigen Attacken auf den damaligen Verteidigungsminister Franz Josef Strauß, gegen den Augstein schon seit einiger Zeit wettert. Mit dem Bericht nimmt die *Spiegel*-Affäre ihren Lauf: Die Polizei stürmt die Redaktions- und Verlagsräume, setzt Augstein und mehrere Redakteure in Untersuchungshaft fest und nimmt Ermittlungen wegen des Verdachts auf Landesverrat auf.

Weil die Redaktions- und Verlagsräume versiegelt und die Schreibmaschinen beschlagnahmt werden, muss das Redaktionstreiben stillstehen. Nur weil sich Henri Nannens *Stern* und Gerd Brucerius' *Zeit*, direkte Nachbarn des Magazins im Pressehaus am Hamburger Speersort, solidarisieren und die Reporter in den eigenen Räumen an den nächsten Heften arbeiten lassen, können die folgenden Ausgaben erscheinen. Auch in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik bricht Entrüstung aus: Die Medienaffäre wird zur Staatsaffäre, in deren Folge Strauß nach Falschsaussagen und Verstrickungen zurücktreten muss.

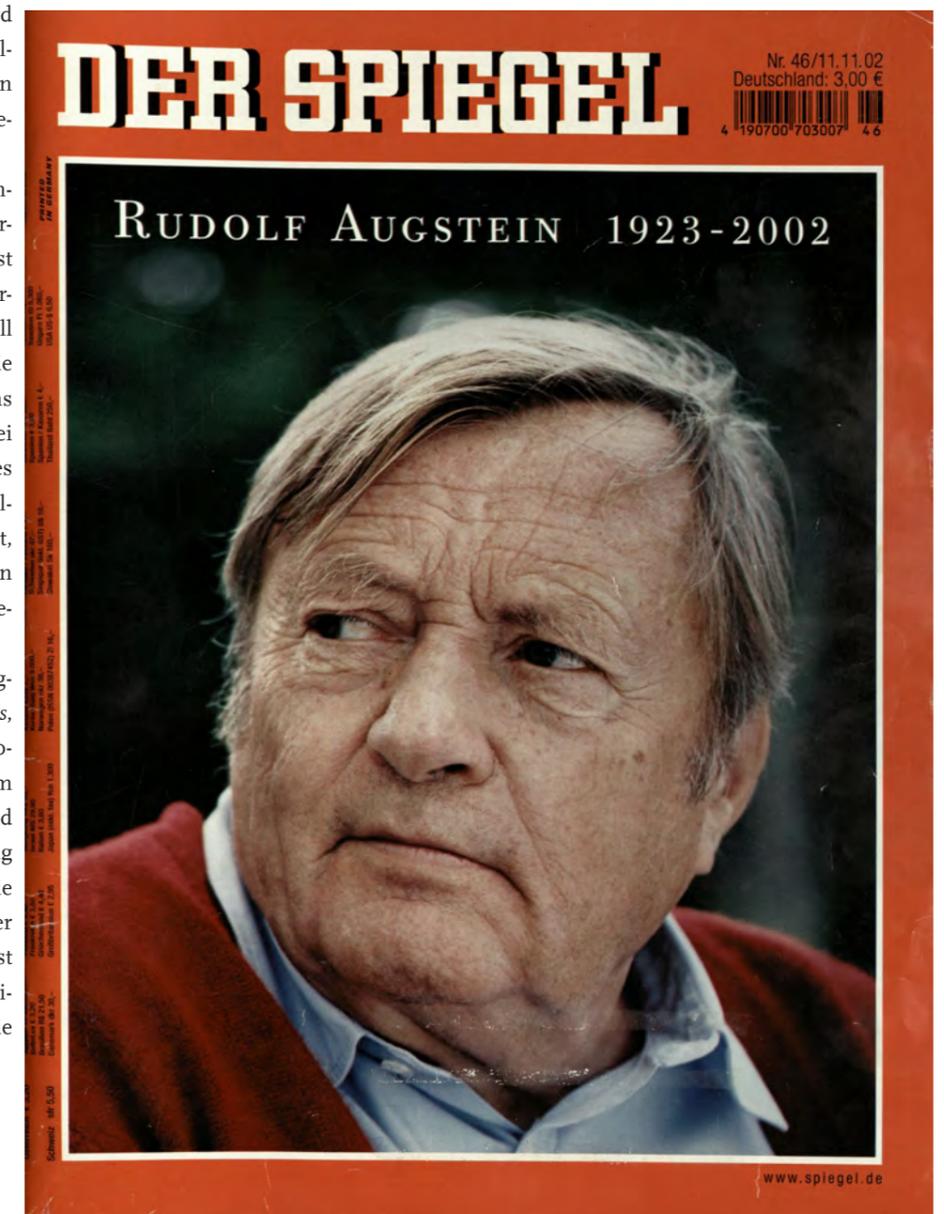
Augstein muss die Entwicklungen aus dem Gefängnis heraus beobachten und kehrt erst nach 104 Tagen aus der Untersuchungshaft zurück. Offiziell lehnt der Bundesgerichtshof die Eröffnung des Hauptverfahrens wegen Landesverrats erst zwei Jahre später ab. Am Ende des Skandals ist Augstein zum Helden der Pressefreiheit avanciert, der *Spiegel* wiederum hat seinen Ruf als „Sturmgeschütz der Demokratie“ zementiert.

Auch nach der Affäre bleibt Augstein Herausgeber des *Spiegels*, kommentiert mit Vorliebe Politik und Gesellschaft, wird im Stil allerdings sprunghafter und anekdotischer. Seine Meinung kommt ins Blatt, auch wenn die Redaktion nicht immer hinter ihm steht, wie Augstein selbst nur zu gut weiß: „Ich schreibe, was ich denke, weil das die

einzig Richtlinienkompetenz ist, die mir verblieben ist. Und nach der muss sich niemand richten.“ Zunehmend fällt er durch Krankheit oder seinen Alkoholkonsum auf, taucht oft über lange Wochen hinweg nicht in der Redaktion auf und, wenn er doch mal zu den Konferenzen erscheint, nickt er gelegentlich ein.

Seinen politischen Überzeugungen bleibt er jedoch treu: In seinem allerletzten Kommentar, nur wenige Monate vor seinem Tod, kritisiert er die USA für ihren Einmarsch im Irak zum Sturz Saddam Husseins scharf. Kurz nach seinem 79. Geburtstag stirbt Augstein am 7. November 2002 an den Folgen einer Lungenentzündung. Er hinterlässt den *Spiegel* als Magazin, das sich von seinen bescheidenen Anfängen unter der Nachzensur der britischen Militärregierung zum größten unabhängigen, kritischen Nachrichtenblatt in Deutschland und Europa gemausert hat.

Vera Katzenberger



Ausgabe des *Spiegels* vom 11.11.2002, vier Tage nach Rudolf Augsteins Tod.

## Brillanter Redner der Republik

Als Wissenschaftler, Schriftsteller, Kritiker und öffentlicher Intellektueller war er in allen Medien präsent. Er engagierte sich als Pazifist und Protestant. Vor einhundert Jahren wurde Walter Jens in Hamburg geboren.

Im akademischen Alltag sind brillante Vorträge nicht gerade die Regel. Und selbst bei festlichen Anlässen wird an Universitäten häufig nur Routine-Rhetorik geboten. Umso lieber erinnere ich mich an einen Vortrag, den Walter Jens am 25. November 1965 im Rahmen der Immatrikulationsfeier der Universität Tübingen gehalten hat. Nach drei Semestern, zunächst in Kiel und dann in Berlin, war ich gerade an die traditionsreiche schwäbische Universität gewechselt. „Von deutscher Rede“ hieß das Thema – und der Vortragende überzeugte sowohl inhaltlich als auch rhetorisch.

Für Jens ist die Rhetorik eine „Tochter der Republik, die sich allein in Freiheit entfalten könne, untrennbar mit dem Schicksal der Demokratie verbunden“. Um diese These zu belegen, entwirft er ein aspektreiches historisch-systematisches Panorama. Die Geschichte der Redekunst vor dem Hintergrund der politischen Geschichte – das war ein Parforceritt durch die europäische Geistes- und Sozialgeschichte. „Verfiel in Athen und Rom die Rhetorik im Augenblick der zerbrechenden republikanischen Ordnung, so war für Deutschland – unter dem Aspekt einer neuen Blüte der Beredsamkeit – Rettung nur vom Zerfall des Despotismus zu erwarten.“

Jens setzte dem die Forderung nach Aufklärung und Agitation für die Humanität entgegen. Der Redner machte es weder sich noch den Zuhörern leicht: Lange Satzkonstruktionen, gefüllt mit Anspielungen, Literaturverweisen, Werturteilen – alles in einem fortlaufenden Redefluss ohne gliedernde Verkehrszeichen, vorgetragen mit ausdrucksstarker Mimik und lebhafter Gestik. Im damals noch üblichen Professorentalar erinnerte er an Kanzelredner aus fernen Zeiten.

Zwei Jahre zuvor war Walter Jens in Tübingen auf den ersten deutschen Lehrstuhl für Allgemeine Rhetorik berufen worden. Am 8. März 1923 in Hamburg geboren, musste er, von früher Kindheit an Asthmatiker, einen Teil seiner Schulzeit im Sanatorium verbringen. Die Krankheit bewahrte ihn vor dem Militärdienst. Nach einem verkürzten Studium der Germanistik und der Klassischen Philologie promovierte er bereits mit 21 Jahren an der Universität Freiburg mit einer Studie über die sophokleische Tragödie. Fünf Jahre später dann Habilitation mit einer Schrift zum Thema *Tacitus und die Freiheit* an der Universität Tübingen, an die er 1956 als Professor für Klassische Philologie berufen wurde.

Parallel zur wissenschaftlichen Karriere versuchte sich Jens als belletristischer Autor. Seinen ersten literarischen Text veröffentlichte er noch unter Pseudonym. 1950 fand sein Roman *Nein – Die Welt der Angeklagten* positive Resonanz. Auf diese von Kafka beeinflusste Dystopie folgten weitere literarische

Werke, darunter *Herr Meister – Dialog über einen Roman* (1963), ein fiktiver Briefwechsel über ein scheiterndes Romanprojekt. Später dann dramatische Versuche, etwa das Stück *Die Verschwörung*, in dem er die historische Gestalt Caesars ironisch entmythologisierte. Der Bühnenfassung ging ein 1969 ausgestrahltes Fernsehspiel voraus.

Buch oder Bühne, Radio oder Fernsehen, Zeitung oder Zeitschrift – Jens war in allen Medien präsent. Wie selbstverständlich gehörte er auch zum Kreis der Gruppe 47, die das literarische Leben in der jungen Bundesrepublik maßgeblich mitbestimmte. Seit 1950 nahm er regelmäßig an den Treffen der Gruppe teil, manchmal zusammen mit seiner Frau Inge, mit der er seit 1951 verheiratet war.

### Hommes de Lettres – und der Fernsehkritik

Dass dieser Hommes de Lettres meinungsstarke Literaturkritiken für angesehene Blätter schrieb, ist nicht überraschend. Seine Vielseitigkeit zeigt sich eher darin, dass er über zwei Jahrzehnte unter dem Pseudonym Momos Fernsehkritiken in der Wochenzeitung *Die Zeit* veröffentlichte.

Momos ist in der griechischen Mythologie der Gott des Tadels. Ob Politik, Kultur oder Fußball – kein Thema war hier vor ihm sicher. Als Fernsehkritiker hat der Fußballfan bereits 1970 weitsichtig vorausgesagt: „Eines Tages werden die Unparteiischen das Spiel vom Monitor dirigieren, mit Trick-Repetitionen statt der Linienrichterbefragung ...“

Die Tübinger Studentinnen und Studenten besuchten seine Vorlesungen zur Rhetorik in der Alten Aula neben der Stiftskirche. Die Abendvorträge über „Probleme der modernen deutschen Literatur“ im Festsaal der Universität waren auch für Bürgerinnen und Bürger der Stadt zugänglich. Nicht selten war eine vierstellige Zahl von Zuhörern im „Zirkus Jens“, wie diese Veranstaltung spöttisch genannt wurde. In späteren Jahren hat er solche Vorlesungen gemeinsam mit seinem Nachbarn und Freund Hans Küng, dem katholischen Theologen und Kirchenkritiker, über religiöse Werke der Weltliteratur gehalten. Dass er als aktiver Protestant religiös sensibel war, zeigt sich auch in seinen Bibelübersetzungen.

Als Redner war Walter Jens bald deutschlandweit gefragt. Wenn Festspiele oder Kunstausstellungen eröffnet, wenn Geburtstage von Kulturgrößen gefeiert oder Literaturpreise vergeben wurden – immer wieder findet man ihn auf der Rednerliste. Auch bei eigenen Ehrungen hat er bedeutende Reden gehalten, so 1968 bei der Verleihung des Lessing-Preises durch die Hansestadt Hamburg oder 1981 bei der Verleihung des Heinrich-Heine-Preises durch die Stadt Düsseldorf.

### Nach Emeritierung kein Ruhestand

Zweimal wird er zum Präsidenten der traditionsreichen Akademie der Künste in Berlin gewählt. In seine Amtszeit (1989 bis 1997) fällt die deutsche Wiedervereinigung, und auch die Teilung in Ost-Akademie und West-Akademie konnte überwunden werden. Inge Jens hat in ihren *Unvollständigen Erinnerungen* ausführlich über die Schwierigkeiten der Zusammenführung berichtet.

Das Ehepaar Jens zog politisch am selben Strang. Beide Partner engagierten sich in der SPD-Wählerinitiative für Willy Brandt, und gemeinsam nahmen sie als überzeugte Pazifisten zusammen mit anderen Prominenten teil an Sitzblockaden vor dem Atomwaffendepot in Mutlangen. Die Unterbringung zweier amerikanischer Soldaten, die 1990 vor Beginn des Zweiten Golfkriegs desertiert waren, brachte ihnen später eine Geldstrafe ein. Am Dies academicus der Katholischen Universität Eichstätt hat Walter Jens 1996 einen eindrucksvollen Festvortrag über „Das künstlerische Alterswerk“ gehalten. Ein solches Alterswerk blieb diesem universell gebildeten, sprachmächtigen und couragierten Mann verwehrt. Immerhin: Zusammen mit seiner Frau hat Walter Jens noch zwei biographische Bücher veröffentlicht, die zu Bestsellern wurden. Sie schildern das Leben von Katharina Pringsheim, der Frau Thomas Manns, und ihrer Mutter Hedwig. Die öffentlichen Lesungen daraus stießen auf große Resonanz, wurden aber für den damals schon Achtzigjährigen immer mühsamer.

### „Alles nimmt uns das Alter“

In ihren Erinnerungen schildert Inge Jens die zunehmende Orientierungslosigkeit ihres Mannes, die zunächst als Psychose diagnostiziert wird, sich aber schließlich als beginnende Demenz erweist. So findet sie ihn in seiner Bibliothek mit einem Buch in der Hand, das er verkehrt herum hält. Sensibel beschreibt sie die wechselnden Befindlichkeiten des Erkrankten und ihre eigenen Empfindungen zwischen Verunsicherung, Ratlosigkeit und Erschöpfung. Die letzten neun Jahre seines Lebens war Walter Jens demenz. Damit erfüllte sich auf tragische Weise das Diktum Vergils: „Alles nimmt uns das Alter, sogar den Verstand.“



Vortrag von Walter Jens in der Akademie der Künste Berlin, 2005. Foto: Etan Tal, Wikimedia Commons

*Demenz – Abschied von meinem Vater*, so lautet der Titel eines 2009 erschienen Buches, in dem Tilman Jens, der älteste Sohn, das allmähliche Verdämmern beschreibt. Er bringt es in Zusammenhang mit einer Veröffentlichung des Literaturarchivs in Marbach, in der 2003 die Mitgliedschaft seines Vaters und anderer führender Intellektueller in der NSDAP offengelegt wird. Walter Jens, der am Ende der Nazi-Zeit erst 22 Jahre alt war, bestreitet zunächst die Mitgliedschaft, muss dann aber mögliche Erinnerungslücken einräumen. Der Sohn, der sich schon vorher als journalistischer Aufdecker zu profilieren versucht hat, schildert die letzten Jahre des auch von ihm geschätzten Vaters mit quälender Präzision, sodass ihm sogar „literarischer Vatermord“ vorgeworfen wird.

Walter Jens, der Jahre zuvor in einer gemeinsamen Vorlesung mit Hans Küng über humanes Sterben für das Menschenrecht auf aktive Sterbehilfe plädiert hatte, hatte noch viele Monate mit der Krankheit vor sich.

Am 9. Juni 2013 ist er, neunzigjährig, in Tübingen gestorben. In dem Ehrengrab auf dem dortigen Stadtfriedhof wurden später auch sein Sohn Tilman (2020) und seine Frau Inge (2021) beigesetzt. Und das Grab seines Freundes Hans Küng, mit dem er auch nach seinem Tode im Dialog bleiben wollte, liegt gleich nebenan.

Walter Hömberg

Dr. Walter Hömberg war Lehrstuhlinhaber für Journalistik an den Universitäten Bamberg und Eichstätt und hat viele Jahre als Gastprofessor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien gelehrt. Kürzlich hat er einen neuen Band des *Almanachs Marginalistik* herausgegeben, der sich an Freunde fröhlicher Wissenschaft wendet (Allitera Verlag, München).

## Hundert Jahre Republik Türkei

Mehr als 700 Jahre hatte das Osmanische Reich bestanden. Nun, kurz nach dem Ersten Weltkrieg ging es unter. Der Turkologe Christoph Herzog zieht eine Linie von Kemal Pascha bis Erdoğan.

Anders als die mit ihm im Ersten Weltkrieg verbündeten Staaten Deutschland und Österreich-Ungarn hatte die Monarchie im Osmanischen Reich das Kriegsende zunächst überlebt. Das Osmanische Reich war seit seinen Anfängen um 1300 immer von Herrschern aus der gleichen Dynastie regiert worden.

Tatsächlich aber hielt seit 1913 eine halbgeheime Organisation von türkischen Nationalisten, das sogenannte „Komitee für Einheit und Fortschritt“, die Macht in den Händen. Ihre führenden Köpfe hatten das Osmanische Reich an der Seite der Mittelmächte in den Krieg geführt, den Völkermord an den anatolischen Armeniern organisiert und sich ins Ausland abgesetzt, als sich der militärische Zusammenbruch im Herbst 1918 abzeichnete, allerdings nicht ohne Insigne für eine Weiterführung des Krieges nach dem Waffenstillstand Vorkehrungen zu treffen.

### Gebietsverluste im Krieg

Zu diesem Zeitpunkt befand sich nur noch ein Gebiet, das etwa dem der heutigen Türkei entspricht, unter Kontrolle der osmanischen Regierung. Syrien und Irak waren von britischen Truppen erobert worden.

In den Pariser Vorortverträgen, in denen die Sieger des Ersten Weltkrieges die Nachkriegsordnung festlegten, war auch die weitgehende Aufteilung dieses osmanischen Restgebietes vorgesehen.

Dass es nicht dazu kam, wird vielfach als Verdienst des osmanischen Generals Mustafa Kemal Pascha, dem späteren Atatürk, angesehen, der sich mit außerordentlichem Erfolg an die Spitze der vom Komitee für Einheit und Fortschritt vorbereiteten Partisanenbewegung in Anatolien setzte.

### Aus dem Osmanischen Reich entsteht die Republik

1923 waren die Alliierten gezwungen, den 1920 oktroyierten Friedensvertrag von Sèvres im Friedensvertrag von Lausanne 1923 zu revidieren. Noch im gleichen Jahr wurde an Stelle des Osmanischen Reiches die Republik Türkei ausgerufen. Deren erster Präsident wurde Mustafa Kemal und blieb es bis zu

seinem Tod 1938. Atatürk war die treibende Kraft hinter der De-Imperialisierung des einstigen Osmanischen Reiches, das er mit seinen Verbündeten in einem taktisch geschickten Prozess und nicht ohne auf Widerstand zu stoßen in eine autoritäre, nationalistische Modernisierungsdiktatur verwandelte, die gleichwohl immer in das Gewand einer säkularen Republik mit einem gewählten Parlament gekleidet blieb.



Mustafa Kemal Atatürk, 1932.  
Quelle: Wikimedia Commons

Ein essentieller Bestandteil dieser De-Imperialisierung war das Programm der ethnischen Homogenisierung. Nicht umsonst war der sogenannte „Bevölkerungsaustausch“ Bestandteil des Friedensvertrags von Lausanne. Dabei handelte es sich um die Zwangsdeportierung von etwa 400.000 Muslimen aus Griechenland in die Türkei und von etwa 900.000 griechischsprachigen Christen aus Anatolien nach Griechenland.

### Atatürk wird zur Ikone

Das ganze 20. Jahrhundert hindurch blieb Atatürk die Ikone eines umfassenden Personenkults. Dahinter verbarg sich der Anspruch eines genuin türkischen Wegs in die Moderne.

Der sich auf Atatürk fokussierende „Kemalismus“ wurde zu einem politischen Metanarrativ, auf das sich ultranationalistische, nationalreligiöse und sozialistische Programmatiken in der Türkei beriefen.

Erst im 21. Jahrhundert setzte sich mit dem Machtantritt Recep Tayyip Erdoğans und der AKP die Kritik am kemalistischen Staatsprogramm durch, aber immer noch ist der Schatten Atatürks und des Kemalismus in vielen Punkten wirksam, am sichtbarsten in der Omnipräsenz des türkischen Nationalismus. Auch die Form einer autoritären Staatsführung, welche die formale Anerkennung von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit mit der gleichzeitigen praktischen Aushöhlung ihrer Prinzipien verbindet, kann man als Erbe Atatürks betrachten.

Christoph Herzog

Dr. Christoph Herzog ist Professor für Turkologie an der Universität Bamberg.

## Populärer Journalist, populistischer Politiker

Mit der Sendung *Jetzt red i* gab Franz Schönhuber, geboren am 10. Januar 1923, im Bayerischen Rundfunk vielen aus dem Volk ein Forum. Aber er wollte mehr: Selbst reden, ein Volksführer sein. Das führte immer tiefer in den rechten Sumpf.

Ende April 1982 hatte der Bayerische Rundfunk mit Zustimmung des gesamten Verwaltungsrates seinen stellvertretenden Chefredakteur und wohl populärsten Fernsehjournalisten Franz Schönhuber fristlos entlassen. Der Rundfunkrat konnte die Entscheidung in einer Sitzung am selben Tag nur noch zur Kenntnis nehmen, hatte aber kein Mitspracherecht. Ein bis dahin einmaliger Vorgang, ein Paukenschlag, galt doch Franz Schönhuber – nach seinen anfänglichen Neigungen zur SPD und vor allem zu den Jungsozialisten – später als eindeutig CSU-nah und genoss das Vertrauen des bayerischen Ministerpräsidenten Franz Joseph Strauß, zu dessen inneren Beraterkreis er zählte.

Mit seinem Buch *Ich war dabei. Der ehrliche Bericht eines ‚Ehemaligen‘* hatte sich Schönhuber zu seiner Mitgliedschaft in der NSDAP und der Waffen-SS bekannt. Das Buch erlebte insgesamt elf Auflagen und wurde als „das meist diskutierte Buch zur Zeitgeschichte“ beworben.

Nach Ansicht des Bayerischen Rundfunks hatte Schönhuber seine populäre Präsenz im Programm benutzt, um für dieses Buch und seine verharmlosende Sichtweise der Nazizeit und der Waffen-SS zu werben. Eine Klage gegen seine fristlose Entlassung gewann Schönhuber später in letzter Instanz vor einem Arbeitsgericht, verließ aber trotzdem den BR, um eine eigene politische Karriere zu starten.

Nach Kriegsende hatte die US-Militärregierung in einem Entnazifizierungsverfahren den damals 22-jährigen Schönhuber als „Mitläufer“ eingestuft. Danach begann er eine erfolgreiche Laufbahn als Journalist, arbeitete für die Münchner *Abendzeitung* und war Chefredakteur der *tz*, bevor er zum Bayerischen Rundfunk kam. Mit seiner volkstümlichen Sendung *Jetzt red i* genoss er in ganz Bayern größte Popularität und war unter Kollegen angesehen, teilweise als Förderer des journalistischen Nachwuchses sogar recht beliebt, bis er sein Bekennerbuch veröffentlichte.

Mit dem Ende beim BR begann sein Aufstieg zu einem populistischen Politiker, der sich 1983 mit der Parteigründung „Die Republikaner“ rechts von der CSU ansiedelte. Zum Gründungstrio gehörten die beiden CSU-Bundestagsabgeordneten Franz Handlos und Ekkehard Voigt, die kurz zuvor ihre Partei verlassen hatten.

Auf seinen Wahlversammlungen warb er mit der Losung, er sei derjenige, der „laut sagt, was Millionen Deutscher leise denken“. Sich selbst beschrieb er als „eine historische Hoffnung der Deutschen“. Immer wieder betonte Schönhuber, er sei stolz, Kriegsfreiwilliger gewesen zu sein, und er sei auch jetzt wieder bereit, „für Deutschland zu sterben“. Das

ARD-Magazin *Panorama* urteilte dagegen, Schönhuber verstehe sich „in maßloser Selbstüberschätzung als Messias der Rechten“. Schönhuber bezeichnete sich als „nicht ausländerfeindlich, sondern deutschfreundlich“. Im Wahlprogramm seiner Partei hieß es dazu „Ausländer sind Gäste. Dieses schließt [...] unbefristete Arbeitsverträge, Daueraufenthalt, Familienzusammenführung und Sozialleistungsansprüche aus.“ Überdies forderte das Parteiprogramm der Republikaner eine Revision der Geschichtsbücher in den deutschen Schulen, die „von der Kriegspropaganda der Siegermächte“ und „ihren Übertreibungen und Fälschungen“ geprägt seien.

### Aus verklärter Erinnerung zu verblendeter Politik

Zehn Jahre gehörte Schönhuber den Republikanern an, davon fünf Jahre als deren Vorsitzender. Geprägt war diese Zeit zwischen 1985 und 1995 von erstaunlichen Wahlerfolgen mit dem Einzug in das Berliner Abgeordnetenhaus 1989 (7,5 Prozent) und in den Stuttgarter Landtag 1992 (10,9 Prozent). In Bayern konnten die Republikaner zwar 1989 bei den Europawahlen 14,6 Prozent der Stimmen holen, scheiterten aber bei den Landtagswahlen mehrfach an der Fünf-Prozent-Hürde. Schönhuber selbst zog für die Republikaner in das Europäische Parlament ein, dem er eine Legislaturperiode angehörte. Dort schloss er sich mit dem französischen „Front National“ und dem belgischen „Vlaams Block“ zu einer „Europäischen Rechten“ zusammen.

Schon bald begleiteten Richtungskämpfe und Personalquerelen Schönhubers Zeit in der Politik, so dass er enttäuscht 1995 seine eigene Partei verließ. In den nachfolgenden Jahren rückte Schönhuber immer weiter nach rechts, warf jüdischen Repräsentanten in Deutschland vor, selbst für den Antisemitismus verantwortlich zu sein, und wetterte gegen die angebliche Überfremdung Deutschlands durch den Zuzug von Ausländern. Mit Horst Mahler, einem früheren Mitglied der Roten Armee Fraktion und späteren Neonazi und Holocaustleugner, publizierte Schönhuber 2001 ein Buch zu einem seiner häufigsten Vortragsthemen unter dem Titel *Schluss mit dem deutschen Selbsthass*.

Knapp zwei Monate vor seinem Tod kandidierte er bei der Bundestagswahl im Herbst 2005 erfolglos als Direktkandidat für die Nationaldemokratische Partei in Dresden.

Johannes Grotzky

Dr. Johannes Grotzky war Hörfunkdirektor des Bayerischen Rundfunks und lehrt als Honorarprofessor in der Slavistik und der Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg.

## Künstler ohne Worte

Bereits zu seinen Lebzeiten war Marcel Marceau eine Legende und inspirierte Künstler wie Michael Jackson zum Moonwalk. Mit seiner Rolle „Bip“ begeisterte er Menschen auf der ganzen Welt und führte die uralte Kunst der Pantomime zu neuer Blüte.

Am 22. März 1923 erblickte Marcel Mangel als Sohn jüdischer Eltern in Straßburg das Licht der Welt. Ursprünglich stammt seine Familie aus der Ukraine und Polen. Durch seinen Vater Charles Mangel, der Metzger von Beruf war und selbst sang, kam Marcel früh mit der Welt der Musik und des Theaters in Kontakt. Im Alter von fünf Jahren entdeckte er bei einem Kinobesuch mit seiner Mutter Ann Werzberg den Stummfilm für sich und damit sein größtes Idol: Charlie Chaplin. Er begann früh, Stars aus Stummfilmen vor seinen Freunden zu imitieren, und wünschte sich selbst, Teil von Filmproduktionen zu sein.

Beim Anbruch des Zweiten Weltkrieges floh er mit seiner Familie nach Südfrankreich. 1942 trat er gemeinsam mit seinem Bruder der französischen Armee bei und kämpfte bald gegen die deutschen Truppen. Dafür fälschte er seinen Pass, auf dem fortan der unverfänglich klingende Name „Marceau“ stand. Damit ist der Pantomime zum ersten Mal seit der Zeit der Kinderspiele in eine Rolle geschlüpft, aber nicht aus Freude daran, sondern um sein und das Leben anderer zu retten.

1943 schmuggelte er jüdische Kinder über die Grenze Frankreichs in die sichere Schweiz. Dazu verkleidete er sich als Pfadfinder und rettete hunderte Waisenkinder. Er unterhielt sie durch stumme Pantomime und konnte dadurch ihre Sicherheit gewährleisten. Marceaus Talent blieb in der französischen Armee nicht unbemerkt, und so kam es, dass er 1944 nach der Befreiung von Paris vor 3.000 US-Soldaten spielte. Im selben Jahr wurde Marceaus Vater verhaftet, deportiert und letztendlich in Auschwitz ermordet.

### Erster Auftritt mit Ringpulli und Zylinder

Nach diesem sehr einschneidenden Erlebnis nahm er 1946 eine Ausbildung am Pariser Sarah-Bernhardt-Theater auf. Seinen ersten Auftritt mit seiner berühmten Pantomime-Figur „Bip“ hatte er im Alter von 24 Jahren. „Bip“ trug einen Ringpulli, einen geblühten Zylinder und hatte ein weiß geschminktes Clowns-Gesicht. Damit tourte er 50 Jahre um die Welt. Ohne je ein Wort zu sprechen, hat sein Charakter eine Bandbreite an Emotionen auf der Bühne dargestellt. Mit seiner Kunst verarbeitete Marceau seine traumatischen Erlebnisse und den Tod seines Vaters.

Größen wie Bertolt Brecht besuchten Marceaus Auftritte und seinem Vorbild Charlie Chaplin ist Marceau 1967 am Pariser Flughafen begegnet. Weitere Idole wie Charles Laughton und Buster Keaton lernte Marceau ebenfalls persönlich kennen.

1978 gründete er die Schauspielschule École Internationale de Mimodrame de Paris, wo Kinder Schauspielen, Tanzen und

Fechten lernen konnten. 1993 folgte die Gründung einer weiteren Kompagnie mit den besten Absolvent:innen seiner Schauspielschule, die Nouvelle Compagnie de Mimodrame.

Auch als Maler und Autor war Marceau erfolgreich. Er stellte seine Werke zum Beispiel in Deutschland, Japan und den USA aus und schrieb *Die Geschichte von Bip* – von seinem fröhlich-traurigen, wortlos-vielsagenden Bühnen-Alter Ego: „Das ist Bip“, so heißt es im Buch. „Bip mit dem blassen Gesicht. Er hat einen Zylinderhut auf und obendrauf eine Blume die wippt.“



Marcel Marceau bei einem Auftritt in Seattle 1974.

Quelle: Wikimedia Commons

Bis ins hohe Alter spielte er ihn. Ein Jahr, nachdem er sich 2006 von den Bühnen der Welt verabschiedet hatte, starb er im Alter von 84 Jahren in Frankreich. Marceau war dreimal verheiratet und hatte zwei Söhne und zwei Töchter.

Nach einer von Marceaus Aufführungen in Berlin 1951 schrieb ein Kritiker über ihn: „Marceau macht eine neue Kunst, das muss man gesehen haben.“ Marceau hat es geschafft, die Pantomime wieder aufleben zu lassen, obwohl sie bereits vom Stummfilm verdrängt worden war. In einer tragischen Zeit hat er vielen Menschen Hoffnung geschenkt und darüber hinaus einen tiefgehenden Eindruck mit seiner Kunst in der Welt hinterlassen.

Lisa Persigehl

## Totes Reh, stolzer Bock, Buch in Flammen

Vor 100 Jahren erschien der Roman *Bambi*. Walt Disneys Verfilmung machte das Schicksal der Waldtiere zum zeitlosen Klassiker, der bereits Generationen zu Tränen rührte und auch heute, in den Zeiten multimedialer Reizüberflutung, die Kinder fasziniert.

*Bambi* ist ein Klassiker im Filmregal. Der Tod der Mutter des kleinen Rehkitzes prägte nicht nur die Kindheit vieler Filmbegeisterter, sondern auch die Popkultur so mancher Erwachsener.

Disneys *Bambi* aus dem Jahr 1942 wird auch heute noch immer wieder in vielen Programmkinos gezeigt. Doch dieses Jahr feiert die Geschichte vom kleinen Reh schon seinen 100. Geburtstag. Disneys Vorlage war nämlich ein Buch aus dem Jahr 1923: *Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde* wurde geschrieben von Felix Salten.

Der österreichisch-ungarische Autor wurde als Siegmund Salzmann 1869 geboren. Seine Karriere war vielfältig. In seinen Anfängen schrieb er viele Gedichte und arbeitete unter anderem als Journalist. Später wurde Salten Chefredakteur der Wiener Zeitung *Fremdenblatt*. In Wien lernte er viele junge, später weltberühmte Autoren wie Arthur Schnitzler, seinen späteren Trauzeugen, und Hugo von Hoffmannsthal kennen. Zusammen mit weiteren Literaten wurde der Kreis „Jung Wien“ geschlossen.

Mit 45 Jahren veröffentlichte Felix Salten seinen Roman *Bambi*. Die Idee für seine Geschichte kam ihm bei der Jagd und ist düsterer und teilweise auch brutaler als Disneys Adaption.

Sie handelt von einem im Wald aufwachsenden Rehkitz, Bambi. Zusammen mit seinen Freunden erlebt es viele Abenteuer und genießt die Kleinigkeiten des Lebens. Allerdings muss es auch die Gefahren seines Zuhauses kennenlernen. Welche Bedrohung der Mensch darstellt, spielt in dem Buch eine tragende Rolle. So findet sie den Höhepunkt, als die Mutter Bambis von einem Jäger angeschossen wird und daraufhin stirbt.

Das Junge ist davon überzeugt, Menschen hätten eine übermächtige Kraft. Doch sein Vater klärt ihn mit weisen Worten auf: „Er [der Mensch] ist nicht über uns! Neben uns ist Er wie wir selber, denn Er kann überwältigt werden und dann liegt Er

hilflos am Boden.“ Als sein Vater stirbt, tritt Bambi in dessen Fußstapfen und wird selbst der König des Waldes. Mit seiner Liebe Faline begrüßt er zum Ende des Buches noch Kinder in seine Welt.

Manche Interpretationen deuten darauf hin, das Buch könne einen tieferen Sinn haben. Salten musste Anfang des 20. Jahrhunderts mit Antisemitismus kämpfen, da er selbst Jude war. Die Rehe der Geschichte werden daher als Juden interpretiert, die von einer friedlichen Welt träumen. So sollen auch die Füchse der Handlung, welche heimtückisch gegenüber den restlichen Tieren des Waldes sind, zu erkennen geben, was Menschen mit jüdischer Abstammung noch folgen könne.

Ob diese Interpretation zutrifft, ist allerdings zweifelhaft. In der Adaption durch Disney ist kein Bezug dazu vorhanden. Die Verfilmungen sind heute ein entscheidender Grund für die Berühmtheit des jungen Rehkitzes. Felix Salten verkaufte die Rechte an seiner Geschichte für 1.000 Dollar an Walt Disney. Ein Spottpreis, wie wir heute wissen.

Bis dato gibt es fünf Verfilmungen Bambis. Das allein zeigt, dass Saltens *Bambi* fest in der westlichen Popkultur verankert ist. Doch das hätte auch anders kommen können. Als 1933 die Nationalsozialisten an die

Macht kamen, verbrannten sie tausende Bücher, die nicht mit ihrer Ideologie zusammenpassten. Gerechtfertigt wurde dies als „Aktion wider den undeutschen Geist“. Auch in den Flammen: der Roman *Bambi*, geschrieben von einem Autor jüdischer Abstammung. Heute gibt es nur noch wenige Erstdrucke von Saltens Buchs.

Bambi wird 100, doch bleibt die Geschichte zeitlos und wird auch in Zukunft Herzen erwärmen und Menschen bewegen. Der Roman eines tierischen Schicksal rührt schon Generationen zu Tränen; ein Klassiker, den wir nicht missen wollen.

Delphina Junior



Illustration: Luisa Braunreuther

## Von der Knollennase zu Ödipussi

Ob mit den Herrschaften Dr. Klöbner und Müller-Lüdenschaid in der Badewanne oder Weihnachten bei den Hoppenstedts – Loriot bringt eine ganze Nation zum Lachen. Der feinsinnige Humorist ist vor hundert Jahren geboren.

„Hermann, was machst du da?“, tönt es aus der Küche. „Ich mache nichts. Ich sitze hier“, antwortet der Herr. Keine Antwort, bei der es die Gattin bewenden lässt. In Hemd und Hosenträgern start er in die Ferne. Die Ruhe ist dahin. Doch unsere Aufmerksamkeit liegt bei seiner Nase. Wie eine Knolle ragt sie aus dem Gesicht. Loriots Markenzeichen.

### Wie aus Vicco ein Künstler wird

Loriot – der mit bürgerlichem Namen Bernhard-Viktor Christoph-Carl von Bülow heißt – kommt am 12. November 1923 in Brandenburg an der Havel zur Welt. Dass er sich bei diesem Zungenbrecher von Namen bald nur noch Vicco nennt, ist ihm wohl kaum zu verübeln. Er wächst als Kind eines preußischen Polizei-offiziers auf, welcher ihm die Perfektion in die Wiege legt. Diese Sorgfältigkeit treibt spätere Arbeitskollegen in den Wahnsinn. Tatsächlich ist es aber seine Großmutter, die ihm ihre Liebe zur Oper und Kultur vererbt. Nach dem frühen Tod seiner Mutter wachsen sein jüngerer Bruder und er bei dieser in Berlin auf. Wo Theater für heutige Kinder eher nach elterlicher Konsequenz klingt, öffnet es für Vicco von Bülow die erste Tür zu Loriot.

Nach dem Abschluss entscheidet sich Vicco nicht wie Jugendliche heute für ein Gap Year, sondern er folgt dem van Bülow'schen Pfad der Offiziere. Immer wieder wird er mit Orden ausgezeichnet, auch für seinen Einsatz an der Ostfront. Dass er auf diese Zeit in seinem Leben nicht stolz ist, gibt er Jahre später ganz offen in einem Interview preis. Ob er ein guter Soldat gewesen sei? „Nicht gut genug, sonst hätte ich am 20. Juli 1944 zum Widerstand gehört. Aber für den schauerlichen deutschen Beitrag zur Weltgeschichte werde ich mich schämen bis an mein Lebensende.“ Und nicht nur das. Sein Leben scheint mit Schicksalsschlägen gespickt zu sein, verliert er doch ein halbes Jahr vor Ende des Krieges seinen Bruder im Kampfeinsatz.

Wie ist es möglich, nach so viel Leid und Schauer noch optimistisch zu bleiben? Egal wie, von Bülow bleibt sich treu und geht nach Kriegsende wieder seiner Leidenschaft nach. Er studiert in Hamburg Malerei und Grafik an der Kunstakademie. Rückblickend scheinen die Jahre in Hamburg wie das Licht am Ende des Tunnels zu sein. Nicht nur lernt er hier seine spätere Frau Romi kennen, sondern beginnt von dort auch seine Karriere als Karikaturist. Bei ersten Arbeiten als Werbegrafiker entwirft er das Knollennasemännchen: Das Figürchen, das später nicht mehr aus seinen Sketchen wegzudenken ist.

Loriot ist geboren. Für diesen kreativen Aufwand wäre ein Orden eher angebracht, denn der Name ist das französische Wort für den fröhlichen Singvogel Pirol, der das Wappen der Familie Von Bülow ziert. Mit der Künstlerfigur Loriot macht

sich Vicco einen Namen am Magazinhimmel. Er veröffentlicht Werke in Zeitschriften wie *Quick*, *Stern*, *Weltbild*, *Welt* und ausländischen Journalen. Mit seinen Sketchen bringt er die Menschen zum Lachen, Grinsen – und schockiert. Seine übermäßige Liebe zu Hunden äußert sich nicht nur an der Anzahl seiner Haustiere – wobei diese ausschließlich aus Möpsen zu bestehen scheinen – sondern auch in seinen Sketchen. In seiner ersten regelmäßigen Reihe beim *Stern*, „Auf den Hund gekommen“, verleiht er Hunden menschliche Eigenschaften und traumatisiert damit die Leserschaft. Die Gesellschaft scheint zu fragil für diese Art der Unterhaltung und erschwert damit die Veröffentlichung seiner Werke. Doch wer Freunde hat, hat Connections. Mit Hilfe seines Bekannten und Gründer des Diogenes Verlags, Daniel Keel, veröffentlicht Loriot ab 1954 fast ausschließlich bei ihm.



Vicco von Bülow gibt Autogramme in einer Kieler Buchhandlung  
Quelle: Fotoarchiv Kiel / Wikimedia Commons

Mit dem neuen Medium Fernseher scheint die Gesellschaft bereit für den Loriot'schen Humor. In den 60er Jahren beginnt er verschiedene Sendungen zu moderieren, schafft seine eigenen Zeichentrickserien und produziert später Filme wie *Pappa ante portas* oder *Ödipussi*. Er ist am Höhepunkt seiner Karriere. Immer an seiner Seite: seine Frau Romi. Gemeinsam mit den Töchtern Bettina und Susanne leben die beiden bis zu seinem Tod 2011 am Starnberger See. Immer dabei: ein Mops.

### Von Möpsen und Knollennasen

„Den Humor, wie der des Loriots, den gibt's nur einmal,“ sagt Opa immer. Und Recht hat er. Loriot prägt eine gesamte Generation, die nach dem Krieg zwischen Verzweiflung und Verdrängung schwankt und eigentlich gar keinen Platz für Ironie zulässt. Die Nachkriegszeit ist chaotisch, keiner weiß so richtig wohin mit sich. Für den Humor kommt das wie gerufen. Von Bülow sagt selbst, dass der Krieg eine erhebliche Rolle für die Entwicklung der Art seiner Komik spielt.

Und trotzdem kann ein Gefühl für Humor nicht erlernt werden. Ein bisschen Charakter und Talent gehört dazu. Schon in der Schule fällt er durch sein Gespür für Parodie auf, später durch seine feinsinnige Wahrnehmung des Alltags. Für seine Werke ist diese essenziell. So werden alltägliche Orte zu den Schauplätzen seiner Sketche und lassen den Zuschauer rätseln, an welchem Punkt wohl die Pointe einsetzen wird.

Schon seine Knollennasemännchen vermitteln ein skurriles Bild: Der Herr trägt Hemd und Fliege, die Dame Blümchenkleid und Absatzschuhe. Mit dem Stil einer Zeit vor dem Krieg, einer Zeit, die längst untergegangen ist, portraitiert er eine Mittelstandsgesellschaft, die gar keinen Platz für andere Milieus

zulässt. In dieser Welt „gibt es noch Hörrohre, Haarknoten und das Haustier als Problem“.

Doch wo die Figuren wie aus der Zeit gefallen wirken, sind ihre Situationen mehr als aktuell. Er bezieht sich auf die versteifte, bürgerliche Gesellschaft und hält ihr den Spiegel vor. So scheinen viele seiner Figuren, ob Opa Hoppenstedt oder Hermann, besonders schlecht in Kommunikation zu sein. Sie reden aneinander vorbei und hören nicht gerne zu. Und immer wieder ertappt man sich als Zuschauer dabei, wie man zwischen „Mensch, wieso könnt ihr das nicht?“ und „Manchmal bin ich genauso!“ schwankt. Auch das Fernsehen nimmt er gerne auf die Schippe. Zwar selbst Konsument des neuen Mediums, kritisiert Loriot dennoch gut und gerne, was dieser besinnungslose Konsum mit den Menschen macht. So streiten seine Figürchen gerne darüber, wie und ob die neue Technik überhaupt funktioniert.

Das Fernsehen ist längst etabliert, doch Loriot bleibt Kult. Mit „Früher war mehr Lametta“ oder den Herrschaften in der Badewanne bringt er uns auch heute noch zum Lachen. Das feinsinnige Lächeln des Herrn von Bülow alias Loriot fehlt, doch seine Figuren sind unsterblich.

Laura Jungwirth



Parkbank mit Skulptur von Roman Strobl nach der Titelfigur von Loriots Großer Raigeber am Loriotplatz in Bremen.  
Quelle: Wikimedia Commons

## Großer Diskutierer, störrischer Geist

„Ralle! Mit dir spielen wir nicht mehr! Du bist Jude!“ Die Spielkameraden auf der Straße seiner Heimatstadt Hamburg schleudern 1935 dem zwölfjährigen Ralph Giordano diese vernichtenden Worte entgegen.

„Wie eine Hinrichtung“ oder „als bliebe die Welt stehen“. So erinnert der spätere Journalist, Schriftsteller und Fernsehautor diese Straßenszene. Er wird sie nie mehr vergessen. Dass es Giordano mehrfach gelingt, in höchster Gefahr sein Leben zu retten, sieht er rückblickend als Mirakel, als Wunder.

Von den Nazis zu sogenannten „Halbjuden“ erklärt, Ralph (geboren am 20. März 1923) hat eine jüdische Mutter und einen italienisch-stämmigen Vater, kommen er und seine Brüder mehrfach mit dem Regime in Konflikt. Mit dem Schulabschluss wird es nichts, sie fliegen vorher vom altehrwürdigen Hamburger Johanneum. Die Unerträglichkeiten der Kriegsjahre spitzen sich Anfang Februar 1945 noch dramatisch zu. Die Mutter, Lilly Giordano, erhält Nachricht von der Gestapo über ihre anstehende „Verschickung“. Gemeint ist ihre Deportation. Die Giordanos flüchten sich in ein ausgekundschaftetes, dunkles und rattenverseuchtes Kellerloch. Am 4. Mai rollen erste britische Panzer durch die Hansestadt. Die ganze Familie überlebt, der Albtraum ist zu Ende.

Kurz darauf hört Giordano im Radio auf BFN (British Forces Network) „Holiday for strings“ von David Rose and his Orchestra. Er muss sich kneifen, ob er wirklich lebt. Der Song wird sein musikalisches Symbol der Befreiungssära, so Giordano 2007 in seinem Buch *Erinnerungen eines Davongekommenen*. Zu dem Zeitpunkt kann er auf Jahrzehnte äußerst produktiver Arbeit als Journalist und Publizist zurückblicken.

Gerade ist der grauenhafte Weltkrieg zu Ende, da legt der Zweiundzwanzigjährige los: Giordano schreibt für die *Hamburger Volkszeitung*, ein Blatt der Kommunistischen Partei Deutschlands. In den Redaktionsräumen in Blankenese wuseln lauter „Davongekommene“. Der Chefredakteur Erich Hoffmann ist ein eindrucksvoller Spanienkämpfer und Überlebender von Auschwitz.

Für eine Recherche besucht Giordano das ehemalige Konzentrationslager Bergen-Belsen. Er begegnet Karl Marx, den Herausgeber der *Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung*. Marx wird ein väterlicher Freund, nun schreibt Giordano auch für dessen Zeitung. Dann tauchen im Herbst 1946 uniformierte Briten bei ihm auf: Ob er bei einer neuen Zeitschrift mitarbeiten wolle: Titel *Diese Woche*, Sitz in Hannover. Im Januar '47 erscheint die Zeitschrift, allerdings unter anderem Namen: *Der Spiegel*. In der ersten Ausgabe steht sein Name im Impressum. „Ich konnte mich daran nicht satt sehen“, räumt Giordano in seinen Erinnerungen freimütig ein.

Vor einem Beitritt in die KPD warnt ihn sein Freund Marx: „Ralph, eines Tages wirst du zu mir kommen und sagen: Karl, es war ein Irrtum“. Es braucht einige Jahre: Giordano tritt 1957

aus und rechnet in *Die Partei hat immer Recht* 1961 mit der Kommunistischen Partei ab. Unabhängig von Ideologien und Sympathien: Die „humanitas“ sei unteilbar, die Verletzung der Menschenrechte müsse immer und überall bekämpft werden, so seine Erkenntnis. Bitter, im Blick auf das Geschehen in unseren Tagen, auch und gerade in Europa.

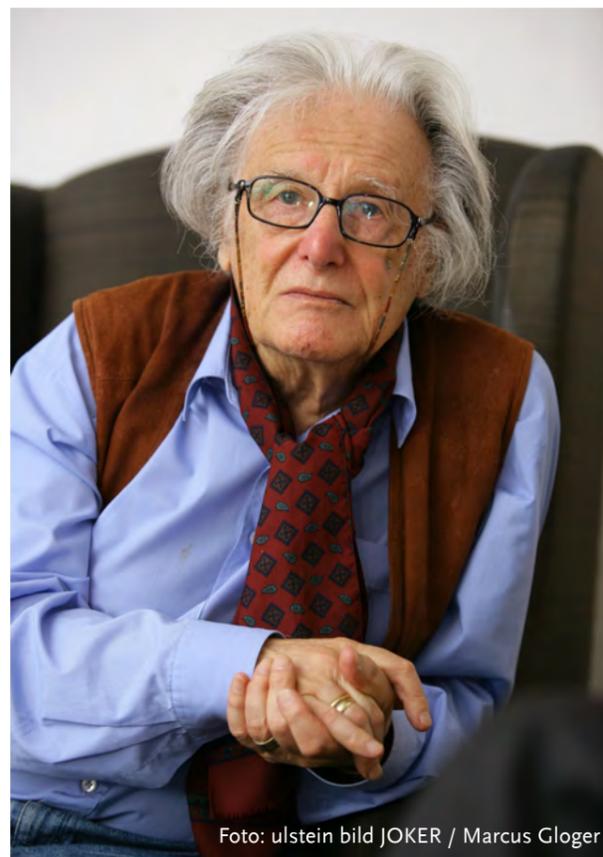


Foto: ulstein bild JOKER / Marcus Gloger

Mit *Die zweite Schuld, oder von der Last Deutscher zu sein* klagt Giordano 1987 die zögerliche Haltung der Deutschen an, sich ihrer historischen Verantwortung zu stellen. Für das Fernsehen reist er an viele Brennpunkte dieser Welt, seine Reportagen scheuen keine heiklen Themen. Dann macht wachsende Flugangst die Reisen unmöglich. Dem Fernsehpublikum bleibt der meinungsstarke Diskutierer mit seiner üppigen Haarpracht und elegantem Seidenschal aber erhalten. Die Geschichte seiner Familie bildet den Hintergrund für den Bestseller *Die Bertinis* (1982).

In Giordanos zweiter Heimat Köln wühlt der geplante Moscheebau seinerzeit die Stadtgesellschaft auf. Giordano ist ein vehementer Gegner, warnt vor der Gefahr eines islamischen Extremismus. „Er ist in dieser Auseinandersetzung manchmal

verbal zwei, drei Schritte zu weit gegangen“, schildert Helge Malchow, persönlicher Freund und damaliger Verleger bei Kiepenheuer und Witsch in Köln, bei einer Würdigung zum Tode

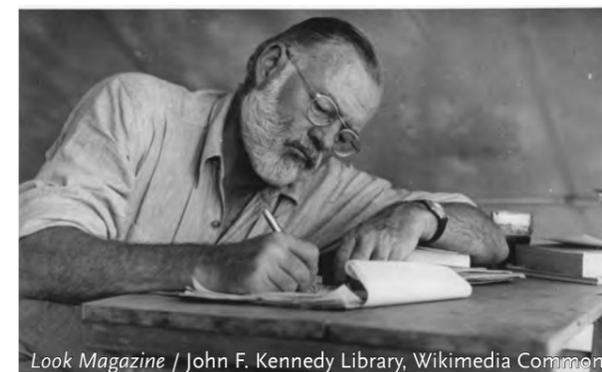
Giordanos im Dezember 2014. Und fügt hinzu: „Aber das waren freundschaftliche Gespräche und Diskussionen, für die er immer offen war.“

Ulrich Meer

## Die Spitze des Eisbergs

Vor 100 Jahren betrat Ernest Hemingway die literarische Weltbühne.

Sein Stil wie seine Themen und Motive machten ihn nicht nur zur Stimme einer ganzen Generation, sondern auch zu einem der meistgelesenen und einflussreichsten Autoren des 20. Jahrhunderts.



Look Magazine / John F. Kennedy Library, Wikimedia Commons

Bereits früh wandte sich Ernest Hemingway (\*1899, †1961) dem Schreiben zu. Wie Mark Twain war er jedoch erst journalistisch tätig, bevor er zum Schriftsteller wurde. Nach seinem Highschool-Abschluss 1917 nahm er eine Tätigkeit als Lokalreporter beim *Kansas City Star* auf. Im Dezember 1917 wurde er als Krankenwagenfahrer für das Rote Kreuz in Italien rekrutiert und bewegte sich im Juni 1918 an der Front. Dort erlitt er eine schwere Verwundung und kehrte nach einer sechsmoatigen Rekonvaleszenz 1919 in die USA zurück. Im Jahr 1920 nahm er eine Stelle als Freier Mitarbeiter bei einer anderen Zeitung an, zog nach Chicago, heiratete, wurde Auslandskorrespondent und zog nach Paris. Dort machte er die Bekanntschaft großer Künstler wie Gertrude Stein, James Joyce, Pablo Picasso und Joan Miró. Inspiriert von seinem Umfeld, arbeitete er an einem Konglomerat kleinerer Texte, die 1923 in seiner ersten nicht journalistischen Publikation *Three Stories and Ten Poems* veröffentlicht wurden.

Mit dieser Anthologie schlug Hemingway bei der zeitgenössischen Literaturkritik große Wellen: Sein Schreiben wurde als etwas genuin Neues und Modernes angesehen, besonders seiner Prosa wurde eine Qualität ersten Ranges attestiert. Insbesondere die Kleinst Erzählungen im Band sind als die Keimzelle Hemingways literarischen Stils und Werkes zu betrachten. Die Majorität der Themen seines gesamten Œuvres findet sich hier bereits: Macht und Machtlosigkeit; Natur, die Jagd und der Versuch der Unterwerfung der Natur durch den Menschen; Kommunikation sowie das Nicht-Gelingen selbiger;

Verfehlungen und Unfähigkeit; Krieg und Kriegserfahrungen; Liebe und Verlust; Entfremdung von sich selbst und von anderen; die Vorstellung von Moral und Amoral; Fragen der Geschlechtlichkeit und insbesondere der Maskulinität sowie die Diskrepanz zwischen Vitalität und dem Tod. Hemingways Schreibstil war dabei stark von seiner Tätigkeit als Journalist geprägt. Diese journalistische Objektivität, die sich durch das Fehlen von Adjektiven, Brevitas, Prägnanz, sprachliche Nüchternheit und stark fokussierte Simplität demonstriert, führt zu einem unverfälschten Zugang zum Geschehen. Emotionen und Meinungen des Autors und des von ihm eingesetzten Erzählers treten nicht in Erscheinung, die Texte begnügen sich mit den Sinneseindrücken der innertextuellen Vorkommnisse. Ferner demonstriert sich in der Anthologie eine Technik, die zum Konstitutiv seines Schreibens werden sollte: die Eisberg-Theorie. Ihr zentrales Prinzip ist die Kunst der Omission. Wie bei einem Eisberg befindet sich nur ein kleiner Teil einer Arbeit sichtbar an der Oberfläche. Dadurch entsteht ein minimalistisches Erzählen, das den Fokus auf die unmittelbare Oberfläche legt, ohne explizit zugrundeliegende Kontexte oder Themen zu vermitteln – das Erschließen der tieferen Bedeutung erfolgt implizit.

Das Ausklammern allen Symbolismus' stärkt die Wirkung auf den Leser, denn dieser ist angehalten, die vorhandenen Lücken und Auslassungen mit eigenen Gedanken und Gefühlen zu füllen. Im Verlauf seiner Karriere perfektionierte Hemingway seine Thematik, Motivik und Stilistik weiter, aber seine artistische Qualität sowie deren Grundlagen zeigen sich schon in der ersten Stufe seines Werkes.

Ernest Hemingways zentrales Vermächtnis an die Weltliteratur ist sein Stil, der enormen Einfluss auf seine wie auf nachfolgende Generationen hatte. Durch sein Werk wurde er nicht nur der Repräsentant für die sogenannte „Lost Generation“ der Menschen in der Phase nach dem Ersten Weltkrieg, er wurde auch u.a. mit dem Pulitzer- und dem Nobelpreis ausgezeichnet; seine Texte genießen den Status als Klassiker der Weltliteratur. Betrachtet man sein Werk in der Retrospektive, so kann man – wie bei kaum einem anderen Autor – bereits im Erstlingswerk die frühe Meisterschaft erkennen, die ihm später zu Weltruhm verhalf.

Jan Hurta

Jan Hurta ist Doktorand am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

## Sich in der eigenen Befangenheit positionieren

Als Diane Arbus am 14. März 1923 in New York geboren wurde, hatten ihre Eltern ein Modehaus an der der Fifth Avenue. Mit Modefotografien begann ihre Karriere, doch berühmt wurde sie mit Aufnahmen von Randfiguren der Gesellschaft.

Ihre Bilder sind unverkennbar. Nicht nur wegen der Motive – Diane Arbus fotografierte Menschen, die wir nur selten länger zu betrachten wagen, weil wir uns fürchten, dass aus unserem Blick ein Starren wird: Transsexuelle, Kleinwüchsige, Riesen, Nudisten, Prostituierte, körperlich oder geistig eingeschränkte Menschen und unheimlich Normale. Auch der fotografische Stil lässt die Künstlerin sofort erkennen. 1962 wechselte Arbus die Kamera und fotografierte seither mit einer Rolleiflex. Hatte sie bis dahin Kleinformat (24 x 36 mm) verwendet, so wurde nun der quadratische 6 x 6 cm-Rolleiflex zu einem Merkmal ihrer Bilder. Mit dem Kamerawechsel änderte sich nicht nur das Format: Das größere Negativ ermöglicht mehr Detailfülle, die Aufnahmen haben weniger Korn.

Beides – Motiv und Form – sind das Ergebnis der spezifischen künstlerischen Haltung von Arbus. Die Unverwechselbarkeit ihrer Fotografie resultiert gerade aus der Vermeidung starker Einflussnahme. Arbus mag den gestaltenden Zugriff einer

**Hinweis:** Hier sollte Diane Arbus' Foto "Child with Toy Hand Grenade in Central Park" (1962) stehen. Leider machte der Rechteinhaber Diane Arbus Estate, vertreten durch die Fraenkel Gallery (San Francisco), die Reproduktion (selbstverständlich gegen Lizenzgebühr) abhängig von durch sie vorgegebene redaktionelle Eingriffe in den Text des Beitrags. Dies ließ sich (uneingedenk grundsätzlicher Bedenken) vor Drucklegung nicht mehr umsetzen. So drucken wir nun ein Symbolbild.

starken Handschrift nicht. Stattdessen sucht sie eine Position gegenüber dem Motiv, die tauglich ist, um das Bild zu machen, und sie benutzt die Kamera, um zu entdecken, welches Resultat möglich ist.

Arbus zeigt die Menschen nicht, sondern lässt sie sich zeigen: selbstbewusst, in selbst gewählten Posen und Settings. Sie inszeniert nicht die anderen. „I hate the idea of composition“, sondern sie sucht ihnen gegenüber ihre eigene Stellung: „I arrange myself“.

Dieser ihr eigener Stil des Sich-Arrangierens, Sich-Überlassens, Nicht-Eingreifens zeigt sich ebenso in Arbus' Beschreibungen ihrer Arbeit mit der Kamera. Für sie beruht die fotografische Technik auf „some very deep choices somebody has made [that take a long time and keep haunting them]“. Die Zeit ist verstrichen, der Moment der Einflussnahme entrückt. Also handelt sie mit Apparaten, die ihr nicht gehören, die ein Eigenleben führen, sie kann sie nur benutzen, nicht beherrschen.

Manchmal muss sie eine Kamera gewähren lassen: warten bis sie sich wieder einrichtet oder sich selbst repariert. Arbus arrangiert sich mit dem hochigen Gerät, indem sie es in Frieden lässt:

„That's my feeling about machines: If you sort of look the other way, they'll get it fixed. Except for certain ones.“

Arbus lässt sich vom Filmkorn faszinieren, das sich wie ein Tuch über die Dinge legt. Unterschiede und Grenzen verschwinden lässt: „Skin would be the same as water would be the same as sky and you were dealing mostly in dark and light, not so much in flesh and blood.“ Mit der

Touristen, die „Kleine Meerjungfrau“ in Kopenhagen knipsend. Fotografien gibt es täglich milliardenfach. Fotografische Kunstwerke, wie sie Diane Arbus und Inge Morath schufen, sind weiter einzigartig. (Foto: M. Behmer)



Rolleiflex verzaubert sie die Schärfe, die Klarheit des Bildes. „I wanted to see the difference between flesh and material, the density of different kind of things: air and water and shiny.“ Motiv und Apparat – beides sind mächtige Fremde und Arbus empfindet ihnen gegenüber Befangenheit: „I work from awkwardness.“

Ein Gefühl der Verlegenheit, ein starkes Bewusstsein der eigenen Ungeschicklichkeit, „a mixture of shame and awe“, spürt sie bei der Arbeit mit Freaks. Sie sieht in ihnen „Aristokraten“ – geadelt, weil sie das sind, wovor sich alle anderen fürchten: das Trauma gezeichnet zu sein. Freaks haben die Prüfung bereits überstanden. Und auch die Technik hat in diesem Sinne etwas Erhabenes: „It comes from some mysterious deep

place“. Arbus spricht dem Apparat eigene Weisheit zu, in ihm verkörpert sich ein fremdes Wissen, in ihm liegt der Zauber der Vergangenheit beschlossen. Darauf kann sie selbst nicht zugreifen, den Zauber muss sie wirken lassen.

Es ist nicht verwunderlich, dass Diane Arbus das Gefühl am Ende einer Fotosession, am Ende des sich vollständigen Überlassens an Situation, Person und Apparat, des Sich-Auslieferns und der Abgabe von Kontrolle, als Erschöpfung beschreibt: „Once it's been done, you want to go someplace else. There's just some sense of straining.“

Gabriele Mehling

Die Kommunikationswissenschaftlerin Gabriele Mehling ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bamberg.

## Die Malerin mit der Kamera

Als eine der ersten Frauen wurde Inge Morath in die legendäre Fotoagentur Magnum aufgenommen. Bildreportagen, Portraits von Hollywood-Größen und ein Lama in „Big City“ machten die Österreicherin weltberühmt und unvergessen.

Ihr Kopf mit den kurzen, grauen Haaren verschwindet immer wieder hinter der kleinen, schwarzen Kamera. Keine Szene in der Dokumentation *Grenz.Räume* vergeht ohne das Klicken der Kamera, die die Fotografin in ihren faltigen Händen hält. So erkundete Inge Morath an ihrem Lebensende die Steiermark, in der ihr Leben am 27. Mai vor 100 Jahren begonnen hatte.

Lange blieb sie damals nicht im österreichischen Grenzland. Als Wissenschaftler reisten ihre Eltern von Universität zu Universität, von Darmstadt nach München, von Vichy nach Berlin. Dort entfachte eine Propagandaexposition mit vermeintlich „entarteter“ Kunst Moraths Liebe zur Malerei. Erst Jahre später fand diese Ausdruck in ihrer Fotografie.

Denn nach ihrem Studium der Romanistik und Sprachwissenschaften in Berlin war Morath zunächst als Redakteurin und Übersetzerin tätig. Ihre gemeinsamen Stories mit dem Fotografen Ernst Haas gelangten zu Robert Capa, der sie zur legendären Fotoagentur Magnum rief – zunächst als Assistentin und Reisebegleiterin der männlichen Fotografen. Doch nach zwei Jahren kündigte Morath ihre Redakteursstelle, um mit ihrem Ehemann, dem Journalisten Lionel Birch, nach London zu ziehen.

### Die Fotografie als Erleichterung

Als das junge Paar nach Venedig reiste, kündigte sich eines Abends ein Regenschauer an, während die Sonne über der Stadt unterging. Inge Morath faszinierte die Symbolkraft des Wetters an diesem Ort, der immer unterzugehen droht, und sie griff deshalb zum ersten Mal selbst zur Kamera. „Ich hatte nach dem Krieg oft unter der Tatsache gelitten, dass Deutsch, meine Muttersprache, für den Großteil der Welt die Sprache des Feindes war“, schrieb Morath in *Das Leben als Photographin*.

Zwar beherrschte sie an ihrem Lebensende acht Sprachen, aber Texte in fremder Sprache hätten nie den Kern getroffen. Sie schrieb: „So war die Zuwendung zum Bild eine Notwendigkeit und eine Erleichterung.“ Zurück in London begann sie eine Fotografie-Ausbildung. Wenig später, 1953, kehrte Morath zur Fotoagentur Magnum zurück – nicht als Redakteurin, sondern als Fotografin.

In ihrem bekanntesten Foto blickt das Lama Linda in die Kamera. Der lange Hals des Tiers ragt aus einem Auto, im Hintergrund sind die Leuchtreklamen des Times Square zu sehen. „High paid Llama in big city“ nennt Morath ihren Schnappschuss, der den skurrilen Augenblick der Großstadt einfängt. Ebenso berühmt sind ihre Portraits mit Saul Steinbergs Masken. So ziert eine Frau im üppigen Leopardmantel eine kantige Maske mit Strichen als Haaren und Punkten als Augen. Ihre Portraits strahlen stets das aus, was die Portraitierten entschieden auszustrahlen. Denn die Fotografin überließ ihnen die Freiheit, sich so zu präsentieren, wie sie wollten. Ob Louise Bourgeois, Gloria Vanderbilt oder Roy Lichtenstein – sie alle standen vor Moraths Linse.

### Auf Reisen mit Arthur Miller

Auch Marilyn Monroe lichtete sie ab, 1960, in der Wüste von Nevada, am Set von *The Misfits*. Dort lernte Morath Monroes Noch-Ehemann, den Dramaturgen Arthur Miller, kennen – und lieben. Zwei Jahre nach ihrem Kennenlernen heirateten Morath und Miller und bekamen ihr erstes Kind Rebecca. 1966 folgte ihr Sohn Daniel. Die Familie zog nach Connecticut, doch führte sie ein Leben auf Reisen, etwa nach China und Russland. Zuvor hatte Morath schon allein unzählige Länder, etwa

Syrien, Mexiko oder Tunesien, besucht und fotografiert. Landschaft und Leute fing sie mit ihrer Leica-Kamera ein.

Doch ein Motiv fehlte stets: der Krieg. Denn nach Moraths freier Kindheit folgte die beschwerte Jugend. „Sie war in einem Kessel des abgrundtief Bösen geschmiedet worden“, schreibt ihre Tochter in einem Ausstellungskatalog des Kunstfoyers München. Mit Anfang 20 war Morath für ihr Studium allein in Berlin zurückgeblieben. Bald wurde sie in Berlin-Tempelhof arbeitsverpflichtet. Nach einem Bombenangriff auf den Betrieb machte sie sich zu Fuß auf den Weg zu ihren Eltern, die nach Österreich geflüchtet waren. Doch die junge Morath

verlor jeden Mut. Ein Kriegsheimkehrer hätte sie gerade noch davon abhalten können, sich in einem Fluss zu ertränken, erzählte sie später. Lebenslange innere Narben seien geblieben, so die Tochter Rebecca.

Umso erstaunlicher, welche Lebensfreude die Fotografin und ihre Werke umgab. „Sie lacht immer, das war das Geschenk ihres Lebens“, sagte Arthur Miller in *Grenz.Räume*, als er Aufnahmen seiner 2002 an Krebs verstorbenen Ehefrau sah. Was Inge Morath über ihre Portraitierten sagte, trifft wohl auch auf sie zu: „Die letzte, wunderbare Überraschung ist immer die Person selbst.“  
*Lea Hruschka*



Inge Moraths Schnappschuss vom Lama Linda auf dem New Yorker Times Square 1953 machte die Fotografin weltberühmt. Quelle: Inge Morath / Magnum Photos / courtesy CLAIRbyKahn

## Im Wendekreis des Wassermanns

Norman Mailer, der vor hundert Jahren, am 31. Januar 1923, in New Jersey zur Welt kam, war Schriftsteller, Journalist, Politiker, Film- und Theaterschaffender und eine der streitbarsten Stimmen in der amerikanischen Öffentlichkeit der 1960er und 1970er Jahre.

Mailer wuchs in Brooklyn als Sohn jüdischer Einwanderer aus Südafrika auf. Dass der Junge einmal zu einem der profiliertesten Schriftsteller und Intellektuellen der USA zählen sollte, war nicht abzusehen. Als Schüler zeichnete sich Mailer vor allem in Mathematik aus und plante eine Karriere als Ingenieur. Als er in Harvard allerdings den Stundenplan mit einem Seminar zum kreativen Schreiben ergänzte und schließlich sogar einige Kurzgeschichten und eine Novelle publizierte, war Mailers Pfad in die Literatur geebnet. Bereits 1948 erschien sein Roman *Die Nackten und die Toten*, in dem er seine Erfahrungen als Soldat im Pazifik verarbeitete. Mailer wurde mit Hemingway verglichen und das Buch war ein kommerzieller Erfolg. Es sollte aber knapp 20 Jahre dauern, bis er einen Roman von ähnlicher Durchschlagskraft zustande bringen sollte. In der Zwischenzeit positionierte sich Mailer am links-alternativen Pol des amerikanischen Kulturbetriebs. 1955 gründete er die legendäre *Village Voice* und erarbeitete sich ein journalistisches Profil mit investigativen Artikeln und politischen Analysen, die neben der *Voice* auch in *Esquire* und *Life* aber auch im *Playboy* erschienen. Mailer wurde einer der konfrontativsten und bekanntesten Intellektuellen des Landes und ein scharfer Kritiker der amerikanischen Gesellschaft.

### Macho mit aufbrausendem Charakter ...

Ein gutbürgerlicher Salonlinker war er hingegen nicht. Mailer war in seinen Ansichten keinem ideologischen Standpunkt zuzuordnen und er trat oft wenig feinsinnig auf – auch öffentlich war er mitweilen aufbrausend, beleidigend und gewalttätig. Alkoholisiert stach er im Streit seine zweite Ehefrau mit einem Taschenmesser und verletzte sie schwer. Insgesamt hatte Mailer ein schwieriges Verhältnis zu Frauen, fünf Ehen wurden geschieden.

Seine im Existenzialismus begründete Weltanschauung verknüpfte er mit Reflektionen über Männlichkeit. Maskuline Tugenden wie Mut und Führungsbereitschaft waren wichtig. Gewalt bisweilen Mittel zum Zweck. Dass solche Figuren auch Mailers fiktionalen und non-fiktionalen Texte bevorzugt bevölkerten, rief scharfe feministische Kritik hervor.

Trotzdem wurde Mailer nicht müde, seine idiosynkratischen Standpunkte im öffentlichen Streitgespräch zu diskutieren. Sehenswert und unterhaltsam sind noch heute seine Auseinandersetzungen mit William F. Buckley Jr. in dessen Sendung *Firing Line* oder der legendäre Streit mit Gore Vidal in der *Dave Cavett Show*.

Mailers politische Stimme war polyphon, laut, bisweilen großmäulig und generell weithin wahrnehmbar. Seine Reportagen

sind deshalb bis heute ergiebige Dokumente der Zeitgeschichte. Mailers journalistische Perspektive schert sich nicht um Distanz und Überparteilichkeit, sein Ego durchsetzt das Geschilderte und Erlebte. Damit stehen *Die Armeen der Nacht*, sein mit einem Pulitzerpreis ausgezeichnete zweiter Bestseller, oder *Miami und die Belagerung Chicagos* nicht in der Tradition des politischen Sachbuchs, sondern sind Prototypen des New Journalism, wie ihn auch Tom Wolfe und Hunter S. Thompson praktizierten.

Der Autor wird zum Protagonisten und Aktivist, sein Werk und Wirken soll gesellschaftliche Veränderungen anstoßen. Mailer ist in der dritten Person als „Mailer“ auftretend eine zentrale Figur in *Armeen der Nacht*, er organisierte den dort zum Thema gemachten Marsch auf das Pentagon selbst und wirkte als politisches Sprachrohr der sich firmierenden Antikriegsbewegung. Aus der politischen Popularität konnte Mailer aber kein Kapital schlagen. Seine Kandidatur um das Amt des Bürgermeisters von New York scheiterte kläglich, auch an seiner eigenen Selbstüberschätzung.

### ... und bisweilen bizarren Zügen.

Hierin spiegelte Mailer die amerikanische Nachkriegsgesellschaft, die ein atemloses Jahrzehnt durchlebte und einem neuen Zeitalter entgegenfieberte.

In *Auf dem Mond ein Feuer* ist Mailer als Alter Ego Aquarius mittendrin im epochalen Umbruch des Wassermannzeitalters – dem Anthropozän – ikonisch verdichtet in der Mondmission von Apollo 11. Er nennt die Mondlandung die wichtigste Woche seit der Geburt Christi. Allerdings bleibt die Sicht auf die überwältigenden Ereignisse ikonoklastisch. Mailer vermeidet es, nur als Apostel des technischen Fortschritts und der modernen Zivilisation zu sprechen, sondern sieht die Eroberung des Mondes auch als Zeichen triumphalen Unheils für die menschliche Rasse.

In den folgenden vier Jahrzehnten bis zu seinem Tod am 10. November 2007 bleibt Mailer ein umtriebiger und kreativer Autor. Sein Spätwerk verdeutlicht nochmals Mailers lebenslange spirituelle Suche nach Sinn. Es umfasst eine Umdeutung der Geschichte Jesu und den seltsamen Roman *Das Schloss im Wald*, eine alternative Geschichtsschreibung, in der ein Dämon die Familienverstrickungen und das Wesen Adolf Hitlers erkundet.  
*Hendrik Michael*

Dr. Hendrik Michael, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft der Uni Bamberg, ist Experte für erzählenden Journalismus.

# Omas Geschichten und die Magie der Fantasie

Ob *Die kleine Hexe*, *Krabat* oder *Der Räuber Hotzenplotz* – seine Geschichten haben ganze Generationen begeistert und durch ihre Kindheit und Jugend begleitet. Dieses Jahr wäre Otfried Preußler 100 Jahre alt geworden.

**„Manchmal werde ich gefragt: Warum schreiben Sie eigentlich Bücher für Kinder? Dann antworte ich ganz einfach: Weil es mir Spaß macht.“**

Kaum ein Kind ist wohl ohne eine Geschichte des Kinderbuchautors Otfried Preußler aufgewachsen. Geboren wird der deutsche Schriftsteller am 20. Oktober 1923 im nordböhmischen Reichenberg (Liberec). Otfried Preußler wächst in einem Elternhaus mit Affinität zu Literatur, Kunst und Kultur auf. Die Eltern, Erna und Josef Syrowatka, beide Lehrer\*innen, gewährleisten ihren Kindern von Beginn an Zugang zu ihrer großen Bibliothek.

Bereits als Junge interessiert sich Otfried Preußler vor allem für Sprachen. Seine Großmutter Dorothea Jires, genannt „Großmutter Dora“, erzählt dem Jungen ihre Geschichten über Hexen, Drachen und Wassergeister. Um ihren Geschichten Glaubwürdigkeit zu verleihen, behauptete sie, sie stammen aus einem großen alten Geschichtenbuch. Die mündlich überlieferten Märchen und Sagen prägen Preußler nachhaltig. „Das Geschichtenbuch meiner Großmutter, das es in Wirklichkeit überhaupt nicht gegeben hat, ist das wichtigste aller

Bücher für mich, mit denen ich je im Leben Bekanntschaft gemacht habe“, wird es später in einem Interview sagen.

Genauso prägend ist für den jungen Preußler das böhmische Iser- und Riesengebirge, das er zusammen mit seinem Vater oft durchwandert. Der Vater, der sich neben seiner Lehrtätigkeit der Heimatforschung verschrieben hat, sammelt die Sagen der Alten und gibt sie an seinen Sohn weiter: „Ich hab bei den Iserleuten und übrigens auch bei meiner Großmutter Dora erzählen gelernt. [...] Einen unerhörten Fundus an Motiven, an Gestalten hatte sie, und sie hat etwas gemacht, was ich in gewisser Weise auch versuche, sie hat mit den übernommenen Motiven und Gestalten frei gespielt.“ Seine Mutter unterstützt Otfried während der ersten Jahre in der Volksschule

tatkräftig. Bereits zu dieser Zeit macht er erste Schreibversuche und verfasst kleinere Texte und Gedichte. Es ist der Beginn einer großen schriftstellerischen Karriere.

Otfried Preußler wächst in den Nachkriegsjahren des Ersten Weltkriegs auf, ist ab 1940 HJ-Fähnleinführer. Im Alter von 17 Jahren schreibt er seinen ersten Roman *Erntelager Geyer* (1944 veröffentlicht), der von Jungpimpfen und ihrem Ernteeinsatz berichtet und dessen Existenz erst nach Preußlers Tod bekannt wurde. Während der Jugendroman stark von der nationalsozialistischen Perspektive geprägt ist, wird Preußler in *Krabat* (1971) Jahre später seine Vergangenheit im Nationalsozialismus verwoben im faustischen Stoff aufarbeiten.

1941 ändert der Vater den Nachnamen in Anlehnung an seine Großmutter Agnes, eine geborene Praitzler, von Syrowatka in Preußler.

Nach dem Abitur 1942 tritt Otfried Preußler den Wehrdienst an und gerät 1944 mit nur 21 Jahren in sowjetische Kriegsgefangenschaft. In dieser Zeit schreibt er Gedichte, verfasst Theaterstücke und kürzere Geschichten. Mit der Vertreibung seiner Familie aus der böhmischen

Heimat gehen alle Forschungsarbeiten des Vaters und die Privatbibliothek der Eltern verloren.

Als Kriegsheimkehrer findet Preußler 1949 in Rosenheim dank glücklicher Zufälle seine Verwandten und seine Verlobte Annelies Kind wieder. Die beiden heiraten und Preußler, nun 26 Jahre alt, entscheidet sich für den Lehrerberuf. Neben dem Studium ist er als Lokalreporter und Geschichtschreiber für den Kinderfunk tätig. Es ist eine produktive Zeit, Preußler produziert ein Dutzend Geschichten und Erzählungen. 1954 wird er Volksschullehrer und bleibt es bis 1970, als er sich ganz der Schriftstellerei zuwendet. Seinen ersten großen Erfolg erzielt Preußler mit dem 1956 erschienen Buch *Der kleine Wassermann*. Die Geschichte des kleinen Wassermanns, der am Grund



Foto: M. Behmer

des Mühlenweihers lebt, begeistert die Leser\*innenschaft und wird mit dem deutschen Kinderbuchpreis geehrt. Als Vater von drei Töchtern ist Preußler ein geübter und begnadeter Erzähler. Nur kurze Zeit später entsteht der zweite Roman, der vom Leben der kleinen Hexe berichtet.

Die kleine Hexe ist zwar 127 Jahre alt, aber eben noch eine kleine Hexe, die sich durch gute Taten behaupten muss. Es folgen *Das kleine Gespenst* und die Trilogie *Der Räuber Hotzenplotz*.

In seinen Geschichten erzählt Preußler auf lustige und

unterhaltsame Weise von den kleinen und großen Hürden des Lebens und der Bannung des Bösen.

2013 stirbt Otfried Preußler im Alter von 89 Jahren. Als selbst ernannter „Magier“ der Fantasie hat er sich in die Herzen und Köpfe unzähliger Kinder und Erwachsener eingeschrieben.

Tabea Lamberti

Tabea Lamberti, M.A., ist Kollegiatin im DFG-Graduiertenkolleg „Modell Romantik“ der Universität Jena.

## Erneuerer in E- und U-Musik

Was haben Györgi Ligeti, Dexter Gordon und Hank Williams gemeinsam? Nun: das Geburtsjahr – eben 1923. Musikalisch trennen sie Welten. Oder doch nicht? Alle drei gehörten, keine Frage, zu den Größten ihrer Genres im 20. Jahrhundert.

Alle drei erlangten noch größere Popularität auch durch das Medium Film und das Radio. Bei Ligeti mag das am meisten überraschen, sind doch die Tondichtungen des am 28. Mai 1923 im rumänischen Siebenbürgen geborenen, 2006 in Wien gestorbenen Pioniers der Neuen Musik für ein an Unterhaltungsklänge oder auch „klassische“ E-Musik gewohntes Publikum nicht leicht eingängig. Doch prägen der sphärische Chorgesang seines 1966 komponierten A-Capella-Stückes „Lux Aeterna“ – eigentlich die Vertonung einer Totenmesse – und sein Orchesterstück „Atmospheres“ von 1961 die Atmosphäre von Stanley Kubricks 1968 entstandener Weltraumodyssee 2001 wesentlich mit. Klänge für ferne Welten, für neue Empfindungsräume.

Das Leben Ligetis spiegelt gleichsam die schlimmsten Alpträume der ersten Jahrhunderthälfte wider: Sein Vater wurde im KZ Bergen-Belsen ermordet, seine Mutter überlebte Auschwitz, er selbst wurde zum Arbeitsdienst gezwungen, floh aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, floh 1956 nach dem Ungarischen Volksaufstand aus Budapest nach Wien. Erst dort, dann in Berlin, später als Professor für Komposition an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg konnte sich sein musikalisches Genie entfalten. „Seine kommunikative Energie war überwältigend, in den Bann schlagend, visionär, verzaubernd“, schrieb der Musikkritiker Reinhard J. Brembeck 2006 in einem Nachruf in der *Süddeutschen Zeitung*: „In dieser drahtigen Gestalt mit der knarrenden Stimme, unverkennbar ungarisch gefärbt, schien Musikgeschichte wie Lava zu brodeln.“ Jazz, das war die Welt des Dexter Gordon, geboren am 27. Februar 1923 in Los Angeles, gestorben 1990 in Philadelphia. Er war einer der größten Tenorsaxophonisten – nicht nur wegen seiner Körperlänge von 1,96 Metern. Seine smoothen, souligen, oft geradezu zärtlichen Klänge prägten die Stilform des Hard Bop, einer Weiterentwicklung des Bebop. „Body und Soul“ heißt dann auch eine seiner berühmtesten Kompositionen. In seiner Künstlerbiographie sah „Long Tall Dex“ auch

in tiefe Abgründe: Nach aufsehenerregenden Erfolgen in verschiedenen Bigbands kamen Drogenexzesse in den 1950er Jahren, auch zwei Jahre Gefängnis wegen Heroinbesitzes. Dann Erfolge in New York, in den 1970er Jahren in Kopenhagen, wo er europäische Jazzszenen bereicherte, wieder in New York und weltweit. Der Film, der seinen Ruhm prägte, entstand 1986: *Round Midnight*. Meisterregisseur Bertrand Tavernier zeichnete darin die fiktive, doch teils an Gordons Leben orientierte Biographie eben eines Jazzsaxophonisten nach, zwischen Erfolg und Alkoholsucht. In der Hauptrolle: Gordon selbst, der gemeinsam mit vielen anderen Jazzgrößen auch den – von Herbie Hancock komponierten – Soundtrack lieferte.

### Die Kunst und der Alkohol

Von Klassik über Jazz zu Country – der Musikrichtung, die Hank Williams prägte wie kaum ein anderer. Er ist am 17. September 1923 in Mount Olive, Alabama geboren. Gitarrespielen lernte er als Jugendlicher auf der Straße, bald trat er mit seiner Band, den Drifting Cowboys, auf kleinen Bühnen auf. Ein lokaler Radiosender entdeckte ihn, gab ihm 1942 eine eigene Sendung. Doch, Drogenprobleme auch bei ihm, als er ständig volltrunken erschien, wurde ihm bald gekündigt. 1946 machte er erste Schallplattenaufnahmen, 1947 wurde er Ensemblemitglied einer großen Country-Radioshow in Louisiana, 1949 dann in der berühmtesten aller Musik-Radioshow, der *Grand Ole Opry* aus Nashville, Tennessee.

Er war der Topact, seine Songs stürmten die Charts – darunter auch sein letzter Hit zu Lebzeiten „I’ll never get out of this World alive“. Sehr früh wurde es wahr: Mit gerade 29 ist Williams am Neujahrstag 1953 an den Folgen seiner Alkohol- und Morphinsucht gestorben, aufgefunden – trauriger Tod eines Popstars – bei einer Polizeikontrolle in seinem Cadillac. Ihm wurde erst sehr viel später ein filmisches Denkmal gesetzt: 2015 erschien das Biopic *I saw the Light* des US-Regisseurs Marc Abraham.

Markus Behmer

## Große Oper im Breitwandformat

1923 wurden die Regisseure Richard Attenborough und Franco Zeffirelli geboren, denen wir Filmmeisterwerke etwa über Gandhi und Jesus verdanken ... und auch Charlton „Chuck“ Heston alias Ben Hur alias Moses alias Michelangelo.

Zwei der größten Regisseure haben wir oben (S. 83-85) auf den Filmseiten zum Jahr 1948 gedacht, dem Amerikaner D.W. Griffith und dem Russen Sergey Eisenstein. An zwei weitere, den Briten Richard Attenborough und den Italiener Franco Zeffirelli, soll nun hier, zum „Filmjahr 1923“ erinnert werden – dem Jahr übrigens, als weit draußen in den Hügeln über Hollywood die markanten weißen Großbuchstaben errichtet wurden, werdend dereinst für Immobilien im „Hollywoodland“, die dann ohne die letzten vier Buchstaben zum Signet der dortigen Filmindustrie wurden.

### Ein Mann für alle Filmfälle

Richard Attenborough, geboren am 29. August 1923 in Cambridge, entstammte einem akademischen Umfeld; sein Vater Frederic war von 1932 bis 1951 Rektor der Universität Leicester. Selbst studierte der Sohn nie, erhielt aber – neben vielen anderen Auszeichnung, so der Erhebung in den Adelsstand – eine Ehrendoktorwürde der Universität Sussex. Relevant aber für unser Thema: Er erhielt zwei Oscars, drei Golden Globes, mehrfach den britischen, einmal den Europäischen Filmpreis, teils als Schauspieler, teils als Regisseur, auch als Produzent.

In mehr als drei Dutzend Kinofilmen hat er als Mime mitgewirkt; in Komödien wie *Die Herren Einbrecher geben sich die Ehre* (1959), in legendären Abenteuerfilmen wie *Der Flug des Phönix* (1965), in Kriegsdramen wie *Gesprengte Ketten* (1963) und *Kanonboot am Yangtse Kiang* (1966) und in Blockbuster-Streifen wie *Jurassic Park* (1993).

Als Regisseur war er ein Mann des Breitwandkinos – und auch das in völlig unterschiedlichen Genres. So drehte er zwischen 1977 und 1987, seinen erfolgreichsten Jahren, erst ein, so das *Lexikon des Internationalen Films*, „aufwendiges Kriegsspektakel“ mit kaum kritischen Akzenten: *Die Brücke von Arnheim* (1977), dann ein dreistündiges biographisches Epos über die Ikone des Pazifismus, nämlich *Gandhi* (1982), als nächstes ein Musical über die harte Auswahl von Akteuren am Broadway: *A Chorus Line* (1985), schließlich einen sehr politischen Film, wieder biographisch, über Leben und Sterben des schwarzen Bürgerrechtsaktivisten Steve Biko im Apartheitsstaat Südafrika: *Schrei nach Freiheit* (1987). Die drei letztgenannten Filme wurden alle mehrfach für den Oscar nominiert. *Gandhi* 1983 sogar acht Mal ausgezeichnet, u.a. für die beste Regie und als bester Film; beide Goldjungen gingen an Attenborough selbst, den Regisseur und Produzenten des Monumentalmelodrams. In allen diesen Filmen agierte ein sehr großes Starensemble – Hollywood at it's best.

Als der zum Lord Geadelte am 24. August 2014 in London gestorben war, schrieb der *Spiegel*, er habe „jahrzehntelang die Welt des britischen Films dominiert“. Nun, ein Dominator war er vielleicht auch – galt er doch zeitweise als „Chairman of London“, weil er neben anderen Ehrenämtern viele Jahre Vorstandsmitglied im British Film Institute und Präsident der Royal Academy of Dramatic Art sowie der National Film and Television School war. Mithin ein Mann für alle Fälle.

### Oper auf der Leinwand

Franco Zeffirelli, geboren am 12. Februar 1923 in Florenz (gestorben 2019 in Rom), war wesentlich weniger „multidimensional“. Kunst und Architektur hatte er studiert, kam dann 1946 zu einer Theatertruppe um den Meisterregisseur Luchino Visconti, wurde dessen Assistent – und inszenierte bald selbst. Die Oper wurde bald sein Genre – mit Produktionen schließlich an vielen der größten Bühnen der Welt von der Mailänder Scala und der Arena in Verona über die Wiener Staatsoper bis zur Metropolitan Opera in New York.

Opernverfilmungen waren es dann auch, mit denen er vor allem in den 1980er Jahren legendär wurde *La Bohème*, *La Traviata*, *Tosca* und andere mehr.

Am Beginn seiner Laufbahn als Filmregisseur standen aber zwei Shakespeare-Verfilmungen: *Der Widerspenstigen Zähmung* 1967 – mit dem Traum- und Skandalpaar Elisabeth Burton und Richard Burton in Hauptrollen –, dann, im Jahr darauf, *Romeo und Julia*. Opernhafte opulent war seine größte Kinoproduktion: eine sechsstündige Verfilmung der Lebens- und Leidensgeschichte des *Jesus von Nazareth* (1977), den er vor allem in seiner irdischen Menschlichkeit, gleichwohl theatralisch überhöht, zeigen wollte.

Als irdisch-menschliche Verfehlung kann man vielleicht deuten, dass Zeffirelli, schon 71-jährig, noch in die Politik ging: Von 1994 bis 2001 gehörte er dem italienischen Senat an – ausgerechnet für Silvio Berlusconi's Rechtsaußen-Partei Forza Italia.

### Ben Hur und die Waffenlobby

Noch an einen der monumentalsten Schauspieler des Starkinos der Hollywood-Monumental-Ära sei erinnert, auch er Jahrgang 1923, geboren am 4. Oktober als John Charles Carter in Evanston, Illinois: Charlton Heston.

Er war *Ben Hur* (1959), er war der spanische Nationalheld *El Cid* (1961), er war Moses in *Die zehn Gebote* (1956), er überlebte auf dem *Planet der Affen* (1968), durchlebte als *Michelangelo* – *Inferno und Ekstase* (1965), überstand *Erdbeben* (1974) und so fort – alles mit durchtrainiertem Körper, blondem Haar und

strahlend blauem Blick. Ein Filmleben als Held – eine Rolle, die er wohl auch gern im „echten Leben“ gespielt hätte. Vielleicht (ver)föhrt ihn dies dazu, als buchstäblich alter weißer Mann und Präsident der erzkonservativen National Rifle Association vehement für unbeschränkten Waffenbesitz einzutreten. „Nur aus meinen kalten, toten Händen“, könne man ihm, so drohte er auf einer Versammlung 2002, sein Winchester-Gewehr entreißen – und landete damit auf der Titelseite der *New York Times*.

Weit hatte er sich da von seinen ursprünglichen Positionen entfernt, war er doch 1963 in erster Reihe mitmarschiert bei

Martin Luther Kings pazifistischem Protestmarsch nach Washington im Kampf für die Bürgerrechte der Schwarzen.

Dass 1923 zwei der größten und bedeutendsten Filmstudios Hollywoods und damit der Welt gegründet wurden, nämlich die Walt Disney Company und Warner Bros., das wäre freilich einen eigenen Beitrag wehrt.

Und auch, dass vor hundert Jahren bedeutende deutsche Schauspieler geboren wurden, so Horst Tappert, so Margot Trooger und Heinz Drache.

Aber selbst auf gut 200 Seiten können wir nicht alles unterbringen. Leider.

Markus Behmer



Von links: Franco Zeffirelli, Charlton Heston und Richard Attenborough  
Fotos: Alexey Yushenkov, Greg Mathison, gdcgraphics by flickr / Wikimedia Commons

## Der Tag der heulenden Motoren

24 Stunden – ein Rennen. Für viele ist Le Mans das Mekka des Motorsports.

Schwarze Abriebspuren auf dem Asphalt, der Geruch von Gummi in der Luft, ohrenbetäubende Motorengeräusche und der Sonnenuntergang, dann auch Sonnenaufgang im Hintergrund. Die Rede ist vom berühmtesten 24-Stunden-Rennen der Welt. Ausgetragen wurde es erstmals vom 26. auf den 27. Mai 1923 auf dem Circuit des 24 Heures am Stadtrand von Le Mans, rund 200 Kilometer westlich von Paris.

Am Anfang stand die landesweite Begeisterung der Franzosen für Automobile, weshalb das erste Rennen vom größten Automobilclub Frankreichs, dem „Automobile Club de l'Ouest“, ausgetragen wurde.

Die Grundregeln orientieren sich an denen der Formel 1, mit einer Ausnahme: Während des Rennens wechseln sich pro Team drei (bis 1980 nur zwei) Fahrer ab, die jeweils mindestens sechs Stunden fahren müssen. Der Motor des Fahrzeugs muss durchhalten.

Ziel ist es, auf einem Rundkurs von 13,8 Kilometer eine möglichst große Distanz innerhalb der 24 Stunden zurückzulegen und anschließend die Ziellinie zu überqueren. Im ersten Rennen vor 100 Jahren schaffte das Siegerteam 2.209 Kilometer;

die bislang längste Strecke bewältigte 2010 das siegreiche Audi-Werksteam mit 5.411 Kilometern, so weit etwa, wie von Lissabon bis zum Nordkap.

Das Rennen dient jedem teilnehmenden Automobilhersteller dazu, zu zeigen, wie zuverlässig und hoch entwickelt ihre Autos sind.

### Porsche führt die Siegerliste an

Mit insgesamt 19 Siegen ist Porsche am bisher erfolgreichsten. Der erfolgreichste Fahrer ist Tom Kristensen mit neun Siegen, den letzten davon im Jahr 2013.

Im Laufe der Jahrzehnte inspirierte das Rennen verschiedene Filmproduzenten, woraus sich Dokumentationen und Spielfilme, zuletzt *Le Mans 66 – Gegen jede Chance* (2019), ergaben. Keine Chance, das galt leider 1955 für 83 Zuschauer, die ihr Leben verloren, als bei einem Crash Teile eines Mercedes-Rennwagens auf die Tribüne neben der Zielgeraden flogen. Es ist der bis heute schlimmste Unfall im Motorsport.

Das Spektakel aber, es lebt fort.

Anna Lena Trajanovski / Markus Behmer



Landungsversuch amerikanischer Truppen bei Cienfuegos im spanisch-amerikanischen Krieg. *Leipziger Illustrirte Zeitung* vom 23.6.1898, S. 797. Nach einer Zeichnung von O. Beltrame.

## Identitäre Krise und tiefgreifende Wende

Die Unabhängigkeit der letzten Kolonien im Nachgang des Spanisch-Amerikanischen Krieges zieht einen tiefen Wandel im spanischen Selbstverständnis und auch in der Literaturlandschaft nach sich, die Geburtsstunde der „Generación del 98“.

In Spaniens Geschichte markiert das Jahr 1898 das Ende eines blutig aufgebauten kolonialen Imperiums, als Kuba, Puerto Rico und die Philippinen aufhörten, von Spanien politisch abhängig zu sein. Dieses Ereignis markiert den Höhepunkt eines andauernden Dekadenzprozesses und war Auslöser für eine große Krise und ein tiefgreifendes Umdenken bei einer ganzen Generation spanischer Intellektueller.

Daraus resultierte eine politische Rückbesinnung auf die desolate interne Situation des Landes, etwa das virulente Regionalismusproblem, z.B. in Katalonien. Es folgten Unruhen und teils blutige Aufstände.

### Jahre der Schuldzuweisungen und des Vertrauensverlustes

Die Jahre waren geprägt von einer tiefen politischen Kluft mit gegenseitigen Schuldzuweisungen und Extremismus an beiden Enden des Spektrums. Von vielen Spanier:innen wurde der Verlust der Kolonien als Schande und Zerstörung der spanischen Identität wahrgenommen und das Vertrauen der Bevölkerung in die Regierung bzw. das politische System, das die

Entwicklungen des 19. Jahrhunderts (z.B. durch die Karlistenkriege oder die kurzlebige Erste Republik) bereits mehrfach auf die Probe gestellt hatten, nahm weiter ab.

Die wichtigsten Vertreter:innen der ‚Generation‘ von Intellektuellen, die auf die Ereignisse reagierte, – u. a. Azorín, Miguel de Unamuno, Antonio Machado, Pío Baroja, Ramiro de Maetzu oder Ramón del Valle-Inclán, unbedingt zu erwähnen sind aber auch die häufig ausgelassenen weiblichen Mitglieder wie Concha Espina, Sofia Casanova oder Blanca de los Ríos – wandten sich ab von den etablierten literarischen Mustern, allen voran dem Realismus, und suchten nach neuen Wegen. Gleichsam waren sie bemüht, die ursprünglichen Tugenden der spanischen Kultur freizulegen, und glaubten (teilweise), sie z.B. in der Landschaft Kastiliens, in der Volkstradition und auch in der Kultur des 17. Jahrhunderts, dem „Goldenen Zeitalter“ Spaniens, wiederzuentdecken.

Diese Suche erklärt nicht nur die von dieser Generation bevorzugten Themen, sondern auch die von ihr gepflegten Gattungen: Über Prosa und Lyrik hinaus schrieben die Mitglieder dieser Gruppe auch Reiseberichte, Essays oder Formen eines

Absurden Theaters, in denen sich die Identitätssuche und die Abkehr vom Etablierten widerspiegelt.

Insgesamt kann man bei der „Generación del 98“ nicht von einer einheitlichen Schule sprechen – vielmehr handelt es sich um eine lose Gruppierung von Autor:innen (alle geboren in einem ähnlichen Zeitraum in den 1860ern und 70ern), die ähnliche politische Ideale vertreten und versuchen, Auswege aus der Krise durch die Abkehr von tradierten Wertvorstellungen und eine geistige Neuorientierung des von ihnen geliebten Spaniens nach Europa aufzuzeigen. Dies vermag auch die große Diversität innerhalb der Gruppe, die zunächst recht paradox anmuten mag, zu erklären. Nicht umsonst werden die Mitglieder der Gruppe teilweise in ihrem Schaffen als der Spätromantik, dem Modernismus und *l'art pour l'art* und/oder dem Symbolismus verpflichtet und damit in äußerst unterschiedlichen Kontexten stehend verstanden. Der Romanist Neuschäfer spricht von einem „Bruch mit der Tradition und Fixiertheit auf sie“, die sich vor allem in einem melancholischen Blick auf die einstige politische und kulturelle Größe ausdrückt. Mit einer Mischung aus Neuem und Alten soll etwas Zukunftsfähiges geschaffen, die ‚ewigen Werte‘ Spaniens freigelegt werden.

### Traumata führen zur Hinwendung zu Träumen

Unanimos Produktion dieser Phase ließe sich beispielsweise durch eine Spiritualisierung, aber gleichermaßen ein Hinterfragen und Anzweifeln von bisherigen Gewissheiten und Konstanten, Barojas Schreiben durch nihilistisch anmutende und pessimistische Tendenzen und Valle-Incláns Texte durch die Dekonstruktion und Deformation etablierter Spanienmythen charakterisieren. Statt politischen und sozialen Themen der Aktualität wendet man sich vermehrt dem Traum, der Erinnerung (an bessere Zeiten) oder der Liebe zu; einige eher modernistisch geprägte Autor:innen tendieren zu einer Konzentration auf Sprache und Dekor, unterfüttern ihre Texte zum Beispiel extrem mit Kultismen und Neologismen, spielen also mit Anreicherung der Sprache und Literatur als Kulturgüter statt soziale Problemen explizit zu thematisieren.

Allen von ihnen liegt eine deutliche Ablehnung des akuten Zustands der soziopolitischen Gegenwart zugrunde, die sich in unterschiedlichsten Farben und Formen manifestiert. Neuschäfer erwähnt in diesem Kontext Antonio Machado als „Sonderfall“, denn „[a]llein bei [ihm] begegnet man, nach Überwindung seiner modernistischen Anfänge, das Bestreben, sich wieder der konkreten Wirklichkeit zuzuwenden, ja dem Bemühen, diese wenn möglich zum Besseren zu verändern.“ In seinen *Campos de Castilla* (dt. *Kastilische Landschaften*) von 1912 besingt er zum Beispiel die Schönheit Spaniens, die er von der politischen Teilung des Landes gefährdet sieht.

Um diesen recht theoretisch geratenen Überblick durch ein ästhetisches Produkt der Zeit zu ergänzen, möchte ich diese kurze Einführung mit einem Gedicht von Miguel de Unamuno („Rosa de Melancolía“; dt. „Rose der Melancholie“) abrunden

– einer Traumreise in eine harmonische Welt der Erinnerung an das ewige Arkadien als Gegenbild zum Gegenwartsspanien, die jäh vom Gesang einer Sirene beendet wird. Das lyrische Ich wird aus seinem Traum gerissen, muss zurück in die kalte Wirklichkeit. Eine ausführliche Analyse und Deutung lässt der Umfang dieses Beitrags nicht zu, findet sich aber für Interessierte an zahlreichen anderen Stellen; so soll das Kunstwerk abschließend nur Ihnen, liebe:r Leser:in, einen ersten Eindruck vermitteln und auf Sie wirken:

### Rosa de Melancolía

Era yo otro tiempo un pastor de estrellas,  
y la vida, como luminoso canto.  
Un símbolo eran las cosas más bellas  
para mí: la rosa, la niña, el acanto.

Y era la armoniosa voz del mundo,  
una onda azul que rompe en la playa de oro,  
cantando el oculto poder de la luna  
sobre los destinos del humano coro.

Me daba Epicuro sus ánforas llenas,  
un fauno me daba su agreste alegría,  
un pastor de Arcadia, miel de sus colmenas.

Pero hacia el ensueño navegando un día,  
escuché lejano canto de sirenas  
y enfermó mi alma de Melancolía.

### Rose der Melancholie

Ich war einst ein Hirte der Sterne,  
und das Leben, wie ein leuchtendes Lied.  
Ein Symbol waren die schönsten Dinge  
für mich: die Rose, das Mädchen, der Bärenklau.

Und es war die harmonische Stimme der Welt,  
eine blaue Welle, die sich an einem goldenen Strand bricht,  
die die verborgene Macht des Mondes besingt  
über die Schicksale des menschlichen Chors.

Epikur gab mir seine vollen Amphoren,  
ein Faun schenkte mir seine wilde Freude,  
Ein Hirte von Arkadien, Honig aus seinen Bienenstöcken.

Doch eines Tages segelte ich dem Traum entgegen,  
hörte ich in der Ferne den Gesang einer Sirene  
Und meine Seele erkrankte an Melancholie.

[Übersetzung FL]

Florian Lützelberger

## „... wie ich diese Frau geliebt habe“

Ihr Leben endete tragisch. Kaiserin Elisabeth von Österreich, „unsere Sissi“, bewegte zu Lebzeiten wie auch heute noch. Eine geheimnisvolle Frau, die ein öffentliches Leben führte, jedoch nicht gerne in der Öffentlichkeit stand.

Genf, 10. September 1898: „Was ist denn eigentlich geschehen?“ Dies waren ihre letzten Worte. 14.40 Uhr auf den Punkt. Im Genfer Hotel „Beau Rivage“ hat die einstmals „schönste Frau der Welt“ ihren letzten Atemzug genommen. Elisabeth Amalie Eugenie, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn, besser bekannt als Sisi – und späteren Filmfans als Sissi –, ist tot.

„Nicht einmal der Mord an Julius Caesar vermochte die Welt so sehr erschüttern wie der an Elisabeth“, so schrieb der US-Schriftsteller Mark Twain, kurz nachdem ihn die Nachricht der Bluttat erreicht hatte.

Eineinhalb Stunden zuvor war die 60-jährige Kaiserin noch guter Dinge. Schnellen Fußes verließen Sisi und ihre Begleiterin Gräfin Irma Sztáray um 13 Uhr ihr Hotel, um sich auf den Weg zum Ufer des Genfer See zu machen. Dort wartete ein Schiff, das bereits um 13.40 Uhr ablegen sollte. Plötzlich lief ein Mann auf die beiden Damen zu und stieß die Kaiserin um. Diese fiel auf den Boden, gepolstert von ihrer berühmten Haarpracht. Der Unbekannte rannte weg und wurde noch am gleichen Tag gefasst, grinsend. Die verwunderte Elisabeth rappelte sich auf und eilte weiter. Angekommen auf dem Dampfschiff, klagte sie über Schmerzen in der Brust, woraufhin sie zur Überraschung aller ohnmächtig zusammenbrach. Der Dampfer drehte um und sie wurde zurück ins Hotel gebracht, wo sie starb. Doch woran?

### Der Täter: Luigi Lucheni

Ein italienischer Anarchist, Gegner der Monarchie. Beim Umstoßen der Kaiserin, stach er ihr mit einer 85 Millimeter langen, feinen Dreikantfeile ins Herz. Reue empfand Lucheni nicht. Er spielte schon einige Zeit zuvor mit dem Gedanken, eine wichtige Persönlichkeit zu ermorden, um seine Überzeugung zum Ausdruck zu bringen.

Sisi war nicht sein ursprünglich vorgesehenes Opfer. Als mittellose Gelegenheitsarbeiter hatte Lucheni kein Geld für eine aufwendige Reise, um sein eigentlich in den Blick genommene Opfer, Italiens König Umberto I., umzubringen. Die nächstgelegene Person war der französische Thronprätendent Prinz Henri Philippe d'Orleans, der seine Reise nach Genf jedoch kurzfristig abgesagt hatte und somit dem Attentatsversuch entkam. Trotz aller Hindernisse ließ der 25-jährige Italiener sich nicht abbringen.

Nachdem er über einen Zeitungsartikel von Sisis Präsenz in Genf erfahren hatte, nahm er die Kaiserin ins Visier. Luigi wollte den Tod der Reichen und nutzte Elisabeth als Paradebeispiel. Niemand, der nicht arbeite, dürfe essen, so war er verquer überzeugt. Seine anarchistischen Ansichten haben sich nicht diametral von Elisabeths freidenkerisch-liberalen

Meinungen unterschieden. Dass eine Kaiserin, eine der bedeutendsten Monarchinnen der Welt, keine überzeugte Monarchistin war, ist kaum zu fassen. Dem war jedoch so.

Die Kaiserin verabscheute die erstarrte, ritualisierte Monarchie der Habsburger und war offene Unterstützerin der Republik. Sie sah die Monarchie als eine veraltete, verstaubte Institution, ohne Platz in der modernen Welt. Dies war auch kein Geheimnis. So hat sie des Öfteren antimonarchische Äußerungen und Gedichte unter ihrem Pseudonym „Titania“ veröffentlicht.

Sie hatte jedoch keinerlei Probleme, ihre Privilegien und den Reichtum auszukosten. Die Kaiserin war schon zu Lebzeiten dafür bekannt, Unmengen an Geld für ihre Körperpflege und luxuriöse Reisen und Kuren auszugeben. Am meisten Zeitaufwand und Pflege benötigten ihre bis zum Boden reichenden Haare, ihr ganzer Stolz, gut gepflegt mit einer Mixtur aus Eigelb und Cognac. Bäder in Eselsmilch, Kalbsfleisch auf der Haut, Trinken von rohen Eiern waren Methoden der Kaiserin, um ihren Körper jung und frisch zu erhalten.

Bis zu ihrem Tod war ihre Figur fast unverändert, dafür hielt sie auch strengste Diät. Sie galt damals schon als fast mager-süchtig und litt unter Hungerödemen. Ihr Leben lang war Sisi eine hochgewachsene und schlanke Person mit knapp 50 Kilo bei 1,72 Meter Körpergröße. Dies untermalte ihr elegantes, anmutiges Auftreten und ihre außergewöhnliche, jedoch exzentrische Persönlichkeit.

### Keine einfache Frau

Rebellisch, unkonventionell, eigensinnig. Diese Eigenschaften machten sie nicht gerade beliebt am strengen Wiener Hof. Aufgewachsen zusammen mit ihren Geschwistern im Schloss Possenhofen am Starnberger See, kannte Sisi andere Sitten und Etiketten. Hauptsächlich von ihrer Mutter, Herzogin Ludovika in Bayern, und zahlreichen Gouvernanten wurden Sisi und ihre ältere Schwester Helene großgezogen.

Sisi war ein Freigeist der damaligen Zeit. Sie jagte, schrieb Gedichte, war später eine der besten Reiterinnen ihrer Zeit und ließ sich nicht gerne etwas vorschreiben. Den Drang, Kaiserin zu werden, hatte sie nie und von den meisten Personen um sie herum wurde sie auch nicht als geeignet angesehen. Im Gegensatz zu ihrer Schwester Helene, die eigentlich als Braut für ihren Cousin Franz Joseph, den jungen Kaiser von Österreich, vorgesehen war. Dass dieser sich jedoch für die schüchterne, unreife, bei der Eheschließung im April 1854 gerade 16-jährige kleine Schwester entscheiden würde, konnte niemand erraten. So begann eine der bekanntesten Liebesgeschichten. Was wie ein Märchen angefangen hat, entwickelte sich schnell zu einem Alptraum.

### „Ich hab den Kaiser schon lieb! Wenn er nur kein Kaiser wäre.“

Zwischen Intrigen, der höfischen Etikette und ihrer machtbe-wussten Schwiegermutter, Erzherzogin Sophie von Österreich, fühlte sich die junge Kaiserin wie in einem Kerker. Ihre einzige Aufgabe: Einen Thronfolger gebären. Als dieser, Kronprinz Rudolf, nach zwei Mädchen 1858 geboren war, gab die unglückliche Mutter seine Erziehung ab und zog sich von ihren Kindern und ihrem pflicht-bewussten Mann zurück. Zuerst mit Ausritten in die Natur, heimlichen Nachspaziergängen und exzentrischen Soireen, später dann mit Reisen nach Korfu versuchte Elisabeth, ihrem Alltag zu entfliehen.

Sie wollte ihr eigenes Leben führen. Besuche in Krankenhäusern und Irrenanstalten wurden vom Hof nicht gern gesehen, da das göttliche, unantastbare Bild der kaiserlichen Familie dadurch gestört würde. Das Volk hat die Kaiserin jedoch dafür gefeiert. Sie zeigte ihren Untertanen, dass sie anders ist als die anderen im Hochadel, nicht abgehoben.

### Eine Ikone ihrer Zeit.

#### Eine Legende. Ein Mythos.

Sisi ist zwar seit 125 Jahren tot, ihr Mythos lebt jedoch weiter. Zahlreiche Verfilmungen, allen voran die nostalgisch-kit-schig-bunten Sissi Filme aus den 1950er Jahren mit Romy Schneider als junger Kaiserin prägen ihre postume Wahrnehmung. Sogar heute noch lässt ihr Leben reichlich Raum für Serien, Filme und Bücher. Mit dem Musical *Elisabeth* wurde 1992 ihre Beziehung mit dem Tod auf die Bühne gebracht und im Dezember 2021 brachte RTL eine sechsteilige Serie auf die Fernsehbildschirme. Fortsetzung folgt.

Elisabeth alias Sisi ist ein Mythos, der ohne das Attentat wahrscheinlich nicht so bekannt wäre. Eine Frau, die geliebt und gehasst

wurde. Ihrer Zeit voraus und mit großer Sehnsucht nach Freiheit. Gefangen in einem goldenen Käfig, einer Beziehung mit entfremdeter Liebe mit einem Kaiser, der sie doch bis zum letzten Tag verehrte. „Sie wissen gar nicht, wie ich diese Frau geliebt habe“, soll er zu einem Höfling gesagt haben, als er von ihrem Tod erfuhr.

*Sophie Martorell-Najsl*



Gemälde: „Kaiserin Elisabeth in Balltoilette mit Diamantsternen im Haar“ von Franz Xaver Winterhalter (1865). Quelle: Kunsthistorisches Museum Wien / Wikimedia Commons

## Ein Brief spaltet Frankreich

Vor 125 Jahren schrieb der französische Romancier Émile Zola mit seinem offenen Brief an den Staatspräsidenten „J'accuse“ wortwörtlich Mediengeschichte. Es war eine Anklageschrift gegen Machthaber und Militär sondergleichen.



An einem Donnerstagmorgen früh im Jahr 1898 sind die Straßen von Paris gefüllt mit Menschen. Auf dem Weg zur Arbeit oder zum Markt machen für gewöhnlich viele Einwohner der Metropole am Zeitungskiosk halt, um sich über das aktuelle Tagesgeschehen zu informieren. Doch an diesem 13. Januar haben sich ungewöhnlich große Trauben vor den Zeitungsverkäufern gebildet. Ein aufgeregtes Tuscheln ist in der ganzen Stadt zu hören, teilweise brechen lautstarke Diskussionen aus. Immer mehr Menschen drängeln sich an ihren Mitbürgern vorbei, um einen kurzen Blick auf die aktuellen Tageszeitungen zu erhaschen. Ihr Blickfang: Auf der Titelseite der Zeitung *L'Aurore*, einem sozialistischen Blatt des späteren Premierministers George Clemenceau, prangen in großen Buchstaben die Worte: „Ich klage an...! Ein Brief an den Präsidenten der Republik“.

Der offene Brief des Schriftstellers Émile Zola, der an diesem Morgen Frankreich erschüttert, gilt als eines der großen historischen Beispiele für die Sprengkraft von Massenmedien.

Die Dritte Republik bekam bei ihrer Geburt einige schwere Krankheiten in die Wiege gelegt. Ihre Ausrufung erfolgte als direkte Konsequenz aus der französischen Niederlage bei Sedan 1871, für viele Bürger der einstigen „Grande Nation“ ein traumatisches Ereignis. Vor allem in militärischen Kreisen

Der Zola-Prozess vor dem Schwurgericht in Paris, die Vernehmung des Zeugen General Mercier. 1. Reihe, 3. v. r.: Emil Zola. Nach der Natur gezeichnet von Maurice Feuille. *Leipziger Illustrierte Zeitung* vom 17.2.1898, S. 190.

befeuerte der bloße Gedanke an diese nationale Schande über Jahre hinweg das Verlangen nach Rache am Erzfeind Deutschland.

Parallel dazu hatte die republikanische Staatsform, die im Moment ihrer Gründung zunächst tatsächlich nur als temporäre Lösung gedacht war, stets erbitterte Feinde, die sich auf jede Krise stürzten und beim kleinsten Anzeichen von Schwäche an ihren Grundpfeilern sägten. Zeitgleich wurde die verstärkte Nutzung von Massenmedien zu einem immer wichtigeren politischen Instrument. Auf revolutionäre Art und Weise kapultierte sich der revanchistische General Boulanger in den 1880ern mit einer „Vermarktung“ seiner eigenen Persönlichkeit in Form von Biografien, Figuren und ähnlichem „Merchandise“ beinahe bis an die Spitze des Staates. Fast hätte die dritte Republik nur wenige Jahre nach ihrer Gründung ein frühes Ende gefunden, Boulanger sah jedoch im entscheidenden Moment von einer gewaltsamen Machtergreifung ab. Nichtsdestotrotz taumelte die Republik in den Jahrzehnten nach ihrer Gründung von einer Krise in die nächste.

### Dreyfus – ein Spion?

Schon bald nach Boulanger sollte Frankreich erneut auf eine harte Probe gestellt werden. 1894 wurde der Offizier Alfred Dreyfus wegen vermeintlicher Spionage für Deutschland zu lebenslanger Haft auf einer Gefängnisinsel, der Teufelsinsel vor der Küste Französisch-Guayanas verurteilt. Schnell kamen Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Urteils auf, doch die Verantwortlichen im Kriegsministerium lehnten jede Revision ab, stattdessen versuchte man gezielt, Beweise für Dreyfus' Unschuld unter den Teppich zu kehren. Diese Vertuschung nahm im Dezember 1897 so groteske Züge an, dass man den eigentlichen Verräter Marie-Charles Esterhazy deckte, um Dreyfus den Freispruch zu verwehren. In den Folgejahren entbrannte eine immer weiter hochkochende öffentliche Debatte um den Fall, und das Land spaltete sich zunehmend in sogenannte Dreyfusards und Anti-Dreyfusards.

Der Fall Dreyfus war dabei mehr als ein Justizskandal, er stand stellvertretend für Frankreichs politische Identitätskrise. Das Lager der Dreyfusards bestand vor allem aus Unterstützern der Republik, während die Anti-Dreyfusards vornehmlich dem rechten, republikfeindlichen Lager zugeordnet werden konnten, deren Haltung durch Dreyfus jüdische Herkunft zusätzlich bestärkt wurde. Die Massenmedien nahmen von Beginn an großen Einfluss auf die öffentliche Meinung über die Affäre. Die Besitzer einer Mehrheit der Tageszeitungen zählten zu den Anti-Dreyfusards und mobilisierten somit effektiv einen großen Teil der Bevölkerung für die Unterstützung des Kriegsministeriums. Unter den zahlreichen Intellektuellen, die auf beiden Seiten

versuchten, ihre Mitbürger von der Schuld oder Unschuld des geschassten Offiziers zu überzeugen, befand sich auch der berühmte Schriftsteller Émile Zola. Nachdem er sich lange aus der Debatte herausgehalten hatte, versuchte der überzeugte Republikaner ab Ende 1897, mit Artikeln in der Tageszeitung *Le Figaro* beschwichtigend auf die Anti-Dreyfusards einzuwirken und warnte vor dem immer weiter außer Kontrolle geratendem Antisemitismus.

Als *Le Figaro* die Zusammenarbeit aufgrund starker Proteste der Anti-Dreyfusards beendete, schaute sich Zola nach einer anderen Zeitung um. Bei der *L'Aurore* (der „Morgenröte“) wurde er schließlich fündig. So kam es, dass Émile Zola an jenem 13. Januar 1898, wenige Wochen nach dem viel kritisierten Freispruch für den eigentlichen Spion Esterhazy, zum Rundumschlag gegen die Verantwortlichen ausholte. In seinem offenen Brief, den er direkt an Staatspräsident Félix Faure richtete, bündelte Zola die Vorwürfe gegen das Kriegsministerium im Stile eines Anwalts und forderte die Regierung wortgewaltig zur Intervention auf. Zolas Schreiben schlug in der französischen Gesellschaft ein wie eine Bombe und läutete zugleich den Schlussakt der Dreyfus-Affäre ein. Ein Jahr später wurde eine Begnadigung des Offiziers schließlich unumgänglich, was auch „J'accuse“ zu verdanken war.

Émile Zola wird bis heute in Frankreich als moralisch integre Identifikationsfigur verehrt. Als die Leiche des 1902 Verstorbenen 1908 feierlich in das Panthéon überführt wurde, gehörte der inzwischen voll rehabilitierte Dreyfus dem Ehrengelicht an.

Erik Jasper

## Ermunterung zum kritischen Denken

Geliebt, gehasst, gelobt, gescholten – wenige deutschsprachige Autor:innen sind so umstritten und haben zugleich eine so große, weltweite Wirkung wie Bertolt Brecht. In seinem Leben verdichtet sich zudem die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts.

### Augsburg: Selbsternannter Bürgerschreck

Am 10. Februar 1898 kommt Eugen Berthold Friedrich Brecht in Augsburg zur Welt. Später wird er diesen umständlichen Geburtsnamen im Zuge einer groß angelegten Selbststilisierung (und in Anlehnung an seinen Dichterkollegen Arnolt Bronnen) in das zackigere Bertolt Brecht ändern. Sein Geburtsort Augsburg ist Bühne und Reibungsfläche, Stoff-Reservoir und Kritik-Objekt für den jungen Autor. Hier entstehen erste wichtige Werke wie die Stücke *Baal*, *Trommeln in der Nacht*, *Im Dickicht der Städte* und viele Gedichte.

Brechts Verhältnis zu seiner Vaterstadt ist einerseits kritisch: Brecht geriert sich schon früh als Bürgerschreck und macht sich über das angebliche Spießertum rundum lustig. Andererseits liebt er aber die nächtlichen Streifzüge mit Gitarre und Lampion durch die Altstadt und an den Lech. Lebenslang bleibt er diesen Jugenderinnerungen und Augsburg emotional

verbunden. Das zeigt sich beispielsweise 1943 in dem emotionalen Gedicht „Rückkehr“ über die Bombenangriffe auf die „Vaterstadt“ im Krieg.

Das gutbürgerliche Elternhaus – der Vater ist leitender Angestellter in der Haindl'schen Papierfabrik – ermöglicht es Brecht, das Augsburger Realgymnasium zu besuchen und in der dortigen Schülerzeitung *Die Ernte* früh Schreiberfahrungen zu sammeln. Rasch scharft Brecht auch einen Freundeskreis um sich (darunter der spätere Bühnenbildner Caspar Neher und die Jugendliebe Paula „Bi“ Banholzer); eine lebenslang wirksame Grundstruktur für Brechts Produktion entsteht: das Arbeiten im Kollektiv und im steten Austausch mit anderen Künstler:innen. Auch den Ersten Weltkrieg erlebt, ja: überlebt Brecht zuhause in Augsburg im Kriegshilfsdienst und sieht im Lazarett oder als Turmwächter die zerstörerischen Folgen des Krieges.

Aus all diesen Augsburger Erfahrungen entstehen faszinierende Gedichte, etwa „Die Legende vom toten Soldaten“ oder „Erinnerung an die Marie A.“.

### Berlin: Auf großer Bühne

Brechts literarisches Herz gehört in diesen Jahren aber zunächst der Bühne. Er sammelt erste Erfahrungen als Dramatiker, Regisseur, Dramaturg und Theaterwissenschaftler noch in München: im Seminar von Artur Kutscher an der Universität oder an den Münchner Kammerspielen. Privat zieht es ihn – neben weiteren Liebschaften – von Paula Banholzer, die mittlerweile mit seinem Sohn Frank schwanger ist, erst zur Schauspielerin Marianne Zoff, die er 1922 heiratet und mit der er die Tochter Hanne bekommt, dann weiter zu Helene Weigel. Weigel wird später seine zweite Ehefrau und wichtigste Mitarbeiterin, zudem Mutter seiner Kinder Stefan und Barbara.

Auch räumlich zieht es Brecht 1924 von Augsburg und München dauerhaft nach Berlin. Hier hat er optimale Arbeitsbedingungen am Theater. Brecht ist diesbezüglich ein All-Rounder, der schreibt, inszeniert, dramaturgisch überarbeitet und das bühnentypische Arbeiten im Kollektiv zur eigenen Produktion dringend braucht. In Weigels und Brechts Haushalt treffen sich Autor:innen, Schauspieler:innen, Theaterpraktiker:innen. Hier wird geschrieben, diskutiert, geprobt, ausprobiert, verworfen. So entstehen politische Lehrstücke wie *Die Maßnahme* oder erfolgreiche Opernprojekte wie *Die Dreigroschenoper* in Kooperation mit dem Komponisten Kurt Weill. Nicht zuletzt legt Brecht die gedanklichen Grundlagen einer eigenen Theatertheorie, die später unter dem Namen Episches Theater die Dramatik revolutionieren wird.

Erst seit wenigen Jahren betont die literaturwissenschaftliche Forschung den großen Anteil von Brechts Mitarbeiter:innen (und hier insbesondere von Frauen wie Margarete Steffin, Ruth Berlau, Helene Weigel etc.) an diesen und den folgenden Projekten. Ohne sie wäre Brecht als Autor nicht Brecht, wengleich Brecht natürlich der Kopf, die Signatur, der Kulminationspunkt dieses Künstler:innen-Kollektivs ist.

### Skandinavien und USA: Im Exil

Die 1930er Jahre bringen für Brecht einen lebensverändernden Einschnitt: Er erkennt früh, welche Gefahr sich mit dem Nationalsozialismus erhebt, und verlässt am 28. Februar 1933, einen Tag nach dem Reichstagsbrand, zusammen mit seiner Familie und seinem Freundeskreis Deutschland, um ins Exil zu gehen. 1935 wird ihm von den Nazis die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. Noch heute ist es berührend, seine Reiseroute der nächsten Jahre zu betrachten: Er bleibt zunächst bewusst in der Nähe – wie viele andere Geflüchtete aus der Hoffnung heraus, der böse Spuk in Deutschland sei hoffentlich schnell vorbei. Brecht setzt hier auf die Arbeiter und traut ihnen hohe politische Mündigkeit und damit einen Aufstand gegen Hitler zu. Mit Hitlers Überfall auf Polen 1939 und dessen ersten

militärischen Erfolgen bricht diese Hoffnung aber mehr und mehr zusammen. Die Gefühle, die generell jedes Exil begleiten, bekommen auch in Brechts Texten nun spürbar die Oberhand: Hoffnungslosigkeit, Trauer, Entwurzelung, Ich-Dissoziation und eine trotzig Aufrechterhaltung des Wunsches, die Arbeiter in Deutschland aufzuklären und zum Widerstand motivieren zu können.

Diesem Muster folgen auch Brechts Stationen und Produktionen im Exil: zunächst v.a. Dänemark (Svendborg), Schweden und Finnland. Als die Lage in Europa zu gefährlich wird, exiliert Brecht mit seiner Entourage 1941 in die USA, konkret nach Santa Monica in Kalifornien. Zwar ist die praktische Theaterarbeit dort nur noch eingeschränkt möglich und der Kreis rund um Brecht notgedrungen klein geworden, aber Brecht entwickelt im Exil eine gesteigerte Produktivität, sozusagen ein künstlerisches ‚Trotzdem‘: Es gilt weiterzuschreiben und kritisch weiterzudenken, um dem Anstreicher (wie Brecht Hitler abschätzig nennt) den intellektuellen Kampf anzusagen. So entstehen seine bekanntesten Stücke überhaupt: *Leben des Galilei*, *Mutter Courage und ihre Kinder*, *Der gute Mensch von Sezuan*, *Herr Puntila und sein Knecht Matti*, *Der kaukasische Kreidekreis* und das Konzentrat der Theorie vom epischen Theater, *Kleines Organon für das Theater*. So entstehen aber auch beeindruckende Gedichte, literarische Prosatexte und v.a. viele politische, antifaschistische Kampf-Texte gegen Hitler und die Nazis.

### Berlin: Spannungsvolles Verhältnis zur DDR

Was nun folgt, ist erneut ein Beispiel für die schillernde, ambivalente Persönlichkeit Bertolt Brechts, an der man sich – im Positiven wie im Negativen – reiben kann und muss: sein wankelmütiges Verhalten in der DDR. Nach Kriegsende kehrt Brecht 1948 nach Deutschland zurück und wählt bewusst Ost-Berlin. Dort findet er wieder beste Arbeitsbedingungen als Dramatiker vor, kann bald – mit Hilfe von Helene Weigel – ein eigenes Ensemble gründen und im eigenen Theater spielen: Das Berliner Ensemble am Schiffbauerdamm führt nun Brechts Exil-Dramen erfolgreich auf. Er erhält 1951 den Nationalpreis der DDR Erster Klasse und viele Privilegien. So klagt Brecht am 5. April 1956 in einem Brief an die VEB Radeberg Exportbierbrauerei: „Ich bin Bayer und gewohnt, zum Essen Bier zu trinken. Nun ist das Bier in der Deutschen Demokratischen Republik im Augenblick wirklich nicht mehr gut“. Deshalb bittet Brecht um das Sonderprivileg, pro Monat zwei Kästen besseres Bier (Export-Pilsener, aber lieber noch bayerisches Bier) exklusiv nach Ost-Berlin geliefert zu bekommen. Zugleich verhandelt Brecht (erfolglos) mit der Schweiz um eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung und behält zeitlebens die österreichische Staatsbürgerschaft, die er als Ehemann der Österreicherin Helene Weigel verliehen bekam.

Bis heute umstritten ist Brechts Zaudern und Schweigen zum brutalen Niederschlag der Arbeiteraufstände im Juni 1953,

mehr noch: Brecht beteuert zwar knapp, aber doch Walter Ulbricht gegenüber seine (Zitat) „Verbundenheit“ mit der SED. Sicherlich stehen dahinter Brechts Hoffnung auf einen Sozialistischen Staat und seine Angst vor erneuten Repressionen, einem Widererstarken des Faschismus oder einem Dritten Weltkrieg. Aber hätte ein so prominenter Autor und selbsternannter Arbeiter-Dichter sich nicht doch kritischer und mutiger zeigen können? Zugleich verarbeitet Brecht das Ereignis durchaus regierungskritisch im Gedicht „Die Lösung“ aus den *Buckower Elegien*, wie überhaupt diese Gedichtsammlung eine beeindruckende Neuerung des Lyrikers Brecht ist. Sie zeugt von der unaufhebbaren Heimatlosigkeit eines Dichters, der seelisch nie aus dem Exil zurückkehrte.

Am 14. August 1956 stirbt mit Brecht ein großer Autor und spannungsvoller Mensch.

Bis heute setzen sich die meisten nationalen und internationalen Dramatiker:innen mit seinem Werk auseinander. Und bis heute lesen sehr viele Literaturinteressierte seine Texte mit Begeisterung, intellektuellem Gewinn und Kritik – einer Kritik, zu der Brecht trotz aller Selbstinszenierung als Bürgerschreck und Genie zeitlebens stets selbst aufrief. Vielleicht ist dies auch sein wichtigstes Vermächtnis: die Ermunterung zum kritischen Denken.

Andrea Bartl

Dr. Andrea Bartl, wie Brecht gebürtige Augsburgerin, ist Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Bamberg.



Dass die Statue Brechts am Berliner Bert-Brecht-Platz (direkt vor dem Theaterbau „seines“ Berliner Ensembles) im Bezirk Mitte hier vor einem Bauzaun sitzt, passt vielleicht ganz gut – als Symbol für das schwierige Verhältnis des aus dem Exil zurückgekehrten Autors zu Ost-Berlin. Skulptur: Fritz Cremer (1988); Foto: OTFW, Wikimedia Commons.

## Mars macht mobil

1898 entfesselt der englische Schriftsteller H. G. Wells den *Krieg der Welten*. Der Roman erzählt vom Angriff der Marsianer auf die Erde. Bis heute prägt er so das moderne Bild der Science Fiction.

Im späten 19. Jahrhundert macht sich das Marsfieber auf der Erde breit. In den Medien häufen sich Berichte, wonach der rote Planet von hochentwickelten Außerirdischen besiedelt sei. Die Konjunktur der Marsianer beginnt, als der Mars 1877 der Erde besonders nahekommt. Plötzlich können selbst mit den primitiven Teleskopen jener Zeit nicht nur die Polkappen des benachbarten Planeten beobachtet werden, sondern auch auffällige Linien. Diese werden in der Presse bald als Kanäle interpretiert, die zweifellos von einer hochentwickelten Kultur stammen müssen. Fortan lautete die Frage nicht mehr, ob es Leben auf dem Mars gibt, sondern wie es konkret aussieht.

Der englische Schriftsteller Herbert George Wells (1866-1946), damals ein Knabe von elf Jahren, ist zu diesem Zeitpunkt ein leidenschaftlicher Leser. Sein Vater, ein Eisenwarenhändler und berufsmäßiger Cricketspieler, ist seit einem Unfall gelähmt. Die Familie droht zu verarmen. Wells' Mutter verdingt sich deshalb als Wirtschafterin in einem



Herrenhaus. Der kleine Herbert begleitet sie regelmäßig zur Arbeit, wo er stundenlang auf sie in der Bibliothek wartet – und seine Nase in Bücher steckt. Es ist der Beginn eines Lebens mit Literatur, das Wells schließlich zu Weltruhm verhelfen wird.

Noch vor dem damals für 1899 erwarteten Wechsel des Jahrhunderts legt er gleich vier Science-Fiction-Romane vor, die die Popkultur bis heute prägen: Mit *Die Zeitmaschine* (1895), *Die Insel des Dr. Moreau* (1896), *Der Unsichtbare* (1897) und *Der Krieg der Welten* (1898) erarbeitet sich Wells einen Namen als Schriftsteller mit großem Potenzial. Der Zeitpunkt ist strategisch günstig gewählt:

Ähnlich wie zwischen den Jahren 1999 und 2000 beginnt eine diffuse Angst vor dem Unbekannten um sich zu greifen. In Gestalt der Marsianer erschafft Wells für dieses Unbehagen die perfekte Metapher.

Oberflächlich betrachtet ist die Handlung von *Der Krieg der Welten* rasch erzählt. Ausgestattet mit bizarren Kampfmaschinen überfallen die Marsianer das Vereinigte Königreich. In ihrer Gier nach Wasser und Rohstoffen vernichten sie die irdischen Städte und obendrein dessen chancenloses Militär. Der Spuk findet erst ein Ende, als sich die Außerirdischen mit

irdischen Bakterien infizieren und mangels Anpassung zugrunde gehen.

Der Roman beinhaltet viele Kommentare zu Themen, die auch heute noch aktuell sind. Der offensichtlichste Bezug besteht zur Kolonialgeschichte des Britischen Weltreichs: Plötzlich tritt es nicht mehr in der Rolle des Eroberers auf, sondern wird selbst unterworfen. Retten kann es sich nicht aus eigener Kraft, sondern nur durch Zufall: Ausgerechnet simple Bakterien müssen der vermeintlichen Krone der Schöpfung Mensch aus der Patsche helfen.

Neben dieser Kränkung der Eitelkeit liefert der Roman jedoch auch Gedanken zum damals populären pseudowissenschaftlichen Konzept der Menschenrassen, das missbraucht wurde, um Sklaverei oder gar die Verfolgung und Vernichtung von Menschen zu rechtfertigen. Während Wells ein paar Jahre später aus heutiger Sicht verstörende Sätze zur Legitimität von Genoziden veröffentlichten sollte, nimmt sein Roman hier eine kritische Position

ein. So erinnert er an die „rücksichtslose und völlige Zerstörung“, die der Mensch in seiner Geschichte unter seinesgleichen und unter Tieren angerichtet hat. Und er stellt die provokante Frage: „Sind wir solche Apostel der Barmherzigkeit, dass wir uns beschweren würden, wenn die Marsianer im gleichen Geist Krieg führten?“

Das Echo von *Der Krieg der Welten* ist bis heute hörbar. Einen großen Anteil daran hat die Hörspieladaption des ebenfalls weltberühmten Regisseurs Orson Welles (1938), der die Marsianer dieses Mal die USA angreifen ließ. Obwohl es eine daraus angeblich resultierende Massenpanik so wohl nie gegeben hat, kam der Text spätestens hier endgültig im kulturellen Gedächtnis an. Der Marsmensch ist seitdem das Symbol für jede Form des außerirdischen Eindringens in unsere Welt – mal klein, grün und niedlich, mal groß, brutal und mächtig. Keiner der mehr als 50 folgenden Romane von H. G. Wells sollte eine ähnliche Wirkung entfalten.

Alexander Godulla

Dr. Alexander Godulla ist Professor für Empirische Kommunikations- und Medienforschung an der Universität Leipzig. Verschwörungstheorien gänzlich abgeneigt, schätzt er durchaus dystopische Science-Fiction.

## Follow the white Rabbit...

... und tauche ab, in die bunte und verrückte Welt von Lewis Carroll, wo nichts den Gesetzen der Realität entspricht und das Unmögliche möglich ist. Reflektionen aus Anlass des 125. Todestages des englischen Autors.

Wenn mich jemand fragen würde, in welche fiktive Welt ich am liebsten reisen wollte, wäre meine Antwort nicht Nimmerland oder Narnia oder die Zauberwelt aus *Harry Potter*. Meine Wahl wäre das Wunderland, denn von all den fantastischen Welten der Literaturgeschichte ist es die wohl kurioseste und aufregendste. Schrumpfränke und Kuchen, der einen sofort wachsen lässt, ein verrückter Hutmacher, der Teeparties mit Märzhase und Haselmaus feiert, eine grinsende Katze und eine mordlustige Herzkönigin mit lebendigen Spielkarten als Leibwächtern. Diese und viele andere Einfälle haben nicht nur mich, sondern Millionen von Lesern begeistert und damit Lewis Carroll zu einem der bekanntesten Kinderbuchautoren aller Zeiten gemacht.

Auch 125 Jahre nach seinem Tod am 14. Januar 1898, ist Lewis Carroll ein Name, den nicht nur Kinder kennen. Was aber vermutlich Wenige wissen ist, dass sein richtiger Name Charles Lutwidge Dodgson war und er als Dozent für Mathematik und Logik am Christ Church College in Oxford tätig war. Die kleine Tochter des dortigen Dekans war Carrolls Inspiration für den 1865 veröffentlichten Klassiker *Alices Abenteuer im Wunderland*. Der Name des kleinen Mädchens war, wie sollte es anders sein, Alice.

Für alle, die die Geschichte nicht kennen: Die Protagonistin Alice fällt durch ein Kaninchenloch in die fantastisch-verrückte Welt des Wunderlands. Sie begegnet vielen verschiedenen Kreaturen, darunter neben den bekannten wie dem Hutmacher und der Grinsekatz auch einem Dodovogel, einer Schildkröte und einer rauchenden Raupe.

Die Bewohner sind ihr kaum eine Hilfe und so muss sie sich irgendwie selbst zurechtfinden, was dadurch erschwert wird, dass in dieser Welt nichts den Regeln folgt, die uns aus der

unseren bekannt sind. Schlussendlich hilft Alice ihr Gefühl für Gerechtigkeit dabei, die vielen Abenteuer im Wunderland zu bestehen.

Wie andere Werke der Viktorianischen Epoche, zu der auch *Alices Abenteuer im Wunderland* zählt, sollten Kinderbücher zunächst belehrend sein. Carroll begründete durch seinen Roman jedoch einen Wandel innerhalb der Kinderliteratur, indem seine Geschichte nicht nur lehrreich, sondern vor allem auch unterhaltend für Kinder war. Nicht zuletzt durch seinen unfassbaren Einfallsreichtum ist Carrolls Roman bis heute nicht nur für Kinder erstklassige Unterhaltung. Natürlich konnte es nicht nur bei einer einzigen Geschichte über das Wunderland und seine Kuriositäten bleiben, und so folgte 1871 die Fortsetzung *Alice hinter den Spiegeln*, in der die kleine Alice weiteren Bewohnern des Wunderlands begegnet und viele neue wunderliche Orte entdeckt. Lewis Carroll veröffentlichte außerdem noch einige andere Werke, unter anderem weitere Romane und auch Gedichte, die aber nicht im entferntesten an den Bekanntheitsgrad seines ersten Kinderromans heranreichen.

**„Das Unmögliche zu schaffen gelingt einem nur, wenn man es für möglich befindet.“**

Den bis heute andauernden Erfolg von *Alice im Wunderland* und ein Vermächtnis dieses Ausmaßes konnte selbst Lewis Carroll wahrscheinlich nicht für möglich gehalten haben: Übersetzungen in über 180 Sprachen, etliche Verfilmungen, Musicals, Hörspiele und Videospiele sind in den 125 Jahren seit dem Tod des Engländers entstanden, und auch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten wird die Begeisterung für diese großartige Geschichte vermutlich nicht verklingen.

Luisa Braunreuther





## Impression aus Glückstadt

Graffito einer oder eines unbekanntes Künstlers oder Künstlerin – fotografiert im Hafen von, ausgerechnet, Glückstadt (an der Elbe). Foto: Markus Behmer

## Strahlender Stern mit Schatten

### Fritz Steuben und sein Tecumseh

Recht zerlesen sehen sie aus, meine *Tecumseh*-Bände, mit Flecken und Rissen in der Leimbindung. Begeistert hatte ich sie gelesen, einst vor wohl fast 50 Jahren, die Bücher über Tecumseh, den großen Häuptling der Shawanos, mit Titeln wie *Der Fliegende Pfeil*, *Tecumseh*, *der Berglöwe* und *Der Strahlende Stern* oder *Schneller Fuß und Pfeilmädchen*.

Abenteuer suchte ich und wohl auch Alltagsflucht, träumte mich in die Welt der – wie es dereinst noch unverfänglich hieß – „Indianer“. Dass es Tecumseh wirklich gab – geboren um 1768, gestorben 1813 – und er ein großer Kämpfer und noch bedeutenderer Anführer war, der viele Stämme vereinte, hat

den Reiz vielleicht noch erhöht. „Alten Quellen nacherzählt“ sei sie, die „Erzählung vom Kampf des roten Mannes“, beteuerte der Verfasser, auch wenn er vieles erfunden hatte. Dass der Autor dieser Bände nicht Fritz Steuben hieß, wie auf den orangefarbenen Einbänden stand, sondern Erhard Wittek, wusste ich nicht. In Wongrowitz, nördlich von Posen ist dieser Wittek am 3. Dezember 1898 geboren (gest. 1981 in Pinnerberg). Und entgangen ist mir damals, als junger Jugendlicher, sicher auch, dass der Grundtenor der von 1930 bis 1939 erschienenen Bände, dessen Autor mit NS-Kulturpreisen ausgezeichnet worden war (und die in den 1960er Jahren manche

Neuaufgabe erhielten), durchaus problematisch war. Zwar war „meine“ Ausgabe aus dem Jahr 1965 wohl um manche offen rassistische Stellen bereinigt, doch „bei den Themen Führer- und Gefolgschaftstreue blieb es“, wie der Literaturkritiker Wieland Freund 2010 in der *Welt* konstatierte. Da beruhigt es dann kaum, dass Steuben alias Wittek im Vorwort zur Neuausgabe 1965 feststellt: „Ich hatte nicht nötig, auch nur eine einzige meiner Auffassungen zu ändern.“

Vielleicht sollte ich die Bücher noch einmal kritisch lesen. Oder auch nicht.

Markus Behmer

Cover meiner (MB) abgegriffenen Tecumseh-Ausgabe von 1965.  
Zeichnung: Roland Dörfler.



## Literaturstar nach Fronttraumata

### Erich Maria Remarque und *Im Westen nichts Neues*.

„Der Sturm peitscht über uns hin, der Splitterhagel reißt aus dem wirren Grau und Gelb die spitzen Kinderschreie der Getroffenen, und in den Nächten stöhnt das zerrissene Leben sich mühsam dem Schweigen zu. Unsere Hände sind Erde, unsere Körper Lehm und unsere Augen Regentümpel. Wir wissen nicht, ob wir noch leben.“ Stellen wie diese erschüttern bis heute – und erbosten rechtsnationalistische Zeitgenossen. Erich Maria Remarques Schilderungen der Erlebnisse des Frontsoldaten Paul Bäumer und seiner Generation, die, wie es in der Vorbemerkung heißt, „vom Krieg zerstört wurde – auch wenn sie seinen Granaten entkam“, machten den Roman *Im Westen nichts Neues* zum vielleicht bekanntesten Antikriegsbuch der Welt.

Erschienen ist es 1929 – und 2023 wurde die jüngste Verfilmung des deutschen Regisseurs Edward Berger mit den Oscars für den besten Film und die beste Regie ausgezeichnet – ebenso wie bereits die erste Verfilmung aus dem Jahr 1930 von Regisseur Lewis Milestone. Der alte Stoff aus dem Ersten Weltkrieg, er bleibt leider aktuell. Erich Maria Remarque hatte darin eigene Kriegserfahrungen geschildert – und eine fast universelle Darstellung des Leidens und Sterbens an der Front geliefert.

Remarque – eigentlich Erich Paul Remark – wurde am 22. Juni 1898 in Osnabrück geboren. 18-jährig wurde er nach einem Notexamen eingezogen; er kämpfte an der Westfront, wurde bald schwer verwundet, lag lange im Lazarett, begann dort zu schreiben. Nach dem Krieg erschienen erste literarische Texte von ihm, doch arbeitete er hauptsächlich als Journalist und Werbetexter. 1927 begann er dann mit dem Kriesgroman.

Gleich nach dem Erscheinen wurde er heftigst angefeindet; als dann Milestones Film in die Kinos kam, rückten

NS-Schlägertrupps aus, um die Aufführungen zu verhindern. „Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges, für Erziehung des Volkes im Geist der Wahrhaftigkeit! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Erich Maria Remarque“ – so lautete einer der Rufe bei der NS-Bücherverbrennung im Mai 1933. Er, das „Plakatscheusal“ der Nazis, hatte Deutschland bereits 1931 verlassen, lebte in der Schweiz.

1939 übersiedelte er in die USA. Hier wurde er zum „Weltbürger im Exil“, wie Hanjo Kesting 2020 aus Anlass seines 50. Todestages in den *Frankfurter Hefen* erinnert: „Er war eine glamouröse, eine mondäne Figur, eine Figur wie aus einem Hollywoodfilm der 30er und 40er Jahre. Auch ein *homme à femmes*. Liebesaffären verbanden ihn mit Elisabeth Bergner, Greta Garbo, Paulette Goddard, der früheren Frau Charlie Chaplins, die seine letzte Ehefrau war. Die wichtigste mit Marlene Dietrich, sie blockierte jahrelang sein literarisches Schaffen. So wurde er zum mächtigen Trinker am Abgrund der Melancholie. Er war ein Erfolgsschriftsteller voller Selbstzweifel, der sich jede Zeile abrang, stets auf der Flucht vor dem Schreibtisch.“ Gleichwohl erschienen weitere Romane von ihm, neun noch nach *Im Westen* zu Lebzeiten, drei postum. Aber berühmt ist er bis heute nur für den einen.

Paul Bäumer „fiel im Oktober 1918, an einem Tage, der so ruhig und still war an der ganzen Front, daß der Heeresbericht sich nur auf den Satz beschränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden“, so beginnt der letzte Absatz von Remarques Jahrhundertbuch. Der Autor starb am 25. September 1970 friedlich im Tessin. Vielleicht, wir wissen es nicht, hatte sein Gesicht – dies die letzten Worte seines Romans über den gefallenen Protagonisten – „einen so gefaßten Ausdruck, als wäre er beinahe zufrieden damit, daß es so gekommen war“. Markus Behmer

## Ein Haus in den Sternen

Federico García Lorca ist einer der wichtigsten Namen der spanischen und europäischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Am 5. Juni 2023 jährt sich der Geburtstag des Kämpfers für Freiheit und Individualität und zugleich tragischen Opfers des Faschismus zum 125. Mal.

Am 5. Juni 1898 wird Federico García Lorca als Sohn eines wohlhabenden Landwirts und einer Lehrerin in ein Umfeld geboren, das die Entwicklung seiner späteren liberalistischen Einstellungen begünstigt. Schon während seiner Kindheit, die er in Fuente Vaqueros und ab 1909 in Granada in Andalusien verbringt, begeistert er sich für Kunst und Musik. Dort schreibt er sich auch 1915 für ein Studium der Literaturwissenschaft, der Philosophie und der Rechtswissenschaften ein und veröffentlicht seinen ersten Gedichtband *Impresiones y paisajes* (dt. *Eindrücke und Landschaften*). Ein Jahr später zieht es ihn nach Madrid. Dort lernt er einen der wichtigsten Filmemacher

der Zeit, Luis Buñuel, ebenso wie Salvador Dalí kennen. Die Freundschaft der drei jungen Männer zeichnet sich nicht nur durch künstlerischer Fruchtbarkeit aus, sondern im Fall von Lorca und Dalí, so der Lorca-Biografen Gibson, auch durch eine „starke erotische Leidenschaft“ und dadurch entstehende Spannungen, weshalb nach einer unerwiderten Annäherung Lorcás die Freundschaft in die Brüche geht. Lorcás Madriderpisode ist sehr ertragreich – 1921 veröffentlicht er seinen Gedichtband *Libro de Poemas* (dt. *Buch der Gedichte*) und schreibt auch erste Theaterstücke.

### Durchbruch und Flucht nach vorn: *Romancero Gitano* und *Poeta en Nueva York*

Etwa zur Zeit des Bruches mit Dalí schreibt Lorca an dem Band, der ihn berühmt machen sollte: dem *Romancero Gitano*. In ihm entwickelt er, Einflüsse seiner andalusischen Heimat, der spanischen Lyriktradition und auch des sich ausbreitenden Surrealismus verbindend, eine eigene Ästhetik und das für ihn prägende symbolistische Motivrepertoire (z.B. der Mond, das Pferd oder die Farbe Grün). Lorca rückt in dem Zyklus außerdem zum ersten Mal eine marginalisierte Gruppe in den Fokus: die *Gitanos und Gitanas*. Er verbindet aber auch, der spanischen Geschichte entsprechend, christliche, jüdische und auch teils muslimische Bildstränge miteinander. Der Gedichtband erscheint 1928 und ist ein großer Erfolg, mit dem der Autor jedoch psychisch zu kämpfen hat. Die tiefe Krise, in die seine wachsende Bekanntheit, der Bruch mit Dalí und der Umgang mit seiner eigenen Homosexualität ihn stürzen, bewegen Lorca zu einer ausgedehnten Reise – die Ziele sind Kuba und die USA. Zentrum des Aufenthalts wird New York City, wo Lorca sich an der

University of Columbia einschreibt, jedoch seine Zeit lieber als Flaneur in den Straßen verbringt. Mit seiner Zeit dort fallen der Börsencrash und die Weltwirtschaftskrise zusammen, ebenso der Sturz der Diktatur von Primo de Rivera und eine unruhige politische Phase in Spanien. Zu dieser Zeit arbeitet er an seinem bekannten Gedichtband *Poeta en Nueva York* (dt. *Dichter in New York*) – Ausdruck der Beklemmung und Unruhe des Autors angesichts der globalen wie auch seiner privaten Situation. Bereits die Titel der Teilzyklen, z.B. „Introducción a la muerte“ (dt. „Einführung in den Tod“), lassen wenig Zweifel an einer entsprechenden Ausrichtung. Auch hier schafft Lorca erneut Platz für eine marginalisierte Gesellschaftsgruppe – vor allem im Teilzyklus „Los Negros“ (dt. „Die Schwarzen“) drückt er seine Solidarität mit der schwarzen Bevölkerung der USA aus.

### Rückkehr und Theatererfolg: Frauentrilogie

Berühmt ist Lorca heute auch als sozialkritischer Dramatiker. 1930 kehrt er nach Spanien zurück, hatte bereits während des USA-Aufenthalts begonnen, sich wieder stärker mit dem Theater zu beschäftigen. Prägend für sein Leben und Schaffen ist sein Gespür für soziale Ungerechtigkeit und der Wunsch, dieser entgegenzuwirken – dafür erwählt er ab diesem Zeitpunkt das Theater als Vehikel: „Das Theater ist eines der ausdrucksvollsten und nützlichsten Instrumente für den Aufbau eines Landes und das Barometer, das seine Größe oder seinen Niedergang anzeigt.“

Die Lage in Spanien wird immer unruhiger – 1936 wird der Bürgerkrieg ausbrechen; rechtsextreme und konservative Kräfte gewinnen immer mehr Einfluss und die Kluft zwischen Links und Rechts wird immer tiefer. Nichtsdestotrotz bringt Lorca 1932 *Bodas de Sangre* (dt. *Bluthochzeit*) und 1934 trotz Störungsversuchen durch Rechtsextremisten *Yerma* auf die Bühne. Die dramatische Trilogie, die heute oft als Kernwerk Lorcás gilt, wird komplettiert durch *La Casa de Bernarda Alba* (dt. *Bernarda Albas Haus*, 1936). Angesiedelt in einem ländlichen Milieu kämpfen in allen drei Dramen Frauen gegen die Konvention, die patriarchale Ordnung und für ihr freies Handeln und ihre Sexualität, bezahlen dafür aber einen hohen Preis.

Seiner Figur Amelia legt er den zentralen Satz „Als Frau geboren zu werden, ist die größte Strafe“ in den Mund. Antagonist in Lorcás Stücken ist die *opinión*, die öffentliche Meinung, die auf die Wahrung der Ehre durch konventionsgemäßes Handeln pocht – jeder Verstoß wird bestraft: Die Braut in *Bluthochzeit* bezahlt ihr Handeln mit dem Tod des Ehemanns sowie des Geliebten und der sozialen Ächtung, *Yerma* tötet mit ihrem lieblosen Ehemann nicht nur die Möglichkeit der Erfüllung ihres Kinderwunsches, sondern sorgt ebenso für ihren sozialen Tod. In *Bernarda Albas Haus* perpetuiert die gleichnamige Mutterfigur die patriarchalen Konventionen solange, bis ihre jüngste Tochter Adela, die ihren Geliebten für tot hält, sich

schließlich das Leben nimmt. Am Ende steht jedoch nicht die große Trauer über den Suizid und ein Umdenken, sondern die Wahrung der eigenen Ehe – Bernarda Alba ist ihr eigener Ruf wichtiger als ihre Tochter.

Die Tragödie ist perfekt – Lorca zeigt das Dilemma seiner Zeit, die Unmöglichkeit von Individualität am Schicksal seiner Frauenfiguren, die jedoch nicht nur für das weibliche Geschlecht stehen, sondern ebenso Lorcás Situation als homosexueller Mann widerspiegeln. Wie Hans-Jörg Neuschäfer in seinem Standardwerk *Spanische Literaturgeschichte* erklärt, teilen sie ihr Schicksal miteinander: „Opfer einer Moral und eines Ehrbegriffs zu sein, die alles dem Vorrecht des ‚männlichen‘ Mannes unterordnen.“

### Tragisches Ende und Nachwirken

Essentielle Elemente seines Schaffens, seines Engagements und seiner Persönlichkeit sind es schließlich auch, die den Autor sein Leben kosten: der Einsatz für das spanische Volk, soziale Gerechtigkeit und Marginalisierte, Kritik am Katholizismus, seine immer offener gelebte Homosexualität und seine stets zentrale Forderung nach Individualität und Freiheit für alle. Am 19. August 1936 wird Lorca von der *Escuadra Negra*, sich in ganz Andalusien nach dem Putsch im Juli formierenden paramilitärischen faschistischen Gruppierungen, verhaftet und vermutlich drei Tage später, am 19. August, in der Nähe von Granada erschossen – die Umstände seines Todes sind bis heute nicht abschließend geklärt.

Lorca ist der international wohl meistgelesene moderne spanische Autor und durch sein Martyrium zum Symbol für Freiheit, Individualität und Frieden geworden. Nicht nur in Granada wird ihm gedacht – dort kann man z.B. das Sommerhaus der Familie im Parque Federico García Lorca besuchen oder sich auf der Avenida de la Constitución neben eine lebensgroße Statue des Dichters auf einer Parkbank setzen –, in zahlreichen spanischen Städten sind ihm Plätze, Straßen etc. gewidmet. In der Hauptstadt Madrid findet sich auf der Plaza Santa Ana, gegenüber dem Teatro Español, eine Lorca-Statue mit einer Friedenstaube in der Hand, in seiner Heimatstadt Fuente Vaqueros trägt das Theater seinen Namen. Auch für die internationale LGBTQIA+-Community ist Lorca eine bis heute bedeutende Persönlichkeit.

Enden möchte ich mit einem bittersüßen Zitat Lorcás, das nicht nur einen Eindruck seiner Sensibilität und seines Schmerzes zu vermitteln vermag, sondern auch die Inspiration zu diesem Beitrag geliefert hat: „[D]er Schmerz der Menschen und die ständige Ungerechtigkeit, die von der Welt ausgeht, und mein eigener Körper und meine eigenen Gedanken hindern mich daran, mein Haus zu den Sternen zu verlegen.“

Florian Lützelberger

Florian Lützelberger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft der Uni Bamberg.



Salvador Dalí und Federico García Lorca  
1925 in Barcelona. Quelle: Stadtarchiv  
Barcelona / Wikimedia Commons

## Früher Kolonialwaren, heute supergeil

Vor 125 Jahren wurde die Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler gegründet – die Geburtsstunde der Edeka. Von Berlin aus startete die Ladenkette ihren Siegeszug; rasch gab es viel mehr als Kakao, Kaffee und Tee.

Ein bärtiger Mann um die 60 im Anzug und mit Sonnenbrille sitzt an einer Supermarktkasse. Auf dem Band rollen verschiedene Waren auf ihn zu. Statt diese rasch über den Scanner zu ziehen, nimmt er sie liebevoll in die Hand und kommentiert sie: „Sehr geiler Dorsch übrigens. Sehr geil. Oh hier, Klopapier. Das ist aber weich. Sehr, sehr geil“.

Das Werbevideo, in dem der Unterhaltungskünstler Friedrich Liechtenstein durch eine Edeka-Filiale tänzelt und an der Kasse sitzt, wurde 2014 zu einem Marketing-Hit für das Lebensmittelunternehmen. Sogar US-amerikanische Medien berichteten über „the most gloriously entertaining commercial you will see today“, wie es auf *buzzfeed.com* hieß. Acht Jahre später veröffentlichte das ukrainische Verteidigungsministerium auf Twitter einen Neuzuschnitt des Videos. Gebeten wird um „super Leopard“-Panzer aus Deutschland. Die gibt es zwar nicht bei Edeka zu kaufen, doch zeigt sich der Erfolg des viralen Marketings.

Den Zeitgeist erkannt hatten auch 21 Händler von Kolonialwaren im Jahr 1898. Der ineffizienten Unternehmensführung kleiner Läden und der wachsenden Konkurrenz durch Warenhäuser wie Karstadt wollten sie etwas entgegensetzen: die Organisation in Form einer Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler im Halleschen Torbezirk zu Berlin – Edeka

stellt eine Abkürzung dar, die gesprochene Form der Initialen ihres Gründungsnamens E.d.K. Kolonialwaren – Kakao, Kaffee, Tee – verbreiteten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts im europäischen Lebensmittelhandel rasant. Damit einhergehend wurden immer mehr kleine Einzelhandelsgeschäfte gegründet. Diese kranken jedoch an ihrer geringen Größe, die Preise waren oft hoch, das Warenangebot hingegen klein. Dem wollten die Händler durch den Zusammenschluss begegnen, mit dem Ziel, „die Vorteile der dezentralen Verkaufsstätten beizubehalten, gleichzeitig aber Kosten durch die Zentralisierung von gemeinsamen Aufgaben einzusparen“, so Max Witzler von der Universität Tübingen.

Zwar war die Edeka nicht der erste Zusammenschluss dieser Art, doch ein besonders erfolgreicher.

Im Jahr 1907 schlossen sich die Kaufleute der E.d.K. zu einer deutschlandweiten Zentraleinkaufsgenossenschaft zusammen, was ihr Fortbestehen

sichern sollte. Heute finden sich deutschlandweit sowohl in großen Städten als auch in kleinen Dörfern Filialen – über 11.100 im ganzen Land.

Mit nach eigener Darstellung über 400.000 Mitarbeitenden im Jahr 2021 stellt Edeka den größten privaten Arbeitgeber in Deutschland dar – noch vor Volkswagen und dem Mitkonkurrenten Rewe.

Isabel Stanoschek



## Schwarze Scheiben für jeden Haushalt

Ein Mann namens Berliner gründete vor 125 Jahren die Deutsche Grammophon Gesellschaft. In Berlin wurde sie zum Großunternehmen und belieferte bald ganz Deutschland mit dem neuen Medium Schallplatte.

„Schallplatten – nicht mit Musik – so mit gewöhnlichem Schall!“ (Karl Valentin 1928 in seiner berühmten Szene „Im Schallplattenladen“ auf die Frage nach seinen Musikwünschen).

Schallplatten, die schwarzen Scheiben – für viele nach dem Jahr 2000 Geborene sind sie inzwischen ein schon eher unbekanntes Medium, ein Stück Vergangenheit aus dem Leben der Eltern und Großeltern, etwas, mit dem man in der digitalen Welt des Internets und den Formaten wie MP3, WAV oder AAC keine persönlichen Erfahrungen mehr hat. Dabei beherrschte sie 100 Jahre lang den Markt für Tonaufnahmen von Sprache und Musik: Das 20. Jahrhundert war das Jahrhundert der Schallplatte.

Doch gehen wir zuerst noch ein paar Jahre weiter zurück – 1877 erfüllte sich ein lange gehegter Menschheitstraum: Thomas A. Edison baute den ersten Phonographen, eine Sprechmaschine, mit der man die menschliche Stimme und nach einigen Verbesserungen in den folgenden Jahren dann auch Musik aufnehmen und wiedergeben konnte. Speichermedien bei Edisons Phonographen und denen der Konkurrenz von Columbia waren Walzen, die auf einem Zylinder steckten. Schon ein Jahrzehnt nach Edisons Erfindung tauchte auf dem Markt dann erstmals ein neues Medium auf: Der 1851 in Hannover in einer jüdischen Familie geborene Emile Berliner, der 1870 in die USA ausgewandert war, experimentierte mit Platten als Speichermedium für seine Grammophon genannten Geräte, die er auch in seiner alten Heimat auf den Markt bringen wollte. Im April 1898 wurde in London die Gramophone Company gegründet und im August desselben Jahres dort auch das erste Aufnahmestudio in Europa eingerichtet. Was nun noch fehlte, war ein Ort, um die Schallplatten pressen zu lassen. Berliner entschied sich, hierzu zu seinen familiären Wurzeln zurückzukehren: Auf dem Gelände der großen Telefonfabrik seines Bruders Joseph wurden in Hannover im Herbst 1898 die ersten vier hydraulischen Plattenpressen aufgestellt. Am 6. Dezember 1898 wurde dann die Deutsche Grammophon Gesellschaft im Handelsregister

zu Hannover eingetragen. Es war dies das Geburtsdatum der ersten und über viele Jahre auch größten deutschen Schallplatten-Gesellschaft.

Das Geschäft entwickelte sich sehr positiv. Schon bald wurde eine Kapitalerhöhung notwendig und am 1. Januar 1900 entstand so die Deutsche Grammophon Aktiengesellschaft (DGAG). 40 Prozent hielten die Brüder Berliner, 60 Prozent die Gramophone Company in London. Die DGAG wurde somit ein Tochterunternehmen der englischen Muttergesellschaft. Der Firmensitz wurde nach Berlin verlegt und in Hannover

eine neue große Fabrik gebaut. Schon 1904 wurden dort täglich 25.000 Platten gepresst. Die Größe der aus Schellack gepressten Platten entwickelte sich schnell von anfangs 17 cm Durchmesser auf 25 und 30 cm. Das Warenzeichen wurde „Die Stimme seines Herrn“ (His Master’s Voice), ein Hund vor einem frühen Grammophon sitzend.

Nach der Gründungszeit folgte eine bewegte Firmengeschichte: Enteignung der Gramophone Company als Feindvermögen im Ersten Weltkrieg und 1917 der Verkauf der DGAG an die Polyphonwerke Leipzig. Dem Bankrott 1937 und der Übernahme durch Telefunken folgte 1941 der

Verkauf an Siemens. 1971 kam es zum Zusammenschluss mit Philipps zu PolyGram, die dann wiederum 1998 ein Teil der Universal Music Group wurde. Auf die Schellackplatten folgten nach dem Zweiten Weltkrieg die Vinylplatten, auf diese in den 1990er Jahren dann die CDs und heute die Digitalformate. Die Deutsche Grammophon hat diese 125 bewegten Jahre durchgängig und bis heute als Musik-Label überlebt. Da würde dann sicher auch Karl Valentin gratulieren! (Auch wenn er den Schallplattenladen 1928 in seinem Sketch letztlich unverrichteter Dinge und ohne Platte verlässt, um sich doch lieber Zigarren zu kaufen. Aber das war ja auch nur ein Laden der damaligen Konkurrenzmarke Elektrola ...) *Andreas Weihe*

Dr. Andreas Weihe leitet das International Office der Universität Bamberg. Er besitzt privat eine große Sammlung alter Schallplatten und Grammophone.



Plattencover von 1925. Foto: A. Weihe.

## Ein Bild ist ein Bild ist ein Bild

War Magritte, geboren am 21. November 1898, Surrealist? Ja, ist es doch unverkennbar in seinen Bildern. Aber seine Technik, seine Herangehensweise, seine Einstellung unterschied ihn klar von anderen Klassikern dieser Kunstrichtung.

„Ich glaube nicht an das Unbewusste und auch nicht daran, dass die Welt sich uns als ein Traum darstellt.“ Man möchte kaum glauben, dass diese Aussage aus dem Mund eines Surrealisten kommt. René Magritte schwimmt gegen den (Bewusstseins-)Strom, der von seinen Pariser Künstlerkollegen so sehr gefeiert wird. In vielerlei Hinsicht stellt der Belgier eine Ausnahme in der surrealistischen Kunstbewegung dar: Er plant seine Bilder, malt mit scharfer Präzision – ganz im Gegensatz zum gängigen surrealistischen Credo.

So beschreibt André Breton in seiner Progammschrift von 1924 den Kunststil als „psychischen Automatismus“, als „Denk-Diktat ohne jegliche Vernunft-Kontrolle“.

Der Surrealismus, als literarische und malerische Bewegung, ist nämlich vor allem eines: eine Weltanschauung. Seine Anhänger, wie Salvador Dalí, Max Ernst oder Jean Miró, glauben an die Allmacht des Traumes, an das Unterbewusste, Träume, Fantasien und Wahnvorstellungen jenseits ästhetischer oder ethischer Einschränkungen. Geplante Gemälde? Für sie ein No-Go.

Demgegenüber steht Magritte: Er führt ein bürgerlich-geordnetes Leben, ist verheiratet, malt in der eigenen Wohnung und durchdenkt penibel seine Arbeiten anstatt sie im Bewusstseinsstrom auf die Leinwand fließen zu lassen. Er lehnt zudem die spektakulären Aktionen der Pariser Surrealisten um Breton ab, hält nichts vom Exzentrismus der Künstler à la Dalí. Bei einem Aufenthalt in der französischen Hauptstadt zerstreitet er sich zudem mit den anderen Surrealisten. Grund war, dass seine Frau Georgette zum Abendessen eine Kette mit einem Kreuz trug – konservatives Kleinbürgertum wie es die anderen Künstler nicht aushielten. Jedoch kann man Magritte

den Surrealisten nicht aberkennen. Obwohl er sich gegen das automatische, vom Zufall getriebene Malen und die Verherrlichung des Unterbewusstseins stellt, verkörpert er die surrealistische Manier von der intellektuellen Seite: Für ihn geht es nicht darum, Gedanken in Bildern sichtbar zu machen, sondern viel mehr in Bildern zu denken. Bestes Beispiel: „Der Verrat der Bilder“ (1928/29). Der belgische Künstler malt naturgetreu eine Pfeife auf die Leinwand und schreibt darunter: „Ceci n'est pas une pipe“ – das ist keine Pfeife. Ganz klar, immerhin handelt es sich nur um ein Bild einer Pfeife. Aber ist das nicht trotzdem eine Pfeife? Was ist Abbild und was ist Realität? Wie nehmen wir unsere Welt und die Dinge um uns herum überhaupt wahr? In anderen Gemälden verwandeln sich Kerzen in Schlangen, über einem Haus im Dunkeln ist blauer Himmel zu sehen, aus einem Kamin kommt statt Rauch die Wolke einer Dampflok – Magritte hinterfragt unsere Seh- und Denkweisen, fügt dem Alltäglichen etwas Unerwartetes hinzu, verkehrt die Logik, wie wir sie kennen, ins Gegenteil. „Da meine Absicht feststand, die vertrautesten Gegenstände wenn möglich aufheulen zu lassen, mußte die Ordnung, in die man die Gegenstände im Allgemeinen bringt, natürlich umgestürzt werden“. Der Maler hinterfragt damit fast spielerisch unsere Realität: Was ist die Wahrheit und was Illusion?

So gesehen könnte man Magritte auch als den Semiotiker unter den Surrealisten bezeichnen: Er beschäftigt sich mit Bildern und Sprache als Zeichensysteme, als bloße Repräsentationen der Wirklichkeit, die eben nur Illusionen sind – oder etwa nicht? René Magritte gibt darauf in seinen Bildern keine Antwort, er sagte über seine Malerei nur eines:

„Ich hasse Symbole“.

Viktoria Sommermann



## „The creative habit is like a drug“

Henry Moore gilt noch heute als einer der größten Exportschlager britischer Kultur. Er beeinflusste eine komplette Generation von Bildhauern weltweit und ist das bildhauerische Pendant zu dem, was Pablo Picasso für die moderne Malerei darstellt.

Moore wurde am 30. Juli 1898 in Castleford in England geboren. Er entschied sich bereits in frühen Jahren dazu, Bildhauer zu werden, übte sich mit seinem Kunstlehrer an der Praxis und begann ein autodidaktisches Selbststudium der frühen Kunstgeschichte. 1917 wurde er als Soldat im Ersten Weltkrieg eingezogen und erlitt in der Schlacht von Cambrai eine Gasvergiftung. Als Veteran erhielt er 1919 ein Stipendium für sein bildhauerisches Kunststudium an der Art School in Leeds und 1921 ein weiteres, um sein Studium am Royal College of Art in London abzuschließen.

An der Londoner Chelsea School of Art wurde für ihn eine neue Abteilung für Bildhauerei eingerichtet, deren Direktor er werden sollte.

Das Besondere an Moore ist, dass er nicht dem intellektuellen, neuerungsgetriebenen Künstlertypus entsprach, sondern sein Verdienst für die Kunst in einer beharrlichen Konstanz hinsichtlich Technik, Material und Thematik liegt. Bevorzugte Werkstoffe waren Bronze, Stein sowie Holz und seine Inspiration gewann er vornehmlich aus der Kunst aus Asien, Afrika und Amerika und organischen Naturformen. Die „Liegende“ war dabei seit Anbeginn sein Hauptthema, die er in Variationen in organisch-biomorpher Formensprache mehrfach neuinterpretierte. Diese zwei- bis dreiteiligen blockhaften Großskulpturen abstrahierter Frauenfiguren bestechen durch ihre Einfachheit und das Wechselspiel zwischen Leere und Fülle, Hohlraum und Volumen.

In seinen 75 Jahren aktiver Schaffenszeit war er weltweit an 760 Ausstellungen beteiligt, davon alleine 80 in Deutschland. Zunächst schaffte Moore bereits 1931 den Einstieg in den deutschen Kunstbetrieb durch einen Ankauf durch das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Nur sechs Jahre später fiel seine Arbeit der Machtübernahme der Nazis zum Opfer; er wurde 1937 Teil der Ausstellung der *Entarteten Kunst*. Während des Krieges war er als Official War Artist tätig und schuf mit seinen *Shelter Drawings* einige der wichtigsten Zeugnisse der

Zustände in den Schutzbunkern der Londoner U-Bahn während der Luftangriffe.

In der Nachkriegszeit nahm Moore zahlreiche öffentliche Aufträge für englische Bildungs- und Kultureinrichtungen an und fand 1950 mit einer Einzelausstellung in der Hamburger Kunsthalle seinen Weg zurück nach Deutschland. Moore kam hier das Bedürfnis nach einem allumfassenden Neubeginn zugute, wobei sich die DDR stark zu seinen Anti-Kriegs-Arbeiten

und figurativen Ansätzen hinwandte und Westdeutschland seine biomorphen und abstrakten Formausbildungen bevorzugte.

Mit Berlin war Moore dabei besonders eng verbunden: Zum einen wurde schon in den 1960er Jahren erstmals eine „Liegende“ vor der Akademie der



Künste aufgestellt; zum anderen ließ er über 30 Jahre lang seine Bronzen in der Berliner Gießerei Noack herstellen.

Eines seiner bekanntesten Projekte in Deutschland ist jedoch die Großskulptur „Large Two Forms“, die 1979 auf Drängen seines guten Freundes und damaligen Kanzlers Helmut Schmidt von London zunächst als Leihgabe, danach als Ankauf, seinen Weg auf den Vorplatz des Bonner Bundeskanzleramtes fand. Diese enge Verbundenheit zu Deutschland fand 1980 seinen Kulminationspunkt: Neben zahllosen anderen Preisen und Auszeichnungen, wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Stephanie Knott

Stephanie Knott ist Doktorandin am Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und Galeristin.

Henry Moores Großskulptur „Large Two Forms“ steht seit 1979 vor dem ehemaligen Bundeskanzleram in Bonn. 20 Jahre lang, bis zum Regierungsumzug nach Berlin, war es Hintergrundbild in unzähligen Nachrichtensendungen.

Foto: Ulrich Meer

## Grotesk oder nichts

Der Illustrator Aubrey Beardsley provozierte zu seiner Lebzeit mit seiner Kunst das viktorianische England. Bereits mit 25 Jahren starb er an den Folgen einer Tuberkulose, doch sein Einfluss ist bis heute enorm.

„Eine gebrechliche Gestalt, lang und dünn, fast nur aus Haut und Knochen, aber exquisit gekleidet. Er trägt einen eleganten Frack, in austerngrau, perlgraue Handschuhe und einen weißen Stock, elegant, aber fast schon ein Blindenstock, als wolle er seine Gebrechlichkeit unterstreichen.“ So beschreibt der Maler Walter Sickert seinen Zeitgenossen Aubrey Beardsley. Er bezieht sich dabei auf ein Portrait, das 1894 auf einer Gedenkfeier für John Keats entstand, dem Dichter der Romantik, der wie Beardsley schon einige Jahre zuvor im Alter von 25 Jahren an Schwindsucht gestorben war.

Das Portrait von Beardsley zeigt, wie provokant sein Auftreten zur damaligen Zeit war. Er mochte elegante Kleider und machte sich gerne zurecht. Mit Anfang zwanzig zeichnete er sich selbst mit Ponyfrisur, die in der pruden viktorianischen Zeit in England des 19. Jahrhunderts jedoch nur von Frauen getragen wurde. Sein Jackett hatte feminin wirkende Puffärmel; alles in allem konnte man sein gesamtes Auftreten als androgyn beschreiben. Beardsley stellte gleichgeschlechtlichen Sex und den Übergang zwischen Geschlechtern in seiner Kunst dar und war den Menschen seiner Zeit damit voraus. Da er seit seiner Kindheit mit Tuberkulose zu kämpfen hatte, liegt es nahe, dass er sein Interesse an der Sexualität in seinen Bildern auslebte, mehr als es ihm in seinem wirklichen Leben möglich gewesen wäre.

### Beardsley, ein Frühtalent

Aubrey Beardsley war ein britischer Illustrator, Dichter, Grafiker und Karikaturist, der 1872 in Brighton in eine Familie geboren wurde, die dem gehobenen Mittelstand angehörte. Sein Vater arbeitete in den Londoner Brauereien, während seine Mutter als Klavierlehrerin tätig war. Aubrey und seine Schwester galten als musikalische Wunderkinder. Er fing früh an zu zeichnen und versuchte seine Lehrer in Karikaturen darzustellen. Zusammen mit seinen damaligen Mitschülern führte er an der Bristol Grammar School, die er ab 1884 besuchte, ein Theaterstück auf, das er selbst geschrieben hatte; seine Zeichnungen und Karikaturen wurden in der Schülerzeitung veröffentlicht. Nachdem er die Schule mit 16 Jahren verlassen hatte, machte er sich auf nach London, um dort als Schreiber in einem Architekturbüro, später bei einer Lebensversicherung zu arbeiten. Parallel bildete er sich autodidaktisch in Kunst und Literatur weiter.

### Er wusste, dass er früh sterben würde

„Ich bin jetzt 18, in übelster Verfassung, mein Gesicht ist fahl, das Auge hohl, das Haar lang und rot. Ich habe einen krummen Rücken und schlürfe wie ein Greis“, schreibt er in einem

Brief. Später sagt er dann: „Wenn ich nicht grotesk sein darf, bin ich nichts.“

Krank wie er war, konnte er seinem Beruf bald nicht mehr nachgehen, seiner Kunst blieb er jedoch treu. Mit 19 Jahren entdeckte ihn der renommierte Präraffaelit Edward Burne-Jones, der ihm Abendkurse an der Westminster School of Art empfahl. Beardsley verfeinerte seinen Stil und produzierte, trotz seiner Krankheit, innerhalb weniger Jahre tausende von Werken. Darunter Illustrationen und Karikaturen für Bücher und Zeitschriften. 1893 hatte er dann mit der Illustration zu Richard Wagners Oper *Siegfried* seinen Durchbruch. Mit seinen Tintenzeichnungen, die er in akribischem Stil gestaltete, wurde Beardsley schon mit 20 Jahren berühmt. Er lernte den Schriftsteller Henry Harland und den Verleger John Lane kennen. 1894 brachten die drei Männer zusammen die erste Ausgabe von *The Yellow Book* heraus, ein Magazin, das anfänglich aufgrund der vielen erotischen und fast pornographischen Inhalte stark kritisiert wurde; trotzdem brachte es Erfolg und verhalf Beardsley zu Ruhm.

Mit seinen einst berüchtigten, heute berühmten erotischen Zeichnungen machte er den Schriftsteller Oscar Wilde auf sich aufmerksam, was dazu führte, dass er beauftragt wurde, Illustrationen zur englischen Ausgabe der *Salome* zu erstellen.

Die Szene erscheint einem fast wie ein Geschlechtsakt: Man sieht den abgetrennten Kopf von Johannes dem Täufer und das Blut, das heruntertropft. Salome blickt mit lustvoller Befriedigung in das noch im Tode schöne Gesicht, „The Climax“ nannte er das Werk – es ist ein Höhepunkt des New Style, wie die Kunst-richtung des Jugendstils in England bezeichnet wurde.

Beardsley und Wilde pflegten keine freundschaftliche Beziehung. Beide waren sehr dominante und ehrgeizige Persönlichkeiten. Sie wollten mit ihrer Kunst schockieren und damit berühmt werden.

Da sie allerdings den gleichen Bekanntenkreis hatten und die Öffentlichkeit die beiden in Verbindung brachte, wurde der Fall des homosexuellen Oscar Wildes auch Beardsley zum Verhängnis. Wilde wurde 1895 wegen Unzucht verurteilt, daraufhin bekam Beardsley große Probleme, an Aufträge zu kommen. Buchhändler trauten sich nicht mehr, seine Werke zu zeigen, weshalb er in eine finanzielle Notlage geriet.

Doch da ihm immer bewusst war, dass er aufgrund seiner Krankheit nicht allzu lange leben wird, trieb ihn das zu immer härterer Arbeit und künstlerischer Vielfalt.

Nachdem das Magazin *The Yellow Book* 1897 sein Ende fand, erarbeitete er zusammen mit dem Verleger Leonard Smithers *The Savoy*, das als Pendant für das ursprüngliche Magazin

dienen sollte. *The Savoy* polarisierte ebenso, verhalf Beardsley jedoch durch die Veröffentlichungen seiner Illustrationen zu weiteren Büchern.

### Sein Stil findet nach wie vor Anerkennung

Noch heute faszinieren seine Bilder, vor allem durch die vielen Feinheiten. „Ich habe einen neuen Stil und eine neue Arbeitsmethode entdeckt, die sich auf japanische Kunst gründet, aber doch ganz originell ist“, schrieb Beardsley 1892 seinem ehemaligen Schuldirektor. Auch antike Vasenkunst, Albrecht Dürer oder der italienische Renaissance-Maler Andrea Mantegna beeinflussten Beardsleys Kunst.

Zu den Details gehörten auch Grenzwertigkeiten und Frechheiten, die er in seine Zeichnungen einschmuggelte, wie zum Beispiel aufgerichtete Penisse oder masturbierende Frauen,

eben Provokationen für die damalige Zeit. Sein Stil wird geprägt von großflächigen Schwarz-Weiß-Kontrasten, die Zinkätzung war seine bevorzugte Technik. Auch von japanischen Holzschnitten ließ sich der Künstler inspirieren, wie man in der Illustration zu dem Buch *Salome* erkennen kann, da er die Figuren in seinen Bildern oft in Kimono-ähnlichen Gewändern zeichnete. Die beiden Bilder „Die Frau im Mond“ und „The Peacock Skirt“, die für Oskar Wildes *Salome* geschaffen wurden, gehören zu seinen bekanntesten Werken.

Beardsley starb am 16. März 1898 im südfranzösischen Städtchen Menton, wo er zuletzt versucht hatte, seine Lungenkrankheit zu kurieren. Viele seiner Werke kann man sich heute im Londoner Tate Britain ansehen, eingereiht in die Meisterwerke anderer weltberühmter Maler und Zeichner im wichtigsten Museum für britische Kunst.

Noelle-Maxine Wittke



Aubrey Beardsley: „The Dancer's Reward“, 1894: Salome mit dem Kopf von Johannes dem Täufer. Illustration zu Oskar Wildes Theaterstück *Salome*. Quelle: Wikimedia Commons.

# In guten wie in bösen Rollen

Sehr breit und unterschiedlich war das Spektrum von vier Großen der Bühne und des Films: Henry Hathaway, Irene Dunne, Therese Giehse und Lotte Lenya. Was sie eint, ist das Geburtsjahr 1898 – und die Gabe, menschliche Geschichten nachvollziehbar zu machen.

1898 war der Film, waren Vorführungen bewegter Bilder erst drei Jahre alt. 1895 hatten die Gebrüder Skladanowsky im Berliner Varieté Wintergarten kurze Schaustücke gezeigt, die Gebrüder Lumiere im Pariser Grand Café minutenlange Alltagsszenen. Drei Jahre später gab es noch keine Kinos, allenfalls Bretterbuden auf Jahrmärkten, in denen Kintopp-Sequenzen vorgeführt wurden. Das neue Freizeitvergnügen, die technische Spielerei, musste sich erst allmählich zur Kunstform mit großen Unterhaltungsformaten entwickeln.

Das „Filmjahr 1898“ war also allenfalls eine ferne Verheißung. Es gibt keine filmischen Meisterwerke, die hier anzuzeigen wären. Doch war es das Geburtsjahr einiger späterer Stars, die hinter und vor der Kamera Meisterliches schufen.

Wie schon zu den „Filmjahren“ 1948 (S. 83-85) und 1923 (S. 114f.) wollen wir auch hier den Reigen mit einem großen Regisseur beginnen: Henry Hathaway.

## Henry Hathaway: Harter Arbeiter des Starkinos

„Mr. Hathaway, in his quiet, even plodding way, directed one technically and commercially successful motion picture after another“, schrieb die *New York Times* 1985 in einem Nachruf auf ihn. 66 Filme waren es, bei denen er Regie führte. „Plodding“ – hart arbeitend – das war er stets; für sein Publikum waren seine Werke aber nie „plodding“ im Sinne von mühsam oder schwerfällig.

Western und Krimis waren es oft, bestes Unterhaltungskino. *Auf in den Westen* (1936) hieß einer seiner ersten Filme, *Das war der Wilde Westen* (1961, inszeniert zusammen mit John Ford) einer seiner späten. In dem Thriller *Niagara* (1953) hatte Marilyn Monroe ihre erste große Hauptrolle – und wurde zum Weltstar. In dem dunklen Krimi *Kiss of Death* (1947) begann Richard Widmarks Weltkarriere, der als kaltblütiger Killer eine Rollstuhlfahrerin eine Treppe herunterstürzt; sein Rollentyp als harter Kerl war gesetzt. In *Der Marshal* (1969, im Original *True Grit*), hatte John Wayne eine seiner letzten großen Rollen als abgehalfterter Revolverheld, zynisch, doch mit großem Herzen.

Immer standen bei Hathaway mehr die Schauspieler\*innen im Vordergrund als er selbst, der Mann, der sie – oft in großartigen Szenarien – agieren ließ. „Overacting“ lehnte er ab; natürlich, sollten sie wirken, seine Stars, „but I have little patience with incompetence and careless work“. James Steward, Mae West, Gary Cooper, Susan Hayward, Henry Fonda, Maureen O'Hara, Gregory Peck, Steve McQueen, Richard Burton ... fast alle Größten der großen Starkino-Ära Hollywoods, weit mehr Männer als Frauen in seinen oft Tough-Guys-Filmen, standen

auf den Besetzungslisten. Begonnen hatte er selbst als Schauspieler. Im kalifornischen Sacramento am 13. März 1898 geboren, hatte er es räumlich nicht sehr weit in das aufblühende Filmmekka Hollywood. Sein Vater war Bühnenmanager, seine Mutter Schauspielerin. Schon als Zehnjähriger spielte Henry eine erste kleine Stummfilm-Rolle – in einem Western. Prop Boy, Requisitenjunge, wurde er bald bei Universal, einem der größten Filmstudios, und nach Militärdienst im Ersten Weltkrieg konnte er dort als Regieassistent einsteigen. Er lernte bei zwei der Allerbesten: Bei Josef von Sternberg, dem Entdecker von Marlene Dietrich, und bei Victor Fleming, dem späteren Regisseur von *Vom Winde verweht*. Dann begann seine eigene große Regie-Karriere. Dass er nur einmal für einen Oscar nominiert war – schon 1935 für *Bengali*, ein (ideologisch fragwürdiges) Epos über britische Kolonialtruppen in Indien – tut seiner großen Geltung keinen Abbruch.

## Therese Giehse: Münchnerin auf Bühne und Bildschirm

Oben (S. 121-123) erinnern wir an Bertolt Brecht aus Anlass seines 125. Geburtstages. Ebenfalls 1898 geboren sind zwei Schauspielerinnen, die eng mit ihm verbunden waren: Therese Giehse und Lotte Lenya. Doch wäre es unfair, sie allein als „Brecht-Musen“ zu erinnern.

Therese Giehse, ja, war die Hauptdarstellerin der Uraufführungen unter anderem von Brechts *Mutter Courage und ihre Kinder* 1941 im Züricher Schauspielhaus und sie wirkte zeitweise mit in Brechts 1949 gegründeten Berliner Ensemble. Sie gehörte zu den besten Brecht-Interpretinnen, gab große Rezensionsabende seiner Gedichte. Aber sie machte auch so viel mehr.

In München am 6. März 1898 als Therese Gift geboren – den Künstlernamen Giehse nahm sie erst in den 1920er Jahren an –, war sie 1927 bis 1933 Ensemble-Mitglied der Münchner Kammerspiele. Gemeinsam mit Erika Mann, ihrer zeitweiligen Lebensgefährtin, und deren Bruder Klaus gründete sie das politische Kabarett „Die Pfeffermühle“, das am 1. Januar 1933 erstmals in der bayerischen Hauptstadt auftrat. Dann kamen die Nazis an die Macht. Sie mussten fliehen, emigrierten in die Schweiz.

Im September 1933 hatte die „Pfeffermühle“ im Zürcher Gasthaus „Zum Hirschen“ ihre Exilpremiere; bis 1936 gab es über 1.000 Vorstellungen, auch unter anderem in den Benelux-Staaten. Ein Versuch, das Kabarett als „Peppermill“ in die USA zu transferieren, scheiterte. Giehse blieb in Zürich, war ab 1937 festes Ensemblemitglied am dortigen Schauspielhaus. Nach dem Krieg, nach dem „Zwischenspiel“ in Berlin, lebte sie

wieder meist in München – pendelnd in die Schweiz, mit festen Engagements und Gastauftritten sowohl in Zürich als auch an den Kammerspielen. In vielen Erstaufführungen – etwa von Dürrenmatt-Stücken – stand sie auf den Bühnen an Isar und Limmat. Immer öfter war sie auch ab den 1950er Jahren in Kinorollen und in den 1960er Jahren im Fernsehen zu sehen. Legendar ist beispielsweise ihre Rolle als Oma Häusler in Helmut Dietls TV-Serie *Münchner Geschichten* (1974/75).

Tragik am Rande: Bei der Gedenkfeier für die am 3. März 1975 in München Gestorbene brach der Schauspielkollege und Regisseur Paul Verhoeven während seiner Trauerrede in den Kammerspielen zusammen – und starb.

## Wer war Irene Dunne?



Irene Dunne (1944). Foto: Harry Warnecke, Robert F. Cranston / National Portrait Gallery, Smithsonian Institution.

Gleich fünf Mal für den Oscar als beste Hauptdarstellerin nominiert war Irene Dunne – gewonnen hat auch sie (wie Hathaway) keinen. Relativ spät begann die Karriere der am 20. Dezember 1898 in Louisville, Kentucky, Geborenen. Ein Talentscout des neu gegründeten Hollywood-Studios RKO entdeckte sie auf einer Musicalbühne und ein Musical war auch ihr erster Film: *Lethernecking* (1930). 1931 wirkte sie gleich in fünf Filmen mit, 1932 bis 1934 in zwölf weiteren: Western, Screwball-Comedies und immer wieder Musicals. *Show Boat* (1937) und *Anna und der König von Siam* (1947) zählen zu ihren bekannteren Filmen. Die meisten anderen sind heute – wie sie selbst – weithin vergessen. Bereits 1952 endete ihre Karriere – zumindest im Film, doch reüssierte sie auf anderem Parkett. 1957 wurde sie US-Sonderbotschafterin bei den Vereinten Nationen, 1962 rückte sie als erste Frau in den Aufsichtsrat der Filmhersteller-Firma Technicolor. Als sie 1990 starb, hatte sie sich schon lange aus der Öffentlichkeit zurückgezogen gehabt.

## Lotte Lenya: „Seeräuber Jenny“ wird Weltbürgerin

In Wien am 18. Oktober 1898 geboren, im Berlin der 20er Jahre berühmt geworden, in Paris und New York auf großen Bühnen gestanden, spät in Hollywood ein Star – geographische Eckpunkte eines Schauspielerinnenlebens. Lotte Lenya, das war (wie Giehse) ein Künstlername: Karoline Wilhelmine Blamauer war ihr Geburtsname, den sie bald ablegte, wie sie, aus ärmlichsten Verhältnissen stammend, ihr Elternhaus bald überwand.

Bereits mit acht Jahren zeigte sie in einem Zirkus kleine Kunststücke; 15-jährig ging sie nach Zürich, wurde Balletttänzerin und – nie geschult – Sängerin. 1920 übersiedelte sie nach Berlin, wo sie auf vielen Kleinbühnen auftrat. 1924 lernte sie den Komponisten Kurt Weill kennen – die wohl wichtigste Begegnung ihres Lebens, privat (sie heirateten 1926, ließen sich 1933 scheiden, waren ab 1935 wieder zusammen bis zu seinem Tod 1950) wie beruflich. Lotte Lenya war Ensemblemitglied bei den Uraufführungen von Brechts und Weills *Mahagonny* (1927), dann *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny* (1930) und bei der *Dreigroschenoper* (1928), legendär in der Rolle der Seeräuber Jenny, dann auch in Brechts und Weills Ballett *Die sieben Todsünden* (1933), die, choreographiert von George Balanchine, ihre Uraufführung im Théâtre des Champs-Élysées in Paris hatte, wohin sie emigriert war. „Ihr gesungener Vortrag war immer auch die unmittelbare Vergegenwärtigung von Seelenzuständen“, so wird ihrer in der *Deutschen Biographie* gedacht – „ebenso zart wie robust“ war ihr Auftritt, je nach Rolle manchmal „görenhaft-frech“, manchmal „eindeutig vulgär“. 1935 ging sie – wieder mit Kurt Weill – in die USA. In New York sang sie in Nachtclubs, ging dann auf Theatertourneen durch die Staaten. Nach dem Weltkrieg, nach dem Tod Weills pflegte sie mit Konzertabenden und Theateraufführungen von der Ost- bis zur Westküste das Andenken ihres Exmannes und kam gelegentlich als Schauspielerin in Brecht/Weill-Stücken auch nach Deutschland zurück.

Dann, in den 1960er Jahren, reüssierte sie als Filmschauspielerin. Gleich für ihren ersten großen Hollywoodfilm, *Der römische Frühling der Mrs. Stone* (1961 – mit Vivian Leigh in der Titelrolle) wurde sie für den Oscar und für den Golden Globe als beste Nebendarstellerin nominiert.

Weit stärker im Gedächtnis geblieben ist sie aber sicher für ihre nächste Filmrolle: als Rosa Klebb, der Hauptschurkin im fünften James-Bond-Film *Liebesgrüße aus Moskau* (1963). Mit hartem Gesicht, schnarrendem Akzent und Giftklinge im Schuh versucht sie als ehemalige Obristin des Sowjetgeheimdienstes KGB und nun Angehörige des Verbrechersyndikats Spectre den Agenten 007 alias James Bond alias Sean Connery zu töten.

Zuletzt war sie Präsidentin der von ihr gegründeten Kurt Weill Foundation, pflegte so weiter das Andenken des großen Komponisten. Gestorben ist sie am 27. November 1981.

Markus Behmer

## Die Grande Dame der Kunst

Peggy Guggenheim, vor 125 Jahren in New York geboren, ist eine der bekanntesten Kunstsammlerinnen und Mäzeninnen des 20. Jahrhunderts. Ihre Collection an Venedigs Canale Grande ist ein Publikumsmagnet – und (an guten Tagen) trotzdem eine Oase der Ruhe.

Peggy, eigentlich Marguerite, Guggenheim wird am 26. August 1898 als Tochter des wohlhabenden jüdischen Geschäftsmannes Benjamin Guggenheim und seiner Frau Florette Seligman-Guggenheim geboren. Zusammen mit ihren zwei Schwestern wächst sie in guten bürgerlichen Verhältnissen auf, empfindet ihr Leben allerdings als trist und einsam. Ihre Memoiren verfasst sie im Alter von 25 Jahren und hält darin fest, dass sie aus zwei der besten jüdischen Familien stamme. Der Vater Benjamin, seiner Zeit ein „Lebemann“, stirbt beim Untergang der Titanic 1912, was die Tochter nie wirklich verarbeitet. Mit der Volljährigkeit führt ihr Weg sie nach Frankreich. Im Paris der Zwanziger Jahre taucht sie in das wilde Leben der Bohème ein. Schnell lernt sie Künstler und Schriftsteller kennen, später deren Kunst lieben. Mit James Joyce, Marcel Duchamp, Samuel Beckett, André Breton und anderen soll sie Affären gehabt haben. Mit dem Vermögen ihres Vaters eröffnet sie 1938 ihre erste Galerie in London: Guggenheim Jeune, das junge Guggenheim – in Abgrenzung zu dem von

ihrem Onkel gegründeten Guggenheim Museum in New York. Aus der stürmischen Affäre mit Samuel Beckett hat sie eines mitgenommen: den Auftrag Künstler zu fördern und zeitgenössische Kunst zu sammeln. Ohne Kenntnis, jedoch mit einem Kenner an ihrer Seite, beginnt sie auf Geheiß von Marcel Duchamp Kunst zu kaufen, deren Wert sich erst Jahre später offenbaren sollte. „Jeden Tag ein Bild“ lautet das Motto. Unter ihren Käufen: Werke von Kandinsky, Braque, Miró und Magritte, die damals noch als uninteressant gelten und es somit nicht wert sind, im Keller des Louvres untergebracht zu werden. Mit ihren Meisterwerken und Max Ernst flieht sie 1941 zurück nach Amerika und schenkt ihren Schätzen in der Galerie Art of this Century ein neues Zuhause. In Eigenregie rettet Guggenheim so kurzerhand eine große Anzahl der später berühmtesten Werke der Moderne vor dem Zugriff der Nationalsozialisten. Noch im selben Jahr heiratet das Paar, die Ehe hält fünf Jahre. Mit ihrer 1943 eröffneten Ausstellung *Exhibition of 31 Women* bietet sie Künstlerinnen eine bis dato kaum

gegebene Bühne; unter den AAusgestellten: Frida Kahlo und Meret Oppenheim. Nach dem Krieg und ihrer Scheidung von Ernst bricht sie 1947 erneut nach Europa auf. In Venedig lässt sie sich am Canale Grande im Palazzo Venier die Leoni nieder, den sie als Ausstellungs- und Wohnhaus nutzt und bis zu ihrem Tod 1979 bewohnt. Die 1980 gegründete Guggenheim Collection beherbergt die gesammelten Klassiker sowie das Grab Peggy Guggenheims.

Ihr ungewöhnlicher Lebensstil bringt ihr den Ruf einer Rebellin ein. Mit ihrer Sammlung, vor allem aber mit ihrer Hingabe und ihrem Einsatz für die Kunst hat Peggy Guggenheim ein außergewöhnliches Vermächtnis geschaffen, das noch immer inspiriert.

Tabea Lamberti

Peggy Guggenheim (ca. 1960) mit Lhasa Apsos Terriern vor ihrem Palast am Canale Grande

© Solomon R. Guggenheim Found.



## Konkurrenz belebt das Geschäft

Ein schwarzes, aufbäumendes Pferd auf einem gelben Hintergrund und ein roter Dreizack auf halb dunkelblauem, halb weißem Oval: Wie Ferrari und Maserati zu Medienikonen wurden.

Reifen quietschen, Motoren dröhnen, Abgas- und Staubwolken ziehen über den Wald. Bis zu 100.000 Fans kreischen und jubeln auf den Tribünen. So ist es immer, wenn am Nürburgring Renntag ist. Seit 1927 schon ist die Rundstrecke in der Eifel das Mekka des deutschen Motorsports – und ein Team war oft dabei, prägte mit den Mythos vom Ring: die Scuderia Ferrari.

### Erst Schweißer, dann Testfahrer, schließlich Konstrukteur und Unternehmer

Vor 125 Jahren, am 20. Februar 1898, erblickte der Gründer Enzo Ferrari das Licht der Welt. Geboren wurde er in der Provinz Modena; schon als Kind spielte er in den Schlossereien seines Vaters, wo auch Autos zusammengeschweißt wurden. Enzo entwickelte schnell sowohl eine Leidenschaft für die Technik als auch für das Fahren der Autos. Bald wurde er Testfahrer bei einem mailändischen Autohersteller. Schnell wechselte er zu Alfa Romeo, wurde mit 22 Chefwerksfahrer und Sieger vieler bedeutender Rennen. Seinem Spitznamen „Il Drago“, der Drache, der ihm in den Nachrichten verliehen wurde, machte er alle Ehre. Er war außerordentlich zielorientiert und redete gegenüber seinen Rivalen laut über seine Erfolge. Auch gegenüber seinen Kollegen wurde er manches Mal lauter, wenn etwas nicht nach seiner Nase lief. Ein Sturkopf halt. So lag es nahe, dass er 1929 seinen eigenen Rennstall gründete, eben die Scuderia Ferrari – aber gefahren wurde weiter mit Alfa-Fahrzeugen.

Nach dem Krieg baute Ferrari in Maranello nahe Modena eine eigene Fabrik auf, brachte bald neben Rennautos auch Sportwagen auf den Markt und etablierte das Unternehmen als Luxusmarke.

### „Was hinter dir ist, ist egal.“

In den 1950er Jahren ergatterte die Scuderia Ferrari viermal den Weltmeistertitel in der neuen Rennserie, der Formel 1. Die Marke wurde weltweit bekannt und das Logo des „Cavallino rampante“, ein sich aufbäumendes, schwarzes Pferd, war in der Sportpresse nicht mehr wegzudenken. Das Motto von Ferrari lautete: „Was hinter dir ist, ist egal“. Dies bezog sich vor allem auf die Konkurrenz.

Zu einem Dauerrivalen wurde Ernesto Maserati. Er kam gut fünf Monate nach Enzo Ferrari, am 4. August 1898, auf die Welt, auch er in der Poebene nicht weit von Modena. Gerade 16 war er, als er 1914 zusammen mit drei seiner sechs älteren Brüder den Automobilhersteller Maserati gründete. Selbst gewann er in dem eigens entwickelten Maserati Tipo 26 1927

und 1930 die italienische Fahrermeisterschaft. Bald folgten internationale Titel.

Nach dem Tod seines ältesten Bruders Alfieri wurde Ernesto 1932 Generaldirektor und Chefindingenieur von Maserati. Ab da konzentrierte er sich nur noch auf die Konstruktion von Autos. Die Firma fuhr Sieg um Sieg ein und wurde ein Star am Rennsportthimmel. Für das Markenzeichen ließ sich die Familie Maserati von der Neptunstatue im barocken Stadtbrunnen von Bologna inspirieren, wo die Firma bis 1945 ihren Sitz hatte, bevor sie nach Modena umzog. Neptuns Dreizack wurde Maseratis Symbol.

### Fangio fuhr für beide Teams

In den 1950er Jahren füllte der Wettstreit der beiden Scuderias die Sportseiten der Presse. Jeden Rennsonntag lieferten sich die Werksfahrer von Ferrari und Maserati heftige Duelle in der Formel 1. Juan Manuel Fangio prägte diese Jahre. In seinen Anfangsjahren bekam er einen Vertrag im Werksteam von Maserati. Sein größter Konkurrent zu dieser Zeit war Alberto Ascari, der mit einem deutlich überlegenen Ferrari 500 unterwegs war.

Fangio wurde hinter Ascari Vizeweltmeister 1953. In Fangios Erfolgsjahre wechselte er immer wieder zwischen Ferrari, Maserati und Mercedes Benz. Insgesamt wurde er fünf Mal Weltmeister. Sein letzter WM-Erfolg war 1957, als er als Werksfahrer für Maserati den Großen Preis für Deutschland auf dem Nürburgring gewann.

Doch der Erfolg Maseratis hielt nicht lange an. Die Firmenleitung überschätzte sich, das Unternehmen machte immer mehr Minus. Am Ende der Saison 1957 zog es sich aus der Formel 1 zurück. Nach drohenden Pleiten und Wechsel der Eigentümer starb Ernesto Maserati am 1. Dezember 1975. Die Autos sind jedoch bis heute bei einer vermögenden Käuferschaft beliebt. Die Firma Maserati aber wurde 1997 aufgekauft – ausgerechnet von Ferrari!

Enzo Ferrari prahlte bis zu seinem Tod gerne mit seinen anhaltenden Erfolgen in der Formel 1. Er starb am 14. August 1988. Bis heute ertönt das Aufbrausen der Ferrari-Boliden auf den Rennstrecken der Welt. 15 Mal wurden Ferrari-Piloten bislang Weltmeister in der Formel 1.

Die Autos mit dem Pferd ebenso wie die mit dem Dreizack, sie sind bis heute, 125 Jahre nach der Geburt der beiden Namenspatrone aus der norditalienischen Region Emilia Romagna, Statussymbole – so ökologisch unvernünftig das auch sein mag in Zeiten von Energieknappheit und Klimawandel.

Lara Bröß / Markus Behmer



## „The Secratt of them pants is the Rivits...“

Dieser Satz schreibt Hosengeschichte: Er steht mündlichen Überlieferungen zufolge in einem Brief eines Schneiders aus Reno an seinen Stofflieferanten Levi Strauss. Mit ihm entsteht das am häufigsten getragene Kleidungsstück der Welt – die Jeans.

Beide Akteure sind jüdische Einwanderer, die Mitte des 19. Jahrhunderts aus Europa in die USA übersiedeln. Levi Strauss wird am 26. Februar 1829 als siebtes und jüngstes Kind eines jüdischen Hausierers im fränkischen Buttenheim bei Bamberg geboren. Nach dem Tod des Vaters wandert er mit seiner Mutter und seinen zwei älteren Schwestern im Sommer 1848 in die USA aus. Drei ältere Geschwister hatten sich bereits einige Jahre früher in New York niedergelassen. Nach einem mehrjährigen Zwischenstopp in der Ostküstenmetropole gründet Levi Strauss schließlich 1853 einen Großhandel für Kurzwaren in der noch jungen Goldgräberstadt San Francisco. Im Sortiment ist alles, was die Pioniere des noch wilden Westens zum Leben brauchen: Kleidung, Stoffe, warme Decken, Hosenträger, Zahnbürste und der feine Sonntagsanzug. Die Waren werden von den Brüdern in New York per Schiff an die Westküste gesendet und Levi Strauss verkauft sie in seinem neu gegründeten Handelshaus. Ein Geschäftsmodell, das von Erfolg gekrönt ist: Schon bald wird Levi zu einem renommierten Geschäftsmann und zu einer der tragenden Säulen San Franciscos.

Der Schneider, Jacob Davis heißt er, wird 1834 als Jacob Youphes in Riga geboren. 1854 wandert er in die USA aus. Er erledigt alles, was im weitesten Sinne mit Nähen zu tun hat: die Herstellung und Reparatur diverser Kleidungsstücke, Wagenplanen, Zelte und Pferdegeschirre. Er ist ein kreativer, aber auch unruhiger Geist: Oft wechselt er seinen Wohnort und tüfelt immer neue, aber wenig lukrative, Geschäftsideen aus (u.a. meldet er Patente auf ein Bügelbrett und eine klappbare Kleidermangel an und wird zeitweise Teilhaber einer Brauerei). Jacob Davis folgt dem Bergbau über mehrere Stationen nach Kanada und wieder zurück in die USA, um sich dann schließlich mit seiner Familie 1858 in Reno/Nevada niederzulassen. Seine Stoffe, aus denen er hauptsächlich Arbeitskleidung für die Minenarbeiter fertigt, bezieht er von Levi Strauss.

### Mit der Niete zum Hauptgewinn

Der Legende nach (leider gingen alle Originaldokumente im großen Erdbeben von 1906 verloren) beschwerten sich die Kunden regelmäßig bei Jacob Davis darüber, dass die strapazierten Stellen der Hosen, wie z.B. die Ecken der Taschen, ausreißen

würden. Der hat daraufhin die Idee, die Schwachstellen mit Kupfernieten zu verstärken, wie er sie bereits für Pferddecke benutzt. Die Nachfrage nach den vernieteten Hosen ist überwältigend, Jacob Davis erkennt das darin liegende Potential sofort. Leider kann er die finanziellen Mittel in Höhe von 68 Dollar für ein weiteres Patent nicht aufbringen. So sieht er sich, bevor Konkurrenz seine Idee nutzt, nach einem Geschäftspartner um, der ihm finanziell unter die Arme greift. Er schreibt am 5. Juli 1872 seinem Stofflieferanten Levi Strauss, zu der Zeit schon ein anerkannter und offenbar vertrauenswürdiger Geschäftsmann, einen Brief, in dem er seine Erfindung schildert und ein paar Ansichtsexemplare beilegt.

“I also send you by express 2 ps. Overall as you will see one Blue and one made of the 10 Oz Duck (Anm. ein segeltuchartiger Stoff, der genau wie der blaue Jeansstoff Denim für Arbeitskleidung verwendet wird) which I have bought a great many Peces of you, and have made it up in to Pents such as the sample the secratt of them Pants ist the Rivits that I put in those Pockets and found the demand so large that I cannot make them fast enough ...”.

Davis schlägt Levi Strauss im Weiteren vor, das Patent in seinem Namen anzumelden, da er der Erfinder ist, und bietet dem Geschäftsmann im Gegenzug das Recht, die Hälfte der gemäß Patent produzierten, vernieteten Kleidung zu verkaufen. Levi erkennt offenbar das Potential dieser Erfindung und schnell treffen die Geschäftspartner eine Vereinbarung. Der Patentantrag braucht jedoch mehrere Anläufe bis zur Genehmigung, da es bereits andere Produkte mit Nietenverstärkung

gibt, z.B. Armeestiefel. Bereits im April 1873 zieht Jacob Davis mit seiner Frau und seinen fünf Kindern nach San Francisco. Am 20. Mai 1873 wird schließlich das Patent Nr. 139.121 für die Dauer von 17 Jahren auf Jacob Davis und Levi Strauss & Co. ausgestellt. Die Patentunterlagen präzisieren die Erfindung als „...a new article of manufacture, a pair of pantaloons having the pocket-openings secured at each edge by means of rivets, substantially in the manner described and shown, whereby the seams at the points named are prevented from ripping...“. Die Blue Jeans war geboren.

In den folgenden Jahren führt Levi Strauss sein Handelshaus weiter, während Jacob Davis sich um die Herstellung der vernieteten Kleidungsstücke kümmert. Die anfängliche Produktion der Beinkleider in Heimarbeit wird schnell durch eine Fabrik in San Francisco abgelöst. Aufgrund ihrer bis heute legendären Strapazierfähigkeit kaufen innerhalb kürzester Zeit Arbeiter aus allen Branchen die innovativen neuen Hosen. Bereits vor Ablauf des Patents unterscheiden die bis heute bekannten Markenzeichen die Levi's Jeans von nun aufkommenden Marktkonkurrenten. Levi Strauss und Jacob Davis führen über viele Jahre eine erfolgreiche Geschäftspartnerschaft.

Levi Strauss stirbt kinderlos am 26. September 1902 im Alter von 73 Jahren in seinem Haus in San Francisco und hinterlässt das Unternehmen seinen vier Neffen. Jacob Davis überschreibt zwei Jahre vor seinem Tod am 20. Januar 1908 seine Anteile an Levi Strauss & Co. an das Unternehmen zurück.

### Vom Grabungscamp auf den Laufsteg

Beide ahnen nicht, welchen Werdegang ihr Produkt, die Levi's Jeans, noch nehmen wird. Die blaue Hose findet den Weg aus den Goldgräberlagern Kaliforniens auf die Laufstege der Modemetropolen und auf die Kinoleinwände.

Die dauerhaft im Trend liegenden blauen Hosen mit den genieteten Taschen sind kein Kleidungsstück wie jedes andere. Rund um den Globus verkörpern sie immer Lebensgefühl. Sie sind ein zeitloses Symbol für Jugend, Individualität, Robustheit, Unabhängigkeit und legeren Lebensstil. Sie begleiten die Frauenbewegung, verschiedenste Jugendkulturen sowie die amerikanische Bürgerrechtsbewegung und gelten im ehemaligen Ostblock lange Zeit als Sehnsuchtsobjekt und politisches Statement. Im steten Wandel der Trends behalten Blue Jeans jedoch immer ihre Aktualität. Längst haben sich die grobwebten Denimhosen in allen Gesellschaftsschichten als angesagtes Kleidungsstück etabliert. Ob bestickt, gebleicht oder zerrissen – nahezu überall ist die ehemalige Arbeitshose nun salonfähig. Selbst namhafte Designer und die Hersteller nobler Textilien führen ihre Jeans-Label. Und immer ist die blaue Hose dabei vor allem eines geblieben: authentisch.

Tanja Roppelt



Bild links: Angehörige der Firma Levi Strauss um 1900.

Oben: Jeans aus dem Jahr 1890.

Quelle: Museum Geburtshaus Levi Strauss.

Dr. Tanja Roppelt leitet das Museum Geburtshaus Levi Strauss im oberfränkischen Buttenheim.

## Ein Großmeister der Kleinen Form

Alfred Polgar, vor 150 Jahren in Wien geboren, war ein kritischer Humanist und ein vortrefflicher Stilist. Wie viele jüdische Schriftsteller emigrierte er während der Nazizeit und landete schließlich in Kalifornien und New York.

Die lebenswerteste Stadt in Europa? Bei solchen Umfragen ist Wien häufig Spitzenreiter. Als Gründe werden dann gern das besondere Fluidum der Stadt oder auch Sehenswürdigkeiten wie der Stephansdom, die Hofburg und der Prater genannt. Kirchen, Denkmäler und Museen gibt es in vielen Städten. Eine Besonderheit Wiens sind jedoch die vielen Kaffeehäuser, die die Atmosphäre dieser Stadt prägen.

Das Wiener Kaffeehaus ist eine Institution, deren Geschichte sich bis zu den Türkenkriegen im 17. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Eine Blütezeit erlebte diese Einrichtung im Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert in Form des Literatencafés. Im Griensteidl, im Herrenhof oder im Central trafen sich sowohl aufstrebende als auch etablierte Schriftsteller zum Gespräch, zur Arbeit und – nicht zuletzt – zum Lesen der vielen Zeitungen und Zeitschriften aus dem In- und Ausland, die dort, eingeklemmt in hölzerne Halter, auf sie warteten.

Insbesondere das Café Central war für viele Autoren der Mittelpunkt ihres Lebens. Der Feuilletonist Peter Altenberg ließ sich sogar seine Post dorthin liefern. Zu den Stammgästen gehörte auch der Kritiker und Erzähler Alfred Polgar, der seine Beobachtungen 1926 in einem Essay mit dem Titel *Theorie des „Café Central“* zusammenfasste. Einige seiner Kernthesen:

**„Das Café Central ist [...] kein Kaffeehaus wie andere Kaffeehäuser, sondern eine Weltanschauung, und zwar eine, deren innerster Inhalt es ist, die Welt nicht anzuschauen.“**

**„Das Café Central liegt unterm wienerischen Breitengrad am Merian der Einsamkeit. Seine Bewohner sind größtenteils Leute, deren Menschenfeindschaft so heftig ist wie ihr Verlangen nach Menschen, die allein sein wollen, aber dazu Gesellschaft brauchen.“**

**„Es gibt Schaffende, denen nur im Central nichts einfällt, überall anderswo weit weniger.“**

Unter dem Familiennamen Polak am 17. Oktober 1873 geboren, wuchs Alfred Polgar als Sohn eines jüdischen Ehepaars ungarisch-slowakischer Herkunft in der Wiener Leopoldstadt auf. Seine Schulkarriere war kurz und nicht gerade erfolgreich. Jahre später muss er einräumen: „Meine Bildung besteht zum größten Teil aus Lücken.“ Zusammen mit Freunden besuchte er lieber das Café Griensteidl, in dem sich Schriftsteller, Publizisten und Musiker trafen. Darunter waren etablierte Autoren

wie Hermann Bahr und Arthur Schnitzler, aber auch Newcomer wie der junge Felix Salten.

Als Berufsfeld wählte er ein Metier, in dem man sich auch ohne spezielle Ausbildung profilieren konnte: den Journalismus. Seine ersten Beiträge erscheinen anonym in der *Wiener Allgemeinen Zeitung*, umredigiert und entschärft vom Chefredakteur. Er lieferte zunächst Berichte aus dem Gerichtssaal und dem Reichsrat, bevor er dann immer mehr die Kultur ins Visier nahm. Erst die Musik, dann beschäftigte ihn vor allem das Theater, und 1902 wurde er zum Burgtheaterreferenten der *Wiener Sonn- und Montagszeitung* bestellt. Seine Kritiken fanden auch überregional Aufmerksamkeit, sodass Polgar schon bald auch regelmäßig publizieren konnte in der neu gegründeten Berliner Zeitschrift *Die Schaubühne* (1918 umbenannt in *Die Weltbühne*).

Im Rückblick auf die intensive Kommunikation innerhalb des Wiener Kulturbetriebs jener Zeit muss man zweierlei feststellen: Zum einen nötigt die Kreativität der vielen zeitgenössischen Schriftsteller dem Beobachter auch heute noch Respekt ab. Zum anderen trüben die vielen kleinkarierten Streitereien untereinander das Bild: Die inzwischen veröffentlichten Briefe und Tagebucheinträge der Beteiligten offenbaren ein dichtes Netz von offenen und versteckten Freund- und Feindschaften.

Als Theater- und Literaturkritiker fand Polgar bald eine respektierte Position innerhalb der zeitgenössischen Journaille. Zu diesem Thema veröffentlichte er 1938 ein *Handbuch des Kritikers*. Der pompöse Titel verspricht allerdings mehr als das schmale Büchlein halten kann. Es bietet lediglich eine lockere Aneinanderreihung von Randnotizen, Anekdoten und Beobachtungen bei zeitgenössischen Theateraufführungen. Auch Aphorismen sind darunter: „Nie ist mein Senf besser, als wenn ich ihn nicht dazugebe.“

In seinen Theaterkritiken sparte er nicht mit Lob und Tadel. Mit dem Burgtheaterdirektor Alfred von Berger verband ihn eine veritable Fehde, während er etwa den Ibsen-Zyklus des Lessingtheaters in sensiblen Besprechungen würdigte. Bald versuchte er sich auch selbst als Bühnenautor, und zwar durchaus erfolgreich: Das zusammen mit Egon Friedell verfasste Lustspiel *Goethe* erlebte im neu eröffneten Cabaret Fledermaus über 300 Aufführungen ohne Unterbrechung.

### Die „Kleine Form“ als großes Genre

Sein eigentliches Metier war das Feuilleton. Der Begriff bezeichnet drei Bereiche: das Feuilleton als redaktionelle Sparte, als subjektiv getönte Stilhaltung und als Darstellungsform. Polgars Tätigkeit umfasst alle drei Aspekte. Vor allem als

Meister der „Kleinen Form“ hat er sich einen Namen gemacht. Seine eleganten Prosaskizzen fanden Abnehmer bei immer mehr Zeitungen und Zeitschriften. Später erschienen sie dann gebündelt in Buchform. So ist es ihm gelungen, schreibt sein Biograf Ulrich Weinzierl, „die Schwelle zwischen Journalismus und Literatur zu überschreiten“.

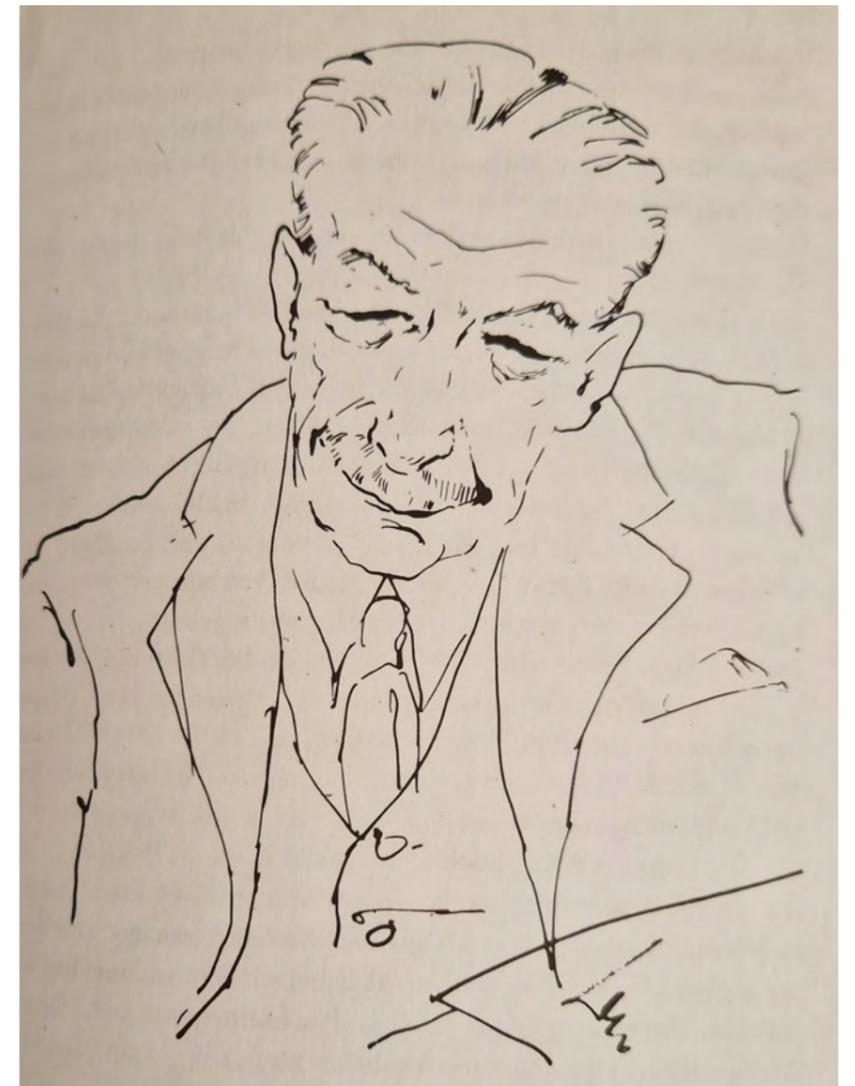
Zwischen 1908 und 1912 kamen drei Bände mit Prosaskizzen und Erzählungen heraus. Ein Jahrzehnt später entstanden viele Parodien und Satiren. Polgar nahm darin aktuelle Ereignisse in Politik und Kultur aufs Korn. Auch die Auseinandersetzung mit österreichischen Medien, etwa der *Neuen Freien Presse*, dem Lieblingsfeind von Karl Kraus, oder mit Emmerich Bekessys Skandalblatt *Die Stunde*, scheute er nicht. Auf diese Gesinnungssatiren passt der Titel von Grabbes Komödie, die 1886 am Wiener Akademie-theater uraufgeführt worden war: *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*.

Mitte der zwanziger Jahre übersiedelte Polgar nach Berlin, wo er neben der *Weltbühne* auch das *Tage-Buch* mit Beiträgen versorgt. In der turbulenten Stadt bewegt er sich vornehmlich in Literaten- und Künstlerkreisen. Doch bald zieht es ihn zurück nach Wien, wo er 1929 seine Partnerin Elise Loewy heiratet. Im Jahr darauf verfasst er sein einziges größeres Drama: *Die Defraudanten*. Diese Komödie wird zwar in Berlin und Hamburg aufgeführt, ist aber nicht erfolgreich. Es folgen einige Film-Skripts, die aber nur zum Teil realisiert werden.

### Erfolglosigkeit - das Schicksal des Exilanten

Die Machtübernahme der Nazis im Frühjahr 1933 bedeutete einen tiefen Einschnitt im Leben Alfred Polgars: Wie viele andere jüdische und/oder politisch missliebige Autoren ging er ins Exil. Prag, Paris und Zürich waren die ersten Stationen seiner Odyssee, bevor er schließlich zusammen mit seiner Frau Lisl und zahlreichen anderen Zeit- und Leidgenossen aus der schreibenden Zunft von Lissabon aus per Schiff nach New York ausreisen konnte. Die nächsten Jahre verbrachte er in Kalifornien, bevor er 1943 nach New York übersiedelte. Beruflich konnte er sich in der Emigration nicht etablieren, es blieb bei Gelegenheitsjobs. Am meisten setzte ihm zu, dass er jetzt auf fremde Hilfe angewiesen war.

Im Frühjahr 1949 reiste Polgar, jetzt amerikanischer Staatsbürger, zurück nach Europa, und zwar in seine Wahlheimat



Alfred Polgar – Zeichnung von Benedikt Fred Dolbin (ca. 1926)

Zürich. Er begann wieder, für deutschsprachige Zeitungen zu schreiben, und brachte einige Sammelbände auf den Weg. 1951 mit dem erstmal verliehenen „Preis der Stadt Wien für Publizistik“ geehrt, zog es ihn dennoch nicht zurück in seine Heimatstadt. Am 24. April 1955 ist er, 81 Jahre alt, in Zürich an einem Herzinfarkt gestorben.

Was die Wiener Kaffeehäuser betrifft, so existiert der Herrenhof schon lange nicht mehr, im Griensteidl ist jetzt ein Supermarkt und das Café Central wird inzwischen hauptsächlich von Touristen besucht (nicht selten warten dort lange Schlangen von Reisenden aus China auf Einlass). Als langjähriger Wien-Besucher empfehle ich das Café Bräunerhof, das auch von Thomas Bernhard geschätzt wurde. Auf abgeschabten Stoffbänken wird man hier von Kellnern bedient, die sich nicht durch übertriebene Höflichkeit auszeichnen. Dafür lockt das riesige Angebot der internationalen Presse. Die Einrichtung stammt wohl noch aus Zeiten Alfred Polgars, der im gleichen Haus viele Jahre gewohnt und darüber auch einen Essay geschrieben hat (Wien I, Stallburggasse 2). *Walter Hömberg*

## Deutsch-jüdischer Humanist aus Franken

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehört der Fürther Jakob Wassermann zu den wichtigsten Schriftstellern in der deutschsprachigen Literatur. Sein *Fall Maurizius* war ein Erfolgsbuch der Weimarer Republik.

Für seine Romane recherchiert er sehr gründlich; ihn interessiert die Psychologie seiner Figuren in ihren Verstrickungen und manchmal auch Abgründen. Dabei spart er nicht mit einem moralischen Urteil. Er verfolgt mit seinen Texten das Ziel, Missstände aufzudecken und exemplarisch zu diskutieren und richtige, humanitäre Wege zu weisen.

Jakob Wassermann wird am 10. März 1873 als ältestes Kind des jüdischen Händlers Adolf Wassermann und seiner Frau Jette geboren.

Nach dem frühen Tod der Mutter heiratet der Vater erneut und für Jakob beginnt eine schwierige Zeit, die ihn sein Leben lang prägt: Eine kaufmännische Lehre beim Onkel in Wien bricht er ab, leistet in Würzburg seinen Militärdienst und führt danach ein unstetes Wanderleben. Schon früh war seine literarische Begabung hervorgetreten, sie bleibt nicht unbemerkt und so wird er immer wieder als Büroschreiber tätige Wassermann 1894 Sekretär bei dem Schriftsteller Ernst von Wolzogen, der 1901 mit dem „Überbrett“ das erste deutsche Kabarett ins Leben ruft. Jakob Wassermann hat nun den Mut, als freier Schriftsteller zu leben. Zudem wird er Lektor beim *Simplissimus*, lernt Thomas Mann und andere wichtige Schriftsteller seiner Zeit kennen.

1907 erscheint *Caspar Hauser* als Fortsetzungsroman; es entstehen

weitere Freundschaften insbesondere mit österreichischen Literaten, vor allem aber mit dem Lektor von Thomas Mann, Moritz Heimann. Jakob Wassermanns Lebensspanne (1873-1934) ist genau die Spanne, in der Juden im Deutschen Reich endlich, aber eben auch widerruflich, Bürgerrechte genießen. Dennoch ist sein Leben von wachsendem Antisemitismus geprägt. 1921 kommt er in seiner autobiographischen Skizze *Mein Weg als Deutscher und Jude* zu dem Schluss, dass die Juden vogelfrei seien.

1928 erscheint Jakob Wassermanns Erfolgsroman *Der Fall Maurizius*. Etzel Andergast, Sohn des Oberstaatsanwalts Wolf Freiherr von Andergast, deckt ein viele Jahre zurückliegendes Fehlurteil des Vaters auf. Er fordert Gerechtigkeit für die Opfer ein, will den zu Unrecht des Mordes an seiner Frau verurteilten

Leonhart Maurizius rehabilitiert wissen und setzt seinen Vater unter Druck. Wassermann lässt den Vater zum moralischen Verlierer werden, stellt seine Emotionslosigkeit auch in der Beziehung zum Sohn und seiner ehemaligen Ehefrau immer wieder in den Mittelpunkt seines psychologisch geschulten Erzählens. Die innere Existenz des Oberstaatsanwaltes bricht zusammen, als sich sein Sohn zur Mutter bekennt, der er den Sohn entzogen hatte.

Jakob Wassermanns Roman bewegt sich zwischen Kriminalgeschichte und psychologischem Entwicklungsroman und macht im Erzählen der Geschichte zugleich die gesellschaftlichen Spannungen der Weimarer Republik deutlich. Er orientiert sich dabei an einem tatsächlichen Kriminalfall, ohne ihn

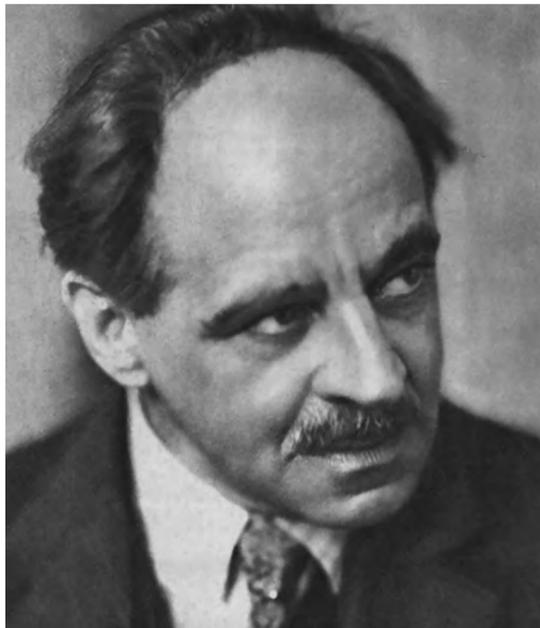
nur nachzuerzählen. Sein Interesse gilt neben der Psychologie der Figuren ihren gesellschaftlich bedingten Prinzipien, die, allzu rigoros verfochten, die Menschlichkeit zerstören und Gerechtigkeit verhindern. Die beiden folgenden Romane *Etzel Andergast* und *Josef Kerkhovens dritte Existenz* bilden zusammen mit *Der Fall Maurizius* eine Trilogie. In *Etzel Andergast* wird eine Dreiecksgeschichte erzählt: Etzel verliebt sich in Marie, die Ehefrau des von ihm bewunderten Seelenarztes Kerkhovens. So wenig rezipiert Jakob Wassermann heute noch ist, so ausgesprochen erfolgreich war der in

Altaussee mit seiner zweiten Ehefrau in einer stattlichen Villa lebende Autor in der Weimarer Republik. Die ganze Verfolgung durch den Nationalsozialismus erlebt Wassermann nicht mehr, er stirbt am 1. Januar 1934.

In seinem letzten Roman *Josef Kerkhovens dritte Existenz*, der 1934 im Amsterdamer Exilverlag Querido erscheint, schrieb Wassermann: „Es kommt eine finstere Zeit. Seit einem Jahrtausend war keine ähnliche.“

Seit 1996 vergibt die Heimatstadt Jakob Wassermanns den Jakob-Wassermann-Literaturpreis. Er zeichnet Autoren und Autorinnen aus, die sich wie Wassermann für Humanität, Gerechtigkeit und Toleranz einsetzen. 2023 hat die Österreicherin Eva Menasse den mit 10.000 Euro dotierten Preis erhalten.

Iris Hermann



Jakob Wassermann um 1933. Foto: Grete Kolliner.

## Der Filter macht den Kaffee flott

Dank Melitta Bentz kommt Kaffee seit gut hundert Jahren in die (Aufguss-)Tüte. Kein Akt. Doch bei der Auswahl seiner Kaffeespezialität braucht es heute Spezialwissen und Willenskraft.

„Morgens brauchen manche Menschen Ruhe, andere Kaffee. Ich brauche beides.“ Unter diesem Wandtattoo-Motto machen sich viele morgens auf die Suche nach Koffein.

Da wäre zum einen der Coffee-Shop, in dem es nur so von Hipstern wimmelt. Man hört Sätze wie „Letzte Woche aufm Wochenmarkt war mal wieder amazing. Von normalen Supermärkten halte ich gar nichts mehr.“ Nun gut – man lässt sich also auf die „Experience“ ein. Das Ambiente gleicht einem aus Pinterest entsprungenen Café, eigentlich ganz nett hier. Doch die Mission darf nicht vergessen werden: Kaffee.

Am besten schnell. Mit einem Blick auf die Getränke-tafel wird klar, dass das hier nicht so einfach wird. Erschlagen von Kaffeearten, googelt man schnell den Unterschied zwischen Milchkaffee, Café au Lait, Americano, Espresso Affogato und Flat White.

Nicht, dass es nur diese Auswahl gäbe: Mocca, Con Panna, Glace, Frappé wäre einfach zu viel, um schnell nachzuschlagen. An der

Theke entscheidet man sich für einen Café au Lait, natürlich nur wegen des französischen Flairs, denn den richtigen Unterschied hat man immer noch nicht so ganz verstanden. Nächstes Mal vielleicht doch lieber die Plörre aus dem Automaten, ist sie doch wenigstens eine Möglichkeit, einer großen Entscheidung frühmorgens aus dem Weg zu gehen. Entscheidungen, die gilt es lieber für später aufzusparen – im Büroalltag, in der Uni, wo auch immer der Tag hinführen wird. Vielleicht hätte man sich doch schon zuhause einen Filterkaffee machen sollen? Nicht hip vielleicht, aber immerhin könnte die Erfinderin des Einwegkaffeefilters, Melitta Bentz, dieses

Jahr, am 31. Januar, ihren 150. Geburtstag feiern. Ein Grund mehr, seinen eigenen Kaffee zu zaubern und sich nebenbei auch noch an Latte-Art zu probieren.

Ganz clever hatte die Tüftlerin die Idee, Löschpapier in eine Konservendose mit Löchern zu legen. Mittlerweile ist das nicht mehr so aufwendig. Die Dose wurde durch Porzellan oder Keramik ersetzt. Das Löschpapier durch vorgefertigte Formen.

Melitta Bentz' Erfindung kam nicht nur bei ihren Freunden sehr gut an. Verständlich, denn Kaffeekochen war noch nie so

bequem. Die findige Hausfrau übrigens erwies sich auch rasch als fähige Unternehmerin.

1908 ließ sie sich ihren Rundfilter mit vorgefertigtem Papier vom Patentamt als Gebrauchsmuster eintragen und sie erweiterte das Haushaltswarengeschäft ihres Mannes, um ihre Erfindung zu vertreiben.

Die Melitta Unternehmensgruppe Bentz KG besteht bis

heute. Mit Sitz in Minden wird sie unter anderem von einem Familienmitglied geleitet. Das weltweit agierende Unternehmen hatte im Jahr 2021 einen Umsatz von circa zwei Milliarden Euro.

Per Hand aufzugießen, ist zwar heute bei den meisten Leuten passé, aber Melitta steckt immer noch in vielen Automaten. Und einst wie jetzt gilt: Ohne Kaffee geht schonmal gar nicht. Einen in den eigenen vier Wänden zu machen, ist die beste Entscheidung. So hat man seine Ruhe und Kaffee. Wie kitschig diese Wandtattoos auch sein mögen, ein Fünkchen Wahrheit steckt in ihnen.

Delphina Junior

Melitta Bentz und zwei ihrer Produkte ©Melitta Group



# Der norwegische Bayer vom Tegernsee

Olaf Gulbransson ist der wohl bis heute bekannteste Karikaturist des großen *Simplicissimus* der bayerischen Prinzregentenzeit. Trotz (oder auch wegen) seines minimalistischen Strichs hatte er nicht nur bei der Satirezeitschrift großen Erfolg.

Zu Beginn soll eine Äußerlichkeit stehen, doch es kann gut sein, dass sie das gar nicht ist. Wie auch immer: zunächst dieser Kopf mit den oft zusammengekniffenen Augen, dieser massige Schädel, bald ganz ohne Haare, diese Körperfülle, die ihn offenkundig nicht daran hindert, sich gern halb nackt zu zeigen. Im Kontrast dazu, neben beachtlichen Gemälden, der feine, dünne, aber so treffende Strich; er prägt Werke sehr oft. Das sind Zeichnungen mitsamt sehr vielen Karikaturen.

Der norwegische Dramatiker und Journalist Gunnar Heiberg bemerkte zu diesen Begriffen: „Gulbransson nennt seine Zeichnungen Karikaturen. Aber auf mich wirken sie wie die reine Wirklichkeit.“ Viele davon waren ab 1902 im *Simplicissimus* zu finden, gern „Simpl“ genannt, der ebenso berühmten wie gefürchteten Satirezeitschrift.

## Ein Norweger wird nach München gelotst

Kurz zuvor hatte dessen Verleger Albert Langen (1869-1909) den erstaunlichen Versuch gewagt, diesen Zeichner, Olaf Gulbransson mit Namen, geboren am 26. Mai 1873 in Kristiania, dem heutigen Oslo, eben jenen markanten Kopf, nach München zu lotsen. Und das aus Norwegen! Von dort sollte einer nach Bayern geholt werden? Geholfen hat dabei gewiss, dass Langen 1896 eine Norwegerin zur Frau nahm, Dagny Bjørnson, die jüngste Tochter des Literaturnobelpreisträgers von 1903, Bjørnstjerne Bjørnson. Auf ihn geht auch das Schauspiel *Redaktøren* zurück.

Auch hatte Langen einen bald erfolgreichen Verlag gegründet, mit den *Mysterien* des Norwegers Knut Hamsun als Premiere; von ihm stammt auch der Roman *Redaktør Lyngre*. Später kamen Hamsuns Landleute Bjørnson und Henrik Ibsen hinzu, ferner Frank Wedekind, Ludwig Thoma und andere. 1896 startete Langen, ein geschickter Netzwerker und Strippenzieher, den *Simplicissimus*, mit Lieferanten wie Rainer Maria Rilke, Kurt Tucholsky, Joachim Ringelnatz, Käthe Kollwitz, Arthur Schnitzler und Eduard Thöny.

Die Zensur hatte auf solche despektierlichen Blätter ein scharfes und schnelles Auge; Beschlagnahmen waren unausweichlich. Derlei Reaktionen machten diese Hefte für das Publikum freilich noch attraktiver. Oft bekam es Kritisches zu lesen über „Heuchler und Frömmeler, vor allem aus dem Kreis von Geistlichkeit und Zentrumsparthei, Pfarrern, Staatsanwälten und Richtern und natürlich dem Militär“. So formulierte es der gleich noch vorzustellende Gerd Holzheimer.

Es förderte Gulbranssons neue Laufbahn in Oberbayern, dass er schon in Norwegen für eine satirische Zeitschrift tätig gewesen war, den *Trangviksposten*. Später arbeitete er für die Osloer

Zeitung *Tidens Tegn*. Nach der ersten Zeit im deutschen Süden lebte er wieder vier Jahre lang in Norwegen, bevor es zurück ging, zunächst nach München. Doch bald avancierte der Tegernsee zu seinem Lebensmittelpunkt, besonders der Scherershof oberhalb des Städtchens Tegernsee.

All diese und viele andere Stationen zeichnet Gerd Holzheimer nach, ein Münchner Schriftsteller und promovierter Literaturwissenschaftler, ein Ausstellungsmacher und „Landvermesser“ – so sieht er sich selbst. Jahrelang hat er, dessen Kopf dem seines Objekts nicht ganz unähnlich ist, an dieser ersten Gulbransson-Biografie in deutscher Sprache gearbeitet (abgesehen von der höchst lesenswerten und reich bebilderten Darstellung dessen dritter Frau Dagny Bjørnson Gulbransson). Aus der Reihe „Heyne Ex Libris“ liegt es seit 1979 auch als Taschenbuch mit 464 Seiten vor, und zwar, siehe da, mit dem Copyright-Vermerk „Albert Langen-Otto Müller Verlag, München“.

Es enthält unter dem Zwischentitel „Die Aufgabe der Presse“ auch diesen Satz über den Lokalredakteur, der mit seinem Ort gut vertraut sein sollte: „Wenn man einen solchen Redakteur hat, dann besitzt man in ihm einen unschätzbaren Wert, den es zu würdigen gilt, damit er für das Wohl der Stadt zu wirken nicht müde wird.“

Holzheimer hat für sein Buch auf- und nachgespürt, wo und wie Gulbransson lebte und liebte, wie er dachte und wirkte, was ihn inspirierte, mit wem er Umgang hatte. Da finden sich Namen wie Thomas Mann, Erich Kästner und Thomas Theodor Heine. Dieser Heine schuf die häufig verwendete Symbolfigur, eine zähnefletschende, aggressive, knallrote Bulldogge, die zum Beispiel 1905 im Kreis anderer deutscher „Wappentiere“ auftritt, von denen das „Hundevieh“ verabscheut werde, darüber ebenfalls in rot die Schrift „Dies Blatt gehört dem Staatsanwalt! Preis 20 Pfg.“.

## Der einstige Kritiker der Obrigkeit im Techtelmechtel mit der Macht

Gulbransson hatte freilich Verbindung nicht allein mit Literaten und Künstlern, sondern auch mit Joseph Goebbels. Hitlers Minister für Volksaufklärung und Propaganda hatte für eine Ausstellung gesorgt, die 1937 in München unter dem Titel „Entartete Kunst“ zu sehen war. Gulbransson zeigte sich, es ist schwer zu fassen, „voll Begeisterung für Persönlichkeiten der Ausstellung. Das gab er laut zu erkennen“, wie seine Frau schrieb.

1943 jedoch, als Goebbels namhafte Karikaturisten zu einem Essen nach Berlin eingeladen hatte (die Wehrmacht jedoch

hatte Norwegen im April 1940 besetzt), benimmt sich unser Mann ziemlich daneben. Er findet gegenüber Goebbels freundliche Worte über die Sozialdemokraten Philipp Scheidemann und Friedrich Ebert. Abends, in einem Hotel, muss er – wohl nicht allein – sturzbetrunken gewesen sein, doch das bekommt Goebbels nicht mehr mit. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht lässt er sich nicht dorthin chauffieren. Es ist ihm wohl zugetragen worden, wie es dort mit Gulbransson weitergegangen war.

Und wie ging es mit dem *Simpl* weiter? Der wurde im September 1944 verboten. Dazu passen diese Striche des Norwegers: Zu einer Anfrage, ob man im „Dritten Reich“ Humor habe, zeichnet er einen dicken, ja aufgedunsenen Mann, der mit zackig erhobenen Arm und der Hand an der Stirn antwortet, geschrieben in Gulbranssons Handschrift: „Ja, freilich! Haben wir.“

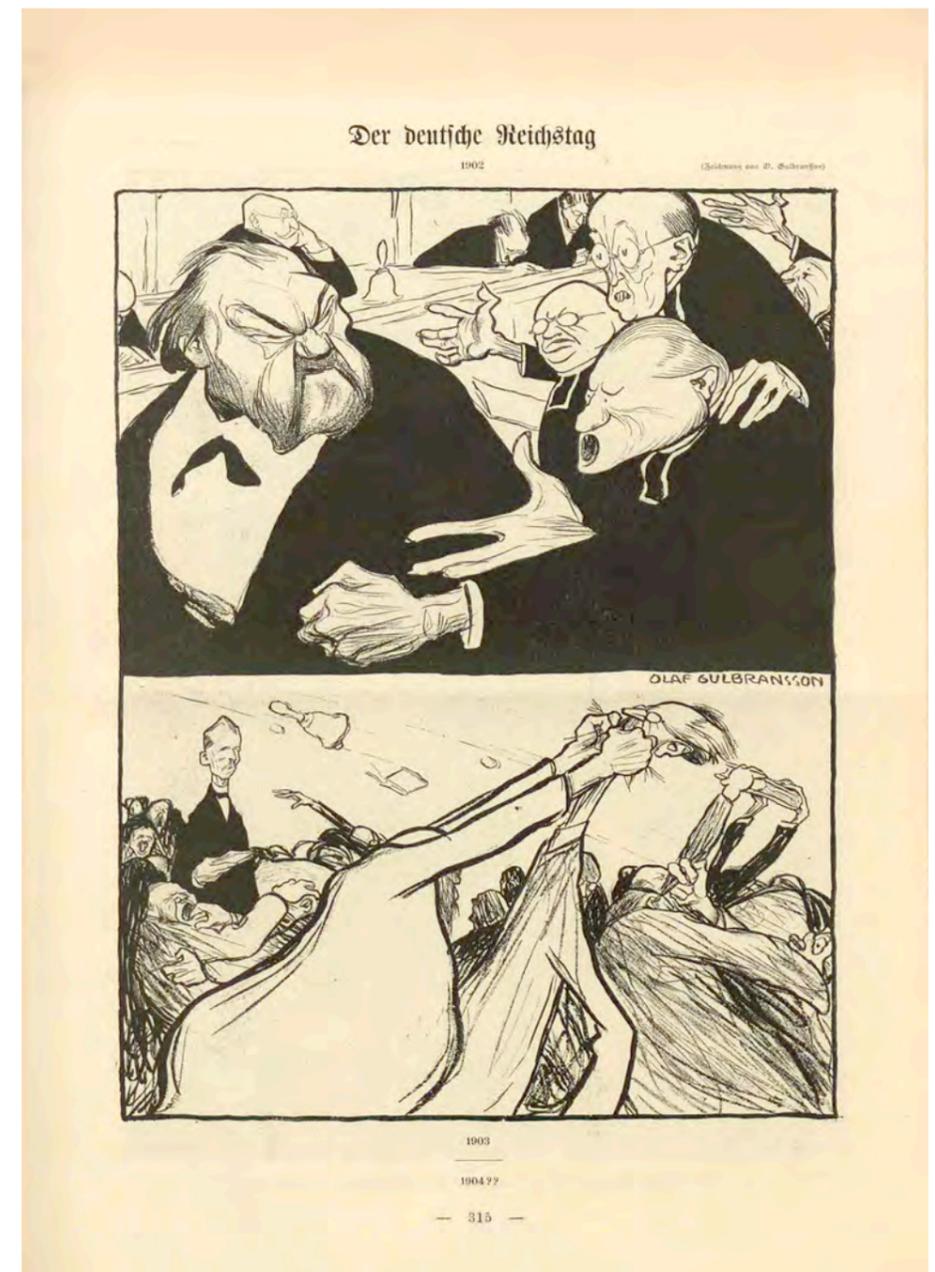
Nach dem Krieg erlebt er noch eine gute Zeit auf dem Scherershof, ist auch beim 1954 wiedererstandenen *Simplicissimus* dabei. Doch dann beginnt er zu kränkeln. „Ich lese nicht mehr viele Zeitungen“, sagt er einmal, aber das Osloer *Dagbladet* ist dabei. Und er freut sich über seinen Sohn Olaf Andreas und die Enkel, besonders über die Jorun. Enkel Jan, 1949 geboren, wird Comiczeichner und befasst sich mit einer ganz anderen Welt – der des Donald Duck. Laut *Frankfurter Rundschau* vom 24.12.2005 ist er „der einzige deutsche Donald-Duck-Zeichner“. Was für ein Superlativ!

Am 18. September 1958 geht Olaf Gulbranssons Leben nach einem Schlaganfall zu Ende. Nun sorgt sich Dagny um seinen Nachlass. Sie bewahrt bis

zu ihrem Tod 15 Jahre später sein Andenken und arbeitet an einem Stifterverein mit dem Gedanken, ein Museum zu gründen – mit Erfolg. Ludwig Erhard und Theodor Heuss werden Schirmherren. 1966 wird im Tegernseer Kurgarten das Olaf Gulbransson-Museum eröffnet. Bis heute sind dort eine Dauerausstellung über sein Werk und immer wieder Sonderausstellungen zu sehen, gut besucht, von der Presse beachtet. Im Frühjahr und Sommer 2023 war unter dem Motto „Der norwegische Bayer vom Tegernsee“ noch mehr über ihn geboten. Die rote Bulldogge war auch wieder dabei.

Olaf Andreas (1916-1961) wird ein gefragter, sehr kreativer Kirchenarchitekt. Er schafft auch die 1955 fertiggestellte evangelische Auferstehungskirche in Rottach-Egern. Dort ist er begraben, ebenso wie sein Vater.

Eckart Roloff



1902 (Heft Nr. 40, 7. Jahrgang, S. 314) ist die erste Zeichnung von Olaf Gulbransson im *Simplicissimus* erschienen. Mehr als 2.400 weitere sollten folgen.



## Gesetzmäßig oder Umsturz?

Die Märzereignisse vor 175 Jahren sind ein Meilenstein der deutschen Geschichte – und auch der Medienentwicklung auf dem hürdevollen Weg zur Pressefreiheit. Der Mainzer Kommunikationshistoriker Jürgen Wilke zeichnet nach, wie Kommunikation und Gewalt die Revolution von 1848/49 befeuerten und wie diese scheiterte.

In den Bemühungen, in der Bundesrepublik Deutschland nach der NS-Herrschaft und dem Zweiten Weltkrieg eine historisch weiter zurückreichende demokratische Tradition zu erschließen, kommt der Revolution von 1848/49 eine vorrangige Rolle zu. Zumindest hatten die Ereignisse damals Möglichkeiten für eine politische Neuordnung in Deutschland eröffnet, die liberale und demokratische Verhältnisse mit der Herstellung nationaler Einheit verband.

Allerdings wurden diese Möglichkeiten schon bald durch alte Gegenkräfte blockiert. Das hat nicht wenige Zeitgenossen und spätere Historiker von einem „Scheitern“ der Revolution sprechen lassen, ja es wurde in Zweifel gezogen, ob und inwiefern es sich überhaupt um eine Revolution gehandelt habe. Dabei blieben die Initiativen für einen politischen Umsturz keineswegs auf die Länder des Deutschen Bundes beschränkt, sondern fanden auch anderswo in Europa statt. Und zwar in den nicht zum Bund gehörigen habsburgischen Kronländern Böhmen, Ungarn, Lombardo-Venezien sowie in anderen Teilen Italiens (Königreich Neapel, Piemont). Unberührt davon blieb

das Vereinigte Königreich, das schon Jahrhunderte lang eine konstitutionelle Monarchie mit einem Parlament besaß.

Als auslösende Ursache der Ereignisse seinerzeit in Deutschland gilt die Februarrevolution 1848 in Frankreich. In Paris war es vom 22. bis 24. Februar zu Barrikadenkämpfen zwischen Aufständischen und der Armee gekommen, in deren Folge der 1830 zur Herrschaft gelangte „Bürgerkönig“ Louis Philippe zur Abdankung gezwungen wurde und ins Exil nach England ging. Doch kann dies allenfalls als auslösendes Moment, nicht aber als tiefere Ursache der deutschen Märzrevolution angesehen werden. Ausschlaggebend waren dafür vielmehr die inneren Verhältnisse in den Bundesstaaten, wie sie seit drei Jahrzehnten geherrscht hatten.

### Restitution des Ancien Régimes ...

Entgegen den Erwartungen, die mit dem Wiener Kongress 1815 geweckt worden waren, war – vor allem auf Betreiben des österreichischen Staatskanzlers Metternich – sozusagen das Ancien Régime wiedererstand. Weder wurden die Mittel der

landständischen Mitbestimmung erweitert und damit die konstitutionelle Bindung der Monarchen forciert. Noch wurden Presse- und Versammlungsfreiheit gewährt und damit für die gesellschaftliche Betätigung ein größerer Spielraum gewährt. Im Gegenteil: Durch die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819 war wieder eine strenge Vorzensur eingeführt worden, die die Jahre des so genannten Vormärz zu einer Epoche geistiger und politischer Unterdrückung machte. Allerdings kamen in diesen drei Jahrzehnten weitere Ursachen hinzu, die Unzufriedenheit und Proteste hervorriefen. Dazu gehörten Probleme in Handel und Gewerbe, Hungerkrisen, Armut und Arbeitslosigkeit mit den daraus resultierenden sozialen Nöten.

### ... schafft à la longue revolutionäres Potential

So hatte sich über die 1830er und 1840er Jahre schon ein revolutionäres Potential in Deutschland zusammengebraut, das sich in mancherlei Aktivitäten niederschlug, aber noch mit repressiven Maßnahmen eingedämmt wurde. Diese trieben nicht zuletzt viele Oppositionelle in die Emigration. Mancherorts trafen sich diejenigen, die auf Veränderung drängten, geheim und an abgelegenen Orten, um Pläne für eine künftige Neuordnung zu schmieden. Das war beispielsweise im Rheingau der Fall, wo in Hallgarten im Gutshaus des in Mainz gebürtigen, seit 1822 als Abgeordneter in der Zweiten badischen landständischen Kammer aktiven Johann Adam von Itzstein mehrere Protagonisten der späteren Revolution zusammenkamen: Robert Blum, Friedrich Hecker, Friedrich Daniel Bassermann, Heinrich von Gagern, Hoffmann von Fallersleben.

Unmittelbar ein Vorzeichen der Revolution setzte am 12. September 1847 in Offenburg eine Versammlung „verschiedener Verfassungsfreunde“, d.h. in dem Großherzogtum Baden, das damals im Deutschen Bund die am weitesten gehende liberale Tradition besaß. Genau genommen, diente dieses Treffen der Vorbereitung der anstehenden Ergänzungs- und Ersatzwahlen zur Zweiten landständischen Kammer. Doch besaßen die bei dieser Gelegenheit verabschiedeten „Forderungen des Volkes“ eine darüber hinauswirkende Stoßkraft. Verlangt wurde, dass sich die Landesregierung von den Karlsbader Beschlüssen lossage, die Pressefreiheit einführe,

ebenso die Lehr- und Organisationsfreiheit. Weitere Forderungen betrafen eine „volkstümliche Wehrverfassung“, eine gerechte Besteuerung, die Abschaffung aller Vorrechte, ferner Allgemeinbildung und Geschworenengerichte. Jenseits liberaler Üblichkeiten schlug Art. 10 bereits einen sozialrevolutionären Ton an: „Wir verlangen Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Capital.“

All dies waren Forderungen, die wenige Monate später im Zuge der 48er Revolution wiederkehren sollten. Zuvor aber noch, am 10. Oktober 1847, hatten sich in Heppenheim an der Bergstraße 18 Kammermitglieder aus mehreren Bundesstaaten getroffen, die den „Anfang eines Deutschen Parlaments“ bilden wollten. Das dabei diskutierte und beschlossene Programm, das als Grundcharta des südwestdeutschen Liberalismus gelten kann, wurde am 15. Oktober 1847 in der *Deutschen Zeitung* in Heidelberg abgedruckt, die bereits als eine vorrevolutionäre journalistische Neugründung gelten kann.

### Pariser Februarereignisse verbreiten sich rasch

Dass der Umsturz in Paris bereits am 24. Februar 1848 mit der Abdankung Louis Philippes und der Amtsübernahme einer bürgerlichen Regierung sein Ziel erreicht hatte, wurde in Deutschland rasch bekannt. Das lässt sich allein am zeitlichen Ablauf ablesen, in dem die dortigen Vorgänge – wie an einer Zündschnur von West nach Ost – bekannt wurden. Nachrichten aus Paris wurden mündlich und in gedruckter Form rasch verbreitet.

Die ersten gelangten über den in napoleonischer Zeit entstandenen optischen Telegraphen nach Straßburg und dann



Zeitgenössisches Flugblatt zu den Märzämpfen 1848. Neuruppiner Bilderbogen (ohne Datum).

weiter nach Deutschland. Dort hatten sie umgehend eine Mobilisierung der Untertanen zur Folge. Geschah dies zunächst wegen des geltenden öffentlichen Versammlungsverbots z.T. noch in geschlossenen Räumen, wie z.B. in Mainz, so strömten sogleich hunderte, ja tausende, schließlich mancherorts sogar zehntausende Menschen auf die Straßen und Plätze. Schon am 27. Februar kamen in Mannheim rund zweieinhalbtausend Teilnehmer zu einer Volksversammlung zusammen, darunter die führenden Köpfe der badischen Liberalen.

Dabei wurde eine Petition formuliert, die in vier Forderungen mündete:

1. Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere;
2. unbedingte Preßfreiheit;
3. die Einführung von Schwurgerichten nach dem Vorbild Englands,
4. die sofortige Herstellung eines deutschen Parlaments.

Bürgerliche Teilhabe am staatlichen Gewaltmonopol rangierte in dieser Aufzählung noch vor den kommunikativen Bedürfnissen.

Während die anwesenden gemäßigten Liberalen diese Petition an die Zweite badische Kammer adressieren wollten, waren die radikalen Kräfte bestrebt, sie als „Sturmpetition“ persönlich direkt



„Verkauf der Wahrheit.“ Johann Nepomuk Höfel, Wien, 1848.

dem Großherzog zu überreichen. Tatsächlich machten sich zu diesem Zweck am 1. März 1848 aber hunderte Menschen auf den Weg in die Residenzstadt Karlsruhe. Empfangen wurden sie dort vom Monarchen freilich nicht.

### Versammlungen vielerorts

In den folgenden Märztagen kam es in mehreren Bundesstaaten, zumal den größeren, zu ähnlichen Versammlungen, die sich an dem Mannheimer Vorbild orientierten. Am 2. März erschienen auf dem Schlossplatz in Wiesbaden angeblich viertausend Teilnehmer und Teilnehmerinnen, die den „Forderungen der Nassauer“ Nachdruck verliehen. Das waren jetzt bereits neun, vermehrt um die Vereinigungs- und Religionsfreiheit, die Verteidigung des Militärs auf die Verfassung, die Umwandlung der Domänen in Staatseigentum und das

Wahlrecht für alle Staatsbürger. Mehr oder weniger gleichlautende Petitionen wurden am selben Tag auch in Württemberg (Tübingen, Stuttgart) und in Bayern (Nürnberg) beschlossen. Am Tag darauf war es auch in der Freien Stadt Frankfurt, in Köln (Preußen) und in München so weit, am 7. März auch in Dresden (Sachsen). In Hanau stellten Bürger des Kurfürstentums Hessen ihrem Regenten Friedrich Wilhelm am 9. März sogar ein Ultimatum.

### Von Heidelberg nach Frankfurt

Von besonderer Bedeutung war, dass am 5. März 51 liberale und radikale Vertreter der Märzbewegung aus verschiedenen Bundesstaaten in Heidelberg zusammenkamen. Bei der „Heidelberger Versammlung“ wurde der Weg zu einer gemeinsamen deutschen Nationalversammlung eingeschlagen.

Dabei traten aber erneut die Divergenzen zwischen konstitutionell-liberalen und radikal-republikanischen Kräften hervor, die fortan den Revolutionsverlauf bestimmen und verkomplizieren sollten. Während die einen eine politische Neuordnung auf gesetzmäßigem Wege zu erreichen suchten, durch Argumente und im Rahmen der konstitutionellen Monarchie, glaubten die anderen, dies nur

durch einen Umsturz zur Republik und den Einsatz von Gewalt erreichen zu können.

Weiter im Osten, in Berlin, der Hauptstadt Preußens, waren die Pariser Neuigkeiten, übermittelt aus Koblenz, ebenfalls durch den Zeigertelegraphen, bereits am 28. Februar bekannt geworden und in den Zeitungen zu lesen gewesen. Die „Märzforderungen“ wurden am 7. März von einer Volksversammlung mit mehr als fünfhundert Teilnehmern und Teilnehmerinnen erhoben, jetzt ebenfalls um weitere ergänzt, wie z.B. eine Amnestie für politisch Verfolgte, politische Gleichberechtigung unabhängig von Konfession und Besitz, Einberufung des Vereinigten Landtages und eine gesamtdeutsche Volksvertretung. Seit dem 4. März hatten sich auch Initiativen zu politischen Reformen in Wien konstituiert. Dort kam es am 13. März zum offenen Aufstand mit Errichtung von Barrikaden und blutigen

Straßenschlachten, bei denen 48 Aufständische ums Leben kamen. Metternich musste zurücktreten. Am 18. März provozierte die Anwesenheit und der Einsatz von Militär auf dem Berliner Schlossplatz die dort Demonstrierenden ebenfalls zu offenem Widerstand, der dreihundert Kämpfer das Leben kostete. Am Tag darauf sah sich der preußische König Friedrich Wilhelm IV. genötigt, dem vorbeiziehenden Trauerzug für die „Märzgefallenen“ seine Reverenz zu erweisen.

In einem geradezu demütigen Aufruf „An mein Volk!“ kehrte sich für einen Augenblick die für den Absolutismus übliche top-down-Kommunikation in die Bittgeste um, zum Frieden zurückzukehren.

Nicht überall kam es sogleich zu solchen Ausbrüchen der Gewalt. Als erstes wechselten die regierenden Fürsten vielfach die amtierenden Regierungen aus und ersetzten diese durch eher liberal gesinnte Persönlichkeiten. Schwieriger war es schon bei

Antworten auf die inhaltlichen Forderungen. In einigen der Bundesstaaten akzeptierten die Monarchen sie, sei es aus politischer Einsicht in den unvermeidlichen Wandel, sei es, dass sie vor dem öffentlichen Druck, ja vor dem drohenden massiven Aufruhr zurückwichen. Zu den erstgenannten Staaten gehörten

Baden und Nassau. In anderen

Fällen lehnten die Fürsten die Märzforderungen zunächst ganz ab oder man lavierte herum, wie etwa im Königreich Hannover. Dass der bayerische König Ludwig I. abdankte, hatte weniger mit der aktuellen politischen Zuspitzung zu tun als damit, dass er seinen Ruf durch sein Verhältnis zu der Tänzerin Lola Montez diskreditiert hatte. In Wien sah sich der österreichische Kaiser Ferdinand I. am 17. Mai 1848 erst einmal zur Flucht nach Innsbruck veranlasst, von wo er erst am 18. August zurückkehrte.

Verlangten die Märzforderungen überwiegend einzelstaatliche Lösungen, so das Streben nach nationaler Einheit ein kollektives Vorgehen. Bei der Heidelberger Versammlung war ein „Siebenausschuss“ eingesetzt worden, der Mitglieder der Landstände sowie andere vertrauenswürdige Vertreter der

Opposition zu einem Vorparlament in Frankfurt, dem Sitz des Bundestages, einlud.

### Die Paulskirche wird zum Sitz des Vorparlaments

Dieses trat dort in der Paulskirche vom 31. März bis 3. April 1848 zusammen. Der erst wenige Jahrzehnte zuvor fertig gestellte Rundbau, den die lutherische Stadtgemeinde zu diesem Zweck bereitstellte, sollte (bis heute) zum zentralen örtlichen Symbol der Revolution werden. Die 574 Teilnehmer des Vorparlaments stammten noch überwiegend aus dem deutschen Südwesten. Ihre wesentliche Aufgabe war, Vorbereitungen für die Wahlen zur Nationalversammlung zu treffen. Dafür wurde ein allgemeines und gleiches (Männer-)Wahlrecht beschlossen, dessen Verfahren den Einzelstaaten überlassen blieb. Herkömmlicherweise wurde dieses an „selbständige“ Staatsbürger gebunden.



„Wie das Heer von neuen Zeitungen gegen die Reaction zu Felde zieht.“ Joseph Cajetan und Andreas Geiger. Farblithographie, Wien, 1848.

Die Nationalversammlung trat nach den Wahlen am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zusammen. Sie stellte korporativ einen entscheidenden Fortschritt im bisherigen Verlauf der Revolution dar. Intern deshalb, weil in ihr regional übergreifend politische Gruppierungen sich organisieren und verständigen

mussten, die den Kern künftiger

Parteien bildeten. Extern trat sie in Konkurrenz zu der bisher politisch maßgeblichen Bundesversammlung, in der die Gesandten der Bundesstaaten das Sagen hatten. Sie tagte in Frankfurt im Palais Thurn und Taxis.

In dem ersten gesamtdeutschen Parlament waren jetzt vorwiegend Repräsentanten der gesellschaftlichen Elite und der gebildeten Kreise vertreten. Zu den namhaften Köpfen, die zu seinem Ruhm beigetragen haben, gehörten u.a. Ernst Moritz Arndt, Friedrich Daniel Bassermann, Karl Friedrich Biedermann, Robert Blum, Friedrich Christoph Dahlmann, Johann Gustav Droysen, Heinrich von Gagern, Jacob Grimm, Johann Adam von Itzstein, Ludwig Jahn, Heinrich Laube, Karl Mathy, Arnold Ruge, Ludwig Uhland, Jakob Venedey und Karl Theodor Welcker.

Mit zwei Aufgaben war die Nationalversammlung primär konfrontiert: Mit der Ausarbeitung einer gemeinsamen Verfassung und der Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt. Die Beratungen waren wegen der politischen Differenzen zwischen rechten und linken Kräften konfliktreich und zogen sich über das gesamte zweite Halbjahr hin. Der eminent wichtige Grundrechtsteil wurde am 20. Dezember 1848 verabschiedet, doch weigerten sich Einzelstaaten jetzt schon, sie durch Verkündigung in Kraft zu setzen. Nach der zweiten Lesung trat die Gesamtverfassung am 28. März 1849 in Kraft. Bereits am 28. Juni 1848 hatte die Paulskirche nach eingehender Debatte die Errichtung einer Provisorischen Zentralgewalt beschlossen, die exekutiv bis zu einer verfassungsgemäßen deutschen Regierung amtieren sollte. Als ihr Oberhaupt wurde der österreichische Erzherzog Johann zum „Reichsverweser“ gewählt. Am 11. Juli 1848 zog dieser feierlich in Frankfurt ein.

### Verdichtung der Kommunikation

Das Jahr 1848 war nicht nur durch eine einzigartige Ereignisdichte ausgezeichnet, sondern auch durch eine Verdichtung der Kommunikation. Sie war eine zentrale Triebfeder, aber ebenso eine Folge der Revolution. Und dies in mehrfacher Hinsicht: Zum einen erlebte nicht nur die direkte und persönliche Kommunikation eine ungeahnte Intensivierung, sondern auch die Gruppen-Kommunikation in den zahlreichen neu ins Leben gerufenen Vereinen, bei öffentlichen Versammlungen und Demonstrationen. Reden hatten ihren Ort nicht zuletzt in der Paulskirche, wo in insgesamt 236 Sitzungen parlamentarische Debatten stattfanden. Die Abgeordneten waren größtenteils sehr gebildet, argumentierten weitgehend sachlich, wenn auch oft langatmig und hochtrabend. Sie pflegten in der Regel einen gehobenen Stil, den man auch als „Paulskirchenrhetorik“ bezeichnet hat. Die bei der Nationalversammlung akkreditierten Zeitungen unterrichteten die Bürger und Bürgerinnen im Lande über deren Arbeit.

Zum anderen kam es 1848/49 zu einer einzigartigen Blüte der durch die Drucktechnik vermittelten Massenkommunikation. Die Beseitigung der Zensur und die Einführung der Pressefreiheit hatte zu den wichtigsten Märzforderungen gehört. Auch hier war Baden vorangeschritten, wo der Großherzog bereits am 29. Februar 1848 das 1832 erlassene, unter dem Druck des Bundes noch im selben Jahr wieder suspendierte, relativ liberale Pressegesetz neuerlich in Geltung gesetzt hatte. Am 3. März stellte auch der Bundestag allen Bundesstaaten anheim, die Pressezensur aufzuheben. Und am 18. März machte beispielsweise auch das neue preußische Pressegesetz davon Gebrauch. Das alles wirkte wie ein Dammbbruch.

Die Verbreitung durch den Druck machten sich selbstverständlich die Urheber der Märzforderungen zu Nutze. Nicht wenige von ihnen waren selbst Journalisten oder Schriftsteller, die über die Macht des Wortes verfügten. Wie in Zeiten der allgemeinen Erregung zuvor gelangten okkasionelle Medien

zur Blüte, also Flugblätter und Flugschriften, die sich schnell ad hoc herstellen ließen. Die politischen Vorgänge lösten 1848 aber auch eine Gründungswelle bei den periodischen Medien aus und trieben die Auflagen hoch. Vielerorts wurden Extrablätter herausgegeben und Zeitungen neu gegründet. Bei diesen handelte es sich oft um Organe, die Meinungsjournalismus verschiedener Couleur betrieben. Hier hatte die Parteipresse in Deutschland ihren Ursprung. Am 1. April 1848 erschien in Berlin die erste Ausgabe der liberalen *National-Zeitung*, am 30. Juni folgte (unter Beteiligung Bismarcks) die konservative, mit dem Eisernen Kreuz im Titel versehene *Neue Preußische Zeitung*. Karl Marx brachte in Köln seit dem 1. Juni 1848 die *Neue Rheinische Zeitung* heraus, als ein Blatt mit sozialistischer Tendenz. Am 18. Oktober 1848 kam am gleichen Ort die erste Ausgabe der katholischen *Rheinischen Volkshalle* heraus. Doch nicht nur neue politische Zeitungen begannen zu erscheinen und berichteten fortlaufend über den Verlauf der Ereignisse. Das publizistische Spektrum vermehrte sich um neue oder bis dahin marginale Pressegattungen wie Satire- und Witzblätter. Legendar wurde der Berliner *Kladderadatsch* (ab 7. Mai 1848). Hinzu kamen zumindest in den großen Städten wie Berlin Wandzeitungen und Anschläge, wofür sich der Ausdruck „Straßeneckenliteratur“ einbürgerte. Die seit 1842 erscheinende Leipziger *Illustrierte Zeitung* bot mit Hilfe von Holzstichen zeitnahe Bildberichterstattung. Beliebte waren ferner die (*Neuruppiner*) *Bilderbogen*, die (bis 1850) in fortlaufender Zählung nahezu wöchentlich eine „neue Bilderzeitung“ über „das merkwürdige Jahr 1848“ lieferten.

Die Medienverdichtung antwortete 1848/49 auf den hohen Informations- und Orientierungsbedarf der Bevölkerung, wie er in revolutionären Zeiten üblich ist. Dies hatte auch eine Veränderung des Rezeptionsverhaltens zur Folge. Exemplarisch ist dafür eine Notiz des für die Freiheitsbewegung aufgeschlossenen Komponisten Robert Schumann: „Großes Revolutionsjahr. Mehr Zeitungen gelesen als Bücher.“ So schrieb er in seinem *Lektürebüchlein*. Damit war er gewiss nicht allein. Es erinnert fast an heutige Praktiken im Internet, wenn Zeitungen, allerdings gegen die Entrichtung von Insertionsgebühren, Platz für Stellungnahmen aus dem Publikum einräumten, überwiegend offenbar solchen, die sich für liberale demokratische Veränderungen aussprachen. Zeitgenössische Belege bestätigen, dass vielerorts zunächst öffentlich ein prorevolutionäres Meinungsklima vorherrschte, während es konservative Stimmen schwer hatten. Angeblich wurden die ersten Ausgaben der *Neuen Preußischen Zeitung* den Händlern entrissen und zertreten. Schon damals ließ sich dabei offenbar das sozialpsychologische Phänomen der Schweigespirale beobachten.

Das historische Beispiel von 1848/49 zeigt überdies, wie Kommunikation, wenn sie nicht zu den gewünschten Zielen führt, in die Ausübung von Gewalt umschlagen kann. Robert Hecker, einer der Anführer der badischen Radikaldemokraten, war mit den Dingen, wie sie im Frankfurter Vorparlament liefen,

unzufrieden gewesen und erklärte, es sei jetzt Zeit, „an die Stelle nutzloser Reden die That zu setzen.“ Den Ausschlag dafür gab ihm am 8. April 1848 die Verhaftung von Joseph Fickler, dem Redakteur der oppositionellen Konstanzer *Seebblätter*. Zusammen mit anderen Gleichgesinnten griff Robert Hecker daraufhin zu den Waffen. Wegen der nur selektiv ausgerüsteten Bürgerwehr rekrutierte man zusätzlich ein Freikorps. Am 12. April 1848 begann von Konstanz aus der so genannte „Heckerzug“, der sich zwei Wochen durch Südbaden bewegte. Nach mehreren Gefechten unterwegs wurden die Aufständischen am 25. April in Kandern von Bundestruppen besiegt. Todesopfer gab es auf beiden Seiten. Hecker setzte sich, um sein Leben zu retten, in die Schweiz ab und emigrierte schließlich in die Vereinigten Staaten, wie nicht wenige der anderen 48er-Revolutionäre.

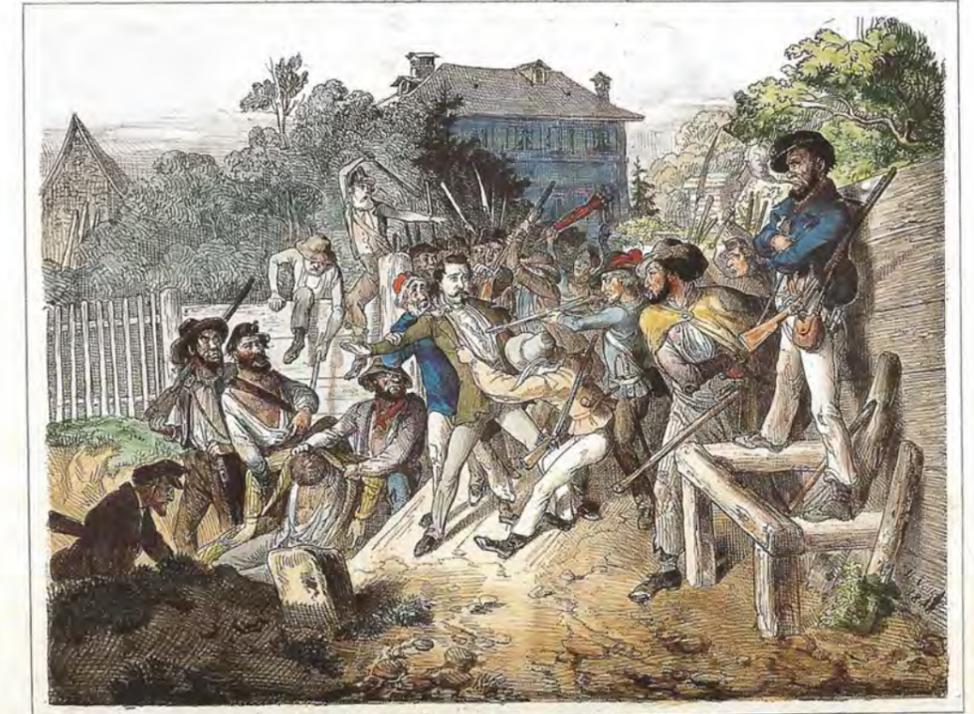
Während man in der Paulskirche auf diskursivem Weg versuchte, zu rechtlich tragfähigen und politisch konsensfähigen Lösungen für einen verfassungsmäßigen Nationalstaat zu gelangen, flammten in den einzelnen Bundesstaaten immer wieder Aufstände auf; bedingt teilweise durch Versorgungsprobleme („Brotkrawalle“), durch mangelnde Demokratisierungsbereitschaft in den Einzelstaaten und die in diesen im Frühjahr 1849 voranschrei-

rende Reaktion. Am 6. und 7. Juli 1848 wurde selbst Frankfurt zum Schauplatz von Gefechten und dies nochmals am 18. September, als ein Sturm auf die Paulskirche losbrach und auch zwei Abgeordnete ums Leben kamen. Im Oktober und November fanden ebenso wieder Kämpfe in Wien und Berlin statt, im April 1849 in der Pfalz, im Mai auch in Sachsen (Dresden) und zuletzt wieder in Baden (Rastatt). Gelegentlich fanden Verhandlungen statt, aber zunehmend wurden die Aufstände militärisch niedergeschlagen, wobei Bundestruppen eingesetzt wurden. Die Bürgerwehren, soweit es sie überhaupt gab, waren unterlegen, mussten sich schließlich ergeben und

wurden entwaffnet, so in Berlin am 11. November 1848. Womit das Militär das staatliche Gewaltmonopol wieder herstellte. Hinzu kamen die juristischen Mittel durch Verhaftungen, Gerichtsverfahren und Gefängnisstrafen bis zur Hinrichtung. Berühmt ist der Fall von Robert Blum, der am 9. November 1848 in Wien standrechtlich erschossen wurde. Doch war er nicht der einzige.

Das Scheitern der Revolution war spätestens seit dem Frühjahr 1849 absehbar, als sich große Einzelstaaten – anders als eine größere Zahl mittlerer und kleiner Staaten – weigerten, die Paulskirchen-Verfassung anzuerkennen. Gespalten war die Nationalversammlung insbesondere in der Frage, in welcher Form die staatliche Einheit hergestellt werden sollte. Nach erheblichen Kontroversen entschied sich die Mehrheit für eine

Scenen aus den Ereignissen des 18. September in Frankfurt \*M.



Ermordung der Abgeordneten von Auerswald u. von Lichnowsky.

Ermordung der Abgeordneten Hans von Auerswald und Felix von Lichnowsky. Lithographie nach Johann Wilhelm Völker, Frankfurt, 1848.

kleindeutsche Lösung unter Ausschluss Österreichs, verbunden mit dem Erbkaisertum für den preußischen König, das diesem von einer Deputation am 3. April 1849 angetragen wurde. Friedrich Wilhelm IV. lehnte das am 28. April aber ebenso ab wie die Reichsverfassung. Damit war das große Projekt der Nationalversammlung fehlgeschlagen. Zwar suchte diese ihre Arbeit fortzusetzen, schrumpfte allerdings, weil Bundesstaaten ihre Abgeordneten nach und nach zurückzogen, andere austraten und der verbleibende Rest der Abgeordneten schließlich von den linken Kräften dominiert wurde. Ende Mai, Anfang Juni 1849 sah sich das Rumpfparlament dazu gezwungen,

nach Stuttgart umzuziehen, wo es am 18. Juni 1849 aufgelöst und von württembergischen Truppen vertrieben wurde.

Mit dem schmachvollen Scheitern der Revolution war auch ein Niedergang der Kommunikation verbunden. Die rhetorische Euphorie der ersten Wochen und Monate verflog. Und auch das Agenda Setting in der Zeitungspressen schwand dahin. Ein deutliches Zeichen setzte schon das Verbot der *Neuen Rheinischen Zeitung* am 19. Mai 1849. Andere Zeitungen lebten zwar fort, büßten aber an Auflage ein und mussten über kurz oder lang ihr Erscheinen einstellen. Die Gründungswelle hatte zu einer Übersättigung des Pressemarktes geführt. Eine Rückkehr zu den Karlsbader Beschlüssen gab es zwar nicht mehr, aber durch die „Allgemeinen Bundesbestimmungen, die Verhältnisse des Mißbrauchs der Presse betreffend“ von 1854

## Good Cop, Bad Guy

Sein Leben und seine Heldentaten wurden zigfach verfilmt, u.a. mit Kirk Douglas, Burt Lancaster, Henry Fonda oder Kevin Costner, und in Romanen und Groschenheften verarbeitet: Wyatt Berry Stapp Earp verkörpert ein Stück Wilden Westen und Pionierzeit.

Earp selbst veröffentlicht durch einen Ghostwriter seine Memoiren, auf denen etliche Produktionen beruhen. Im Ort Tombstone in Arizona dient der „Ok Corral“ als Schauplatz seiner berühmtesten Schießerei bis heute als Touristenziel und Fotomotiv.

Weit weniger bekannt ist, dass Earp eine überaus ambivalente Persönlichkeit war, die sowohl Held als auch Halunke in sich vereint. Einerseits furchtloser Gesetzeshüter, der gesuchte Straftäter hinter Gittern bringt und manche kritische Situation durch seine Ausstrahlung und mit den richtigen Worten entschärft, andererseits kommt er selbst regelmäßig mit dem Gesetz in Konflikt und ist als Betreiber von Saloons, Spielhöhlen und Bordellen in allerlei zwielichtige Geschäfte von Konzessionshandel über Viehdiebstahl bis Unterschlagung verstrickt. Er hat ein gutes Gespür und den Geschäftssinn, wo an der amerikanischen Frontier lukrative – mal mehr und mal weniger legale – Geldquellen zu erschließen sind. Nicht zuletzt scheinen seine Straftaten auch einer der Auslöser für seine Ruhelosigkeit und häufige Wohnortwechsel zu sein.

### Grauzone zwischen Gesetz, Gewalt und Geschäft

Earp wird am 18. März 1848 in Monmouth/Illinois auf einer Farm in eine große Familie als mittleres von acht Kindern geboren. Während er der Landwirtschaft nur wenig abgewinnen kann, lernt er früh mit Waffen umzugehen. Nach mehreren Zwischenstationen zieht die Familie nach Kalifornien. Earp wird Postkutschenfahrer auf verschiedenen Routen und kommt erstmals mit Whiskey, Glücksspiel und Boxkampf in Berührung. Später tritt er in die Fußstapfen seines Vaters und übernimmt dessen Stelle als Polizist, wird jedoch bald durch Unterschlagungen auffällig. In den folgenden Jahren

wurden gleichwohl wieder Reglementierungen der Presse eingeführt (Konzessions- und Kautionspflicht, Pflicht zu amtlichen Veröffentlichungen, Beschlagnahme).

Doch lässt sich nicht sagen, dass die Revolution von 1848/49 total gescheitert war. Auf längere Sicht hatte sie durchaus zukunftssträchtige Perspektiven eröffnet, auf die künftige Verfassungsgeber in Deutschland zurückgreifen konnten. Das rechtfertigt die rühmliche Erinnerung auch noch nach 175 Jahren.

Jürgen Wilke

Dr. Jürgen Wilke, emeritierter Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Mainz, ist einer der prominentesten deutschen Medienhistoriker. 2022 hat er ein biografisches Erinnerungsbuch veröffentlicht: *Erlebtes und Erforschtes*.

entwickelt er zusammen mit seinen Brüdern ein erfolgreiches Geschäftsmodell, um den Wohlstand der Familie zu wahren. Während immer mindestens einer als Gesetzeshüter tätig ist, verdingen sich die anderen in der gleichen Stadt mit dem Betreiben von Saloons und Bordellen oder bei Vieh – und Konzessionsgeschäften. Die Brüder führen ein Leben in der Grauzone zwischen Gesetz, Geschäft und Gewalt. Sie lassen sich meist in Boomstädten an Endstationen der Eisenbahn nieder, wo Cowboys ein raues Leben führen, den Abschluss ihrer Viehtriebe feiern, Geschäfte möglich und furchtlose Gesetzeshüter Mangelware sind. Lebensstationen sind unter anderem Wichita/Kansas und Dodge City/Kansas.

Endgültige Berühmtheit erlangt Earp, als er sich als stellvertretender Marshal 1881 in der Stadt Tombstone, unterstützt von seinen Brüdern Virgil und Morgan sowie dem spielsüchtigen Zahnarzt Doc Holliday, eine Schießerei mit den Cowboys, Viehdieben und Schmugglern Frank McLaury, Tom McLaury, Ike Clanton und Billy Clanton liefert. Dreißig Sekunden, in denen laut Überlieferung mindestens dreißig Schüsse fielen, festigen Wyatt Earps Ruf als furchtlosen Revolverhelden für alle Zeiten. „Blut floss wie Wasser, und menschliches Leben galt nicht mehr als ein Federball“, beschreibt das Lokalblatt *Daily Nugget* „einen der brutalsten Tage in den Annalen von Tombstone“. Von den Cowboys kamen drei ums Leben, die anderen Beteiligten wurden unterschiedlich schwer verwundet. Earp überlebte als Einziger unverletzt. Die nicht unumstrittene Schießerei ist einer der Höhepunkte eines länger währenden Konflikts der Earp-Brüder mit den Cowboys. Im Nachgang wird Earp wegen Mordes angeklagt, da einige der Gegner scheinbar unbewaffnet waren, kommt jedoch wegen Mangels an Beweisen frei. In der Folgezeit entwickelt sich zwischen

den Kontrahenten ein regelrechter Bandenkrieg. Earps Bruder Morgan wird ermordet und Virgil auf offener Straße angeschossen, wofür Wyatt wiederum blutige Rache nimmt. Letztlich muss er Tombstone aufgrund des steigenden öffentlichen Drucks und dauernd aufflammender Konflikte verlassen. Weitere Lebensstationen sind in New Mexiko, Arizona, Colorado und Nevada. Später im Leben folgt Earp zweitweise sogar dem Goldrausch nach Alaska.

## Am American River liegt Gold!

Die Nachricht des *New York Herald* im Jahr 1848 bewegt Massen dazu, ihre Heimat zu verlassen und dem Ruf des Wohlstands zu folgen – nach Kalifornien.

*Ich sah noch einmal zurück in die Zivilisation, hinweg über Köpfe meiner Familie im hinteren Teil des Wagens. Ich hielt die Zügel fest in der Hand – dann ging es los. Mit knirschenden hölzernen Rädern setzte sich die Karawane in Gang. Jetzt musste ich nach vorne blicken, in eine bessere Zukunft. Mit mehr Geld, mehr Chancen für meine Familie. Gemeinsam, mit weiteren Hunderten Siedlern, führen wir immer tiefer in die Wildnis.*

Im Jahr 1848 verkündet der *New York Herald* eine Nachricht, die den größten Migrantenstrom in der Geschichte Amerikas auslösen würde: Goldfund in Kalifornien. Rund 250.000 Siedler und Goldsucher begaben sich daraufhin auf die gefährliche Reise vom Osten des Landes in den bis dahin wenig besiedelten Westen. Der Goldrausch beginnt mit einigen Landarbeitern vom Stamm der Maidu, die bei Shutter's Mill, in der Nähe von Sacramento, zufällig Gold finden.

John A. Shutter, der Besitzer des Landes ahnt bereits, was dieser Fund für die bis dahin kleine Siedlung bedeuten wird. In der Hoffnung, Land zu kaufen und so seinen Profit maximieren zu können, beschließt John A. Shutter, dass der Goldfund seiner Landarbeitern geheim gehalten werden soll – allerdings gelingt dies nur für zwei Wochen. Entgegen der Bestrebungen Shutters verbreitet sich die Nachricht über das Gold schnell, denn es werden Waren in der nahegelegenen Siedlung Sacramento mit Gold-Nuggets bezahlt. Trotzdem wird es noch sechs Monate dauern, bis die Informationen an die Ostküste

Im Alter ist er als Berater von Filmproduktionen, u.a. von Westernregisseur John Ford, tätig und prägt die Darstellung von Revolverhelden im Wilden Westen. Besonders den noch jungen Schauspieler John Wayne beeindruckt Earps Persönlichkeit stark und inspiriert ihn für seine späteren Filmrollen. Im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen erliegt Earp nicht in jungen Jahren einer Schusswunde, sondern stirbt im gesegneten Alter von 80 Jahren am 13. Januar 1929 im Bett.

Tanja Roppelt

gelangen; geschuldet der fehlenden Eisenbahnverbindung reisen Informationen nur langsam. Als dann im August desselben Jahres die überregionale und populärste Tageszeitung New Yorks, der *New York Herald*, die Meldung über den Goldfund verbreitet, beginnt der Wettlauf um die besten Schürflplätze. Die Goldsucher und Abenteurer, so genannte „forty-niners“, begaben sich auf den über 8.000 Kilometer langen „California Trail“. Die bis zu fünf Monate dauernde Reise entlang des Mis-

souri River war enorm gefährlich für die Siedler und Goldschürfer. Der Weg führt durch ungezähmte Wildnis, so mussten sich die Menschen nicht nur gegen die Wetterverhältnisse der Nevada-Wüste oder Rocky Mountains behaupten, sondern auch gegen Hunger und Krankheit. Wer etwas mehr Geld zur Verfügung hatte, konnte über den Seeweg nach Kalifornien gelangen, aufgrund dem wenigen Schiffsverkehr musste

aber damit gerechnet werden, einige Wochen in Panama zu stranden.

Das Ende der schweren Reise war nur für die wenigsten mit Erfolg und dem Reichtum gekrönt, den sie sich erhofft hatten. Trotzdem wuchsen im Zuge des Goldrausches auch die Holz- und Landwirtschaft und schufen lukrative Geschäftszweige. Sacramento, im Landesinneren, und San Francisco, an der Küste, hatten sich während dieser Zeit von kleinen Siedlungen zu aufstrebenden Städten entwickelt. Diese waren jedoch gezeichnet von den Folgen des Migrantenansturms und der frühen Industrialisierung.



Handkolorierte Lithografie, Currier & Ives, New York, 1871. Libr. of Congress.

Es bildeten sich frühe Slums aus provisorisch errichteten Hütten und einer Vielzahl von Bordellen und Saloons. Mit dem Gold kamen nicht nur Menschen und Geld, sondern auch Kriminalität und Gewalt. Im Jahr 1852 terrorisierten 23 Banden die Region, die Menschenhandel mit Seeleuten betrieben. Es erreichten zwar viele Schiffe San Francisco, doch anschließend verließen Großteile der Mannschaften die Schiffe, um sich der Goldsuche anzuschließen. Die Häfen füllten sich mit leeren Schiffen und verzweifelten Kapitänen. Aufgrund des immensen Ansturms auf Kalifornien waren die Goldvorkommen schon nach wenigen Jahren ausgeschöpft.

Während zu Hochzeiten des Goldrausches und der Inflation die Region aufblühte, musste sie sich schon 1854 einer Wirtschaftskrise behaupten, die erst durch das Errichten von Silberminen überwunden werden konnte. Die sporadischen Hütten der Siedler wurden immer mehr zu festen Häusern und Kalifornien stabilisierte sich.

Die Berichterstattung des auflagenstarken *New York Herald* hatte Tausende bewegt, ihre Heimat zu verlassen auf der Suche nach Gold und Wohlstand. Das Ergebnis ist ein wirtschaftsstarker Staat mit einer großen internationalen Vielfalt.

Leonie Fränkle

## „Emancipation der arbeitenden Klasse!“

Die *Neue Rheinische Zeitung* wurde in der Folge des Mai 1848 zum wichtigen Medium der Belange der arbeitenden Klasse. Ein Jahr lang, dann war Schluss mit der Revolution und Chefredakteur Karl Marx floh endgültig ins Exil.

Will man sich vorstellen, wie es sich wohl am 11. April 1848 zugetragen haben mag, als sich drei Männer in Köln zusammenfanden, um einer verbotenen Zeitung wieder Leben einzuhauchen, muss man die stürmischen Zeiten hinzuziehen, die sich bis dahin bereits über lange Zeit aufgebaut hatten und die langfristig die Gesellschaft und Europa umwälzen werden. Da sind zunächst die klimatischen Bedingungen, die noch immer ihren Tribut fordern: Mitte des 19. Jahrhundert sind die Folgen der bereits sehr lange andauernden „kleinen Eiszeit“ (etwa 1300 bis 1900) weiterhin zu spüren, die Winter waren hart, ausgeprägte Kalt- und Regenphasen und kurze Sommer haben zu geringen Ernteerträgen und Missernten und diese zu Hungerkatastrophen geführt; die Menschen sind ausgelaugt, zahlreiche Seuchen wie Typhus, Lepra, Pocken, Grippe und Pest haben ihre Spuren hinterlassen, soziale Verwerfungen und ökonomische Probleme sind allgegenwärtig. Dazu gesellen sich die vielen kriegerischen Auseinandersetzungen in Europa, das mit dem Ende des 18. Jahrhunderts einmal mehr zum Schauplatz erbitterter Kämpfe geworden ist, bei dem Millionen Menschen ihr Leben gelassen haben. Mit der Niederlage von Napoleon Bonaparte 1813 und dem Ende der Koalitionskriege 1815 sind etwa die zermürbenden Napoleonischen Kriege zu Ende, der Wiener Kongress setzt die Grenzen neu. Das nun entstandene Vakuum verlangte nach Friedenssicherung und öffnet Räume für die Bildung neuer Ordnungen in einem Flickenteppich von etwa 200 Staaten, Fürstentümern und souveränen Städten in Europa, in denen es aus unterschiedlichen Gründen Verwerfung und Aufstände in großer Zahl gibt. In Frankreich lodert noch immer das Feuer für die Ideale „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ der Französischen Revolution von 1789 und sorgt auch nach Napoleon weiter für Zündstoff. Mit den revisionistischen „Juliordnanzen“ will König Karl X. 1830 u.a. die Pressefreiheit aufheben und

das Wahlrecht im Sinne des Adels ändern, doch damit entfacht er das französische Revolutionsfeuer erneut und Barrikadenkämpfe fegen ihn binnen drei Tagen aus dem Amt. Der revolutionäre Geist des Vormärz (1815-1848, Vorbedingung der Revolution 1848 in Deutschland), der sich gegen die Obrigkeiten richtete und aus dem Wunsch nach Einigkeit und Nationalismus, Freiheitsrechten und der Absicht entstanden ist, die Gesellschaft neu zu ordnen und neu zu denken, schwappt im Kielwasser der „Juliordnanzen“ auch auf Deutschland über, wo auf Versammlungen und Demonstrationen ebenfalls Grund- und Freiheitsrechte debattiert und eingefordert werden. Es kommt zu zahlreichen Protesten gegen (staatliche u. fürstliche) Willkür. Denn diese walten in beträchtlichen Teilen frei von Einschränkungen durch eine Verfassung oder Parlamente, bevormunden und knechten Bürgerinnen und Bürger durch Bürokratie, die Steuern kommen primär Hof und Militär zugute und freie Meinungsäußerung wird unterbunden – während ihr Volk gegen Misswirtschaft, Korruption, Zollabgaben und Zensur kämpft. Diese unter demokratischen Gesichtspunkten ohnehin missliche Lage des Volkes wird verstärkt durch eine Zäsur, die die Zeiten für immer verändert hat: der Brandbeschleuniger industrielle Revolution. Großbritannien ebnet in jener Zeit den Weg und schafft den Übergang zur Industrialisierung, die Mitte der 1830er Jahre Einzug auch in Deutschland hält. Ein wesentliches Identifikationsmoment für Deutschland ist dabei die Eröffnung der Eisenbahn am 7. Dezember 1835 zwischen Nürnberg und Fürth. Die Massenarmut auf dem Lande führt immer mehr Menschen geradewegs in die Massenverelendung der Städte und Fabriken, wo sie unter schwersten Bedingungen arbeiten müssen, kaum Lohn erhalten und schwer ausgebeutet werden. Einfache und kleinteilige Tätigkeiten oder solche auf engem Raum können Kinderhände verrichten, die

noch weniger Lohn erhalten – und das lässt den Gewinn steigen, weswegen sie gerne in Fabriken und Gruben eingesetzt werden.

### Kritische Geister gründen kritisches Blatt

In diesem Klima von Verarmung und Verelendung und einer neu entstandenen Arbeiterklasse, umgeben von Revolten, Revolutionen und neu entfachtem politischen Partizipationsgeist, sind die beiden kritischen Geister Karl Marx und Friedrich Engels zusammengekommen mit dem Journalisten und Schriftsteller Ernst Dronke, selbst kein Unbekannter in politischen Kreisen: In seinen auf wahren Begebenheiten beruhenden Polizei-Geschichten macht er kurz vorher auf die Willkür und Not der unteren Klassen aufmerksam und handelt sich Ärger ein. In Köln finden sie sich zusammen, später werden sich die Wege der drei wieder trennen. Sie wollen gemeinsam eine Neuauflage der *Rheinischen Zeitung (für Politik, Handel und Gewerbe)* initiieren, eine ursprünglich von liberalen Kräften gegründete Zeitung, die der preußischen Regierung schwer im Magen gelegen hatte und deswegen verboten worden war. Sie erschien ab Anfang 1842 und verfolgte den Anspruch einer unabhängigen politischen Zeitung, weswegen die Artikel zum Schutze der Schreibenden vor Repression und Verhaftung anonym veröffentlicht wurden. Marx war bereits damals mit dabei, begann seine Mitarbeit im Mai desselben Jahres mit einer Artikelserie zu den „Debatten über Pressefreiheit“, in dem er die Reden beim sechsten Rheinischen Landtag ein Jahr zuvor ausinandernimmt. Auch seine Mitstreiter (u.a. Adolf Rutenberg, Fritz Anneke, Friedrich Engels, Moses Hess, Georg Herwegh, August Hoffmann von Fallersleben) nahmen sich strittigen Themen an, zum Beispiel der Verordnung über Ehescheidungen, oder rückten staatliche Einrichtungen und Verhältnisse in den Blick. All das machte sie zu progressiv und gefährlich für den preußischen Obrigkeitsstaat und die konservativen Kräfte; Anfang 1843 wurde ihnen die Konzession entzogen. Gemeinsam mit Teilen der ehemaligen Mitarbeiter (u.a. der deutsch-jüdische Philosoph und Schriftsteller Moses Hess und der Demokrat und Revolutionär Fritz Anneke) vollziehen die drei Denker Marx, Engels und Dronke 1848 die Wiedergründung, doch bereits auf der Gründungsversammlung werden die Dissonanzen, die damals schon aufgrund unterschiedlicher Gesellschaftskonzepte bestanden, deutlich. Es ist Marx, der sich schließlich durch- und die Neuauflage *Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie* unter Mitarbeit von Engels umsetzt. Sie erscheint in 301 Ausgaben (Auflage 5.000-6.000 plus Beilagen) vom Juni 1848 bis Mai 1849 täglich in Köln. Neben den drei Genannten schreiben u.a. Heinrich Bürgers, Ferdinand Freiligrath, Georg Weerth (Feuilleton), Ferdinand Wolff (Themen zur Außenpolitik) und Wilhelm Wolff (Sozialkritik) mit. In der Zeit der europäischen Revolution(sbewegung) von 1848/49, in der es zu bewaffneten Kämpfen in Frankreich,

Italien, Böhmen, Ungarn, Österreich, Polen und den Ländern des Deutschen Bundes kommt, schreiben sie über die neuesten Nachrichten. Darunter fallen innenpolitisch etwa Begebenheiten in der Nationalversammlung, welche Anträge angenommen wurden (inkl. Wortlaut), militärisch Relevantes (etwa der Befehl in Bayern, Truppen an die österreichische Grenze zu verlegen) oder Personen, gegen die ein politischer Prozess eingeleitet wird. Über ein Netz eigener Europakorrespondenten war ein außenpolitischer Fokus sehr wichtig, und zwar weit über Europas Grenzen hinaus. Die Sprache variiert je nach Autor von sachlich bis poetisch, von scharfsinnig-polemisch bis humoristisch. Bei aller Variation im Ton, die thematische Ausrichtung ist stets klar: Verhandelt werden gesellschaftliche Verhältnisse und Missstände sowie die Akteure darin wie etwa die Finanzaristokratie, die Lage der arbeitenden Klasse in England, in Frankreich und in Deutschland, die Frage feudaler und Standesprivilegien und ganz zentral die Revolution in Deutschland 1848/49. Mit der Ausgabe 301, ganz in Rot gedruckt, wird die *Neue Rheinische Zeitung* von den Redakteuren eingestellt, bevor sie des Landes verwiesen oder vor Gericht gestellt werden. Sie verabschieden sich mit den Worten: „Die Redakteure der Neuen Rheinischen Zeitung danken Euch beim Abschiede für die ihnen bewiesene Theilnahme. Ihr letztes Wort wird überall und immer sein: Emancipation der arbeitenden Klasse!“ Marx selbst verbringt die Zeit danach im Exil in London und gründet von dort aus die *Neue Rheinische Zeitung. Politisch-ökonomische Revue*. Nur sechs Nummern erscheinen von der Zeitschrift 1850. Ab 1852 schreibt Karl Marx ein Jahrzehnt lang als Korrespondent für die *New York Daily Tribune*, widmet sich schließlich ganz seinem philosophischen Hauptwerk. Die *Neue Rheinische Zeitung*, sie blieb (s)ein journalistischer Meilenstein. Kinza Khan



Letzte Ausgabe der Neuen Rheinischen Zeitung vom 10. Mai 1849.

# Ridentem dicere verum

„Lächelnd die Wahrheit sagen“ – das antike Motto des Horaz machten sich auch die Gründer des *Kladderadatsch* zu eigen und schufen das berühmteste illustrierte Polit-Witzblatt Berlins. Die Pressehistorikern Ursula E. Koch nimmt uns mit auf eine Zeitreise.

Am 6. Mai 1923, in einer Zeit des politischen Umbruchs nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg – aus dem Kaiserreich war 1918 eine Republik geworden – und der Hyperinflation, feierte Berlins langlebigstes, der politischen Text- und Bildsatire gewidmetes Wochenblatt *Kladderadatsch* mit einer Jubiläumsausgabe (Nr. 18) seinen 75. Geburtstag. Auf der ganzseitigen Titelkarikatur von Arthur Johnson erblickt man den personifizierten *Kladderadatsch* als ein verschmitztes kleines Männchen mit überproportionalem Kopf, das hilflos auf eine bunte Volksmenge starrt und zu der Erkenntnis gelangt: „Mein altes Berlin – wie hast du dir verändert!“ Und in der Tat, aus dem „alten Berlin“, der Hauptstadt des Königreichs Preußen und seit 1871 auch des deutschen Kaiserreichs (1870/71 circa 800.000, 1911: zwei Millionen Einwohner), war im Oktober 1920 durch zahlreiche Eingemeindungen das brodelnde „Groß-Berlin“ geworden, mit rund vier Millionen Einwohnern die drittgrößte Stadt und zugleich größte Zeitungsstadt der Welt.

Im Folgenden sei der Versuch gewagt, die wechselhafte Geschichte dieses mehrfach wissenschaftlich untersuchten (z.B. durch Ingrid-Heinrich Jost, 1982), inzwischen digitalisierten fast hundert Jahre bestanden Berliner Polit-Witzblattes (1848-1944) in gebotener Kürze nachzuzeichnen.

## Revolution und Konterrevolution 1848/49: Das Geburtsjahr des *Kladderadatsch*

Die „Märzrevolution“ 1848 mit ihren Errungenschaften Presse-, Versammlungs- und Vereinsfreiheit sowie freie Wahlen hatte in Berlin nach Pariser (*Le Charivari*, übersetzt mit Katzenmusik) und Londoner (*Punch*) Muster ein neues Medium hervorgebracht: das die aktuelle „hohe“, Gesellschafts- und Lokalpolitik satirisch unter die Lupe nehmende Wochenblatt mit Karikaturen. Wie ein Zeitzeuge, der Schriftsteller Theodor Fontane, rückblickend feststellte, schufen die damals geradezu

aus dem Boden schießenden über 30 Witzblätter „das moderne Berlinertum“: ein Cocktail aus Übermut, Selbstironie, Spottsucht, Kritik und Sentimentalität.

Jedoch nur ein einziges von ihnen überlebte dauerhaft die noch im gleichen Jahr einsetzende Konterrevolution: der am 7. Mai 1848 erstmals erschienene *Kladderadatsch* (Wortbedeutung im übertragenen Sinn „Zusammenbruch des Alten“). Sein Untertitel lautete bis 1849 (Heft 32) „Organ für und von Bummeler“ (damals Bezeichnung eines freien selbstbewussten Bürgers) und, ab Nr. 33 vom 12. August 1849 bis zu Nr. 7 vom 18. Februar 1912, „Humoristisch-satyrisches (ab 1872 satirisches) Wochenblatt“.

Zu verdanken war diese erfolgreiche Gründung einem geschäftstüchtigen Verleger, Gregor Heinrich Albert Hofmann, drei Vettern aus Breslau jüdischer Herkunft, jedoch früher oder später protestantisch getauft: David Kalisch, ein beliebter Possendichter, Rudolf Löwenstein, ein promovierter Philologe, und Ernst Dohm, ein ehemaliger Theologe, dessen Gattin Hedwig sich später als Frauenrechtlerin einen Namen machte. Zu diesen drei Vertretern des sprühenden jüdischen

Witzes, genannt „die Gelehrten des *Kladderadatsch*“, gesellte sich der Maler und Karikaturist Wilhelm Scholz – über vier Jahrzehnte der Hauptzeichner des Blattes – sowie, ab 1862, der von seinen Kollegen liebevoll als Christ bezeichnete Lyriker und Satiriker Johannes Trojan.

Das Format des *Kladderadatsch* (Satzspiegel 22 x 28-30 cm), der sonntags erschien, sowie seine Aufmachung blieben bis zu Nr. 7 vom 18. Februar 1912 relativ konstant. Das Markenzeichen des Titelkopfes war ein verschmitzt grinsendes Philister-Gesicht, umrahmt von einem satirischen „Wochenkalender“. Darunter erschien ein politischer Leitartikel in satirischer Versform oder Prosa, schon bald eine Institution. Die folgenden Seiten (später, dank oft mehrerer „Beiblätter“ mit Annoncen, bis zu 20) enthielten durch unterschiedliche Schrifttypen sowie



Erste Nummer des *Kladderadatsch* vom 7. Mai 1848

## Die Bismarckzeit (1862-1890): „La Belle Epoque“ des *Kladderadatsch*

Nach seiner Ernennung zum preußischen Ministerpräsidenten (1862) wurde Otto von Bismarck im *Kladderadatsch* zunächst als „reaktionärer Junker“ verspottet. Doch dann, nach den von Preußen 1864 und 1866 gewonnenen „Einigungskriegen“ gegen Dänemark und Österreich sowie Bismarcks Annäherung als Bundeskanzler an den Liberalismus wurde dieser in einer Zeit, in der es noch keine Pressefotos gab, dank der zahlreichen politischen Porträtkarikaturen im *Kladderadatsch* ein regelrechter „Medienstar“.

Zum satirischen Erkennungszeichen dieses Staatsmanns (1871-1890 Reichskanzler) zunächst in der deutschen und bald auch in der europäischen Karikatur wurden jene 1863 von Wilhelm Scholz kreierten drei Haare, die fortan Bismarcks immer kahler werdendes Haupt schmücken sollten. Nicht selten ließen sie überdies den aufmerksamen Betrachter, wie etwa auf

der am 24. Juli 1887 erschienenen Karikatur „Das Auge, welches wir stets auf Frankreich haben“, Bismarcks jeweilige politische Laune erraten. In den 1870er und 1880er Jahren kommentierten die satirischen Texte und „visuellen Kommentare“ (Thomas Knieper) des *Kladderadatsch* teils wohlwollend (z.B. Kulturkampf, Sozialistengesetz, außenpolitische Bündnispolitik), teils ablehnend (konservative Wende in der Wirtschafts- und Sozialpolitik) die Politik des Reichskanzlers zur Zeit Kaiser Wilhelms

durch kleinere schwarz-weiße Holzschnitte (Einzel- oder Abfolge-Karikaturen) geschickt aufgelockerte satirische Textbeiträge wie Monologe, Dialoge (z.B. die in jeder Nummer anzutreffenden politisierenden Berliner Schnauzen „Schultze und Müller“), fingierte Briefe, Fabeln oder Trinklieder. Die in dem lange Zeit textlastigen *Kladderadatsch* veröffentlichten, mit den Mitteln der Verfremdung, Reduzierung oder Übertreibung arbeitenden halb- und ganzseitigen politischen Individual- oder Typen-Karikaturen (mit Überschrift und Untertext), darunter Motive aus der Mythologie oder Literatur, verstanden sich nicht selten als Pendant zu dem Leitartikel des Titelblattes. Vor dem Hintergrund des preußischen Pressegesetzes (12. Mai 1851 bis zur Einführung des liberalen Reichspressegesetzes am 7. Mai 1874), das die „Märzerrungenschaften“ größtenteils wieder rückgängig machte, sowie des preußischen Strafgesetzbuchs (z.B. Majestätsbeleidigung) entwickelte sich der im In- und Ausland bald mehr oder weniger erfolgreich imitierte, aber auch öfters beschlagnahmte, wenn nicht gar vor-



übergehend verbotene (z.B. in Österreich oder in Frankreich) *Kladderadatsch* (1852 20.250 Exemplare) zum Prototyp des politischen Witzblattes deutscher Nation. Mit 26.000 Exemplaren, ergänzt durch vierteljährliche „Illustrierte Rückblicke“, Karnevals-, Sylvester- und andere *Kladderadatsch*- Sondernummern, Alben und Kalender, überflügelte er bereits 1859 die gesamte damals einer Bleiwüste gleichende deutsche Tagespresse und verkündete nicht ohne Stolz: „L'opinion publique c'est nous“ (Die öffentliche Meinung sind wir). So haben nicht nur die Stammleser, in der Regel Vertreter des liberalen Bürgertums, sondern nachweislich auch so manche Fürsten und Staatsmänner, Politiker und Journalisten dieses Witzblatt abonniert, das auf dem Weg der Unterhaltung die politische Meinungsbildung beeinflussen sollte und wollte. Ohne Abonnement konnte es in Buchläden, öffentlichen Bibliotheken, Lesekabinetten oder auch in Hotels, Restaurants, ECKkneipen, Cafés, Billardstuben oder Barbiersalons eingesehen werden.



Links: Titelzeichnung des *Kladderadatsch* vom 6. Mai 1923. Oben: Bismarcks drei Haare im *Kladderadatsch* vom 24. Juli 1887.

I. So erblickt man ihn zum Beispiel auf so mancher höchst fantasievollen Karikatur als Friedensengel, Herkules, Riese Atlas, Rad schlagenden Pfau oder gar peitschenschwingenden Eselstreiber. In der gleichen Zeit waren in Berlin nach und nach neue, ihrerseits durchaus erfolgreiche illustrierte Witzblätter (z.B. 1871 die Beilage des *Berliner Tageblatts*, *Ulke*) entstanden. Allerdings konnte zum damaligen Zeitpunkt noch keines von ihnen die Stellung des von Thomas Mann einmal als „politisch-literarisches Inventarstück der bürgerlichen Kultur Deutschlands“ bezeichneten *Kladderadatsch* (zeitweise bis zu 50.000 Exemplare) erschüttern (siehe dazu auch Ursula E. Koch: *Der Teufel in Berlin*, Köln 1990).

## Die Wilhelminische Epoche (1888-1918)

Dies änderte sich erst unter Kaiser Wilhelm II., als Berlin seine Vormachtstellung als Deutschlands Witzblattzentrum Nr. 1 an München, dem Erscheinungsort des dank seiner Spitzenzeichner (z.B. Olaf Gulbransson) noch heute bekannten satirischem

Wochenblattes *Simplicissimus* (1896-1944) verlor. Nach der Jahrhundertwende, am 24. Mai 1908 (Nr. 21), hatte Paul Warnke, ein erklärter Patriot, die Schrifteleitung von Johannes Trojan, dem letzten Vertreter der alten Garde, übernommen. Unter seiner Leitung rutschten die Auflagenziffern des sich zusehends vom Liberalismus abkehrenden *Kladderadatsch* trotz neuer schlagkräftiger Zeichner (Gustav Brand, Ludwig Stutz) auf durchschnittlich 38.000 Exemplare ab. Mit dem Sinken der Auflage schrumpfte aber auch der Inseratenteil. Der freiwerdende Raum wurde mit immer mehr Bildsatiren und Glossen gefüllt; doch erst ab dem 25. Februar 1912, also vergleichsweise spät, zeigte schließlich das zu diesem Zweck völlig neu gestaltete Titelblatt des *Kladderadatsch* – wie viele seiner in- und ausländischen Konkurrenten längst vor ihm – eine ganzseitige farbige Karikatur.

1914 eilte der *Kladderadatsch*, indem er – wie schon im Deutsch-Französischen Krieg (1870/71 – im Kontext seiner Textbeiträge die Karikatur als Kampf- und Propagandamittel einsetzte, mit fliegenden Fahnen in die „heilige Schlacht“ gegen den „Erbfeind“ Frankreich und huldigte überschwänglich den deutschen Truppen und Heerführern, allen voran Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg (1925 bis 1934 Reichspräsident).

### Die (ungeliebte) Weimarer Republik (1918–1933)

Als Berlin in den 1920er Jahren seinen Rang als Deutschlands Witzblattstadt Nr. 1 (über 40 Titel unterschiedlicher Lebensdauer, Reichweite und Tendenz) zurückeroberte, vollendete der einst revolutionäre, dann links- und schließlich lange Zeit rechtsliberale *Kladderadatsch* mit seinen vier Stammzeichnern Arthur Johnson, Oskar Theodor Garvens, Hans Lindloff und Werner Hahmann die bereits um die Jahrhundertwende eingeschlagene konservative Kehrtwendung. Fortan unterstützte er mit seinen Mitteln die bürgerlich-antidemokratische Deutsch-nationale Volkspartei (DNVP). Die Ablehnung jeglicher

Kriegsschuld Deutschlands, der Ruf nach Vergeltung, die Verunglimpfung der Siegermächte, allen voran Frankreichs mit seiner „Niggerarmee“ (senegalesische Besatzungstruppen im Rheinland), die „Dolchstoß-Legende“, Feindbilder wie die Sozialdemokraten, Kommunisten und Pazifisten sowie, in Anbetracht seiner Entstehung besonders verwunderlich, die „allgegenwärtige Macht der Juden“ bestimmten fortan seinen Inhalt. Nicht unerwähnt bleibe hier auch die Verspottung der politisch engagierten (z.B. Rosa Luxemburg, Clara Zetkin) oder der neuesten Mode (kurzer Rock, Bubikopf) folgenden Frau. Indem der *Kladderadatsch* sich mit seinem Ruf nach einem „starken Mann“ (wie dereinst Bismarck) zusehends den Nationalsozialisten angenähert hatte, musste er 1933 nicht „gleichgeschaltet“ werden, er war es schon.

Der *Kladderadatsch* wurde 96 Jahre alt. In seiner letzten Ausgabe (Nr. 36 vom 3. September 1944) dankte er seinen Lesern und Freunden für ihre Treue und gab der natürlich unerfüllt gebliebenen Hoffnung Ausdruck, die Zeitschrift „nach dem Siege“ allen Beziehern wieder in gewohnter Weise liefern zu können. Die in der Bilddatenbank *HeidiCON*, einer „Virtuellen Diathek“, abrufbaren und erschlossenen Einzelbilder des *Kladderadatsch*, die mit der Onlinepräsentation der Zeitschrift der Universität Heidelberg verbunden sind, erweisen sich als ein wichtiges Quellenmaterial für historisch interessierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Sie sind darüber hinaus auf ihre Weise ein Gegenbeispiel zu der von Otto F. Best 1993 aufgestellten und seither viel diskutierten These, die Deutschen seien ein „Volk ohne Witz“.

Ursula E. Koch

Dr. Ursula E. Koch, emeritierte Professorin für Kommunikationswissenschaft an der LMU, ist eine der führenden Expertinnen für deutsch-französische Mediengeschichte sowie Mitgründerin der internationalen Bildsatire-Forschungsgruppe *Équipe interdisciplinaire de recherche sur l'image satirique EIRIS*.

## „No coward soul is mine“

Im Dezember jährt sich der Todestag der englischen Schriftstellerin Emily Brontë zum 175. Mal. Ihre Lyrik und Roman *Sturmhöhe* (*Wuthering Heights*) zählen mit zu den bedeutendsten Werken der englischen Literatur.

Trotz ihres relativ schmalen lyrischen Werks zählt Emily Brontë heute zu den wichtigsten Dichterinnen Englands des 19. Jahrhunderts. Breit rezipiert von anderen Autorinnen erlangte sie schon kurz nach ihrem Tod einen hervorragenden Ruf. So war die britische Autorin Virginia Woolf begeistert von Brontës Werk und die Begeisterung der US-amerikanische Dichterin Emily Dickinson ging sogar so weit, dass sie eines von Brontës Gedichten an ihrer Beerdigung vortragen ließ. Viel ist über Emily Brontës Leben nicht bekannt; sie war eine sehr zurückgezogene Person und selbst ihr bekanntestes

Porträt ist umstritten. Gerade aber diese Ungewissheit stellt Biograph:innen immer wieder vor die herausfordernde Aufgabe, Emily Brontë zu greifen und ihr Leben nachzuerzählen – und die Mythen, die sich um ihre Figur ranken, machen einen großen Teil der heutigen Faszination aus.

Das meiste, was über Emily Brontës Leben heute bekannt ist, stammt tatsächlich aus Berichten von ihrer ebenfalls als Autorin bekannten Schwester Charlotte Brontë (Autorin von *Jane Eyre*). Allerdings haben diese Darstellungen auch oft Fakt und Fiktion vermischt und so ein relativ persistentes Bild von Emily

als unbeugsam, hartnäckig, reserviert und unzugänglich skizziert. Viele Biografien aus dem späten 20. Jahrhundert dichteten Emily Brontë Magersucht oder andere psychische und körperliche Krankheiten an, dabei besteht durchaus die Möglichkeit, dass sie einfach nur schüchtern und zurückhaltend gewesen sein könnte. Ein Beispiel hierfür wäre Emily Brontës Entscheidung, alleinstehend zu bleiben und den Haushalt ihres Vaters zu leiten, was damals nicht als feministische, starke und eigenständige Entscheidung aufgefasst wurde, sondern als Zeichen ihres sonderbaren Charakters. Mit diesem Vorurteil räumte aber glücklicherweise unter anderem die feministische Literaturwissenschaft auf.

### Emilys Leben zuhause

Emily Brontë wird 1818 als fünftes Kind der Pfarrfamilie Brontë geboren und verbringt den Großteil ihres kurzen Lebens (sie wurde nur 30 Jahre alt) in Thornton, Yorkshire, Nordengland. Schon früh werden die Geschwister von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht, auch bedingt durch die schwierigen Lebensumstände im nordenglischen Yorkshire: Die Mutter stirbt früh an Gebärmutterkrebs und Emilys beide älteren Schwestern erliegen kurz darauf der Tuberkulose. Neben ihren auch bekannten Schwestern Charlotte und Anne bleibt Emily noch ein Bruder, dessen Leben aber ebenso von vielen Rückschlägen geprägt ist und der sie 1848 schließlich



Die Schwestern Anne, Emily und Charlotte Brontë (v. l.) auf einem Bild von ihrem Bruder Branwell, ca. 1848.

auch an der für sie beide tödlichen Tuberkulose infiziert. Emily genießt wenig außerhäusliche Schulbildung, da sie ihre Schulaufenthalte immer früh beendet und nach kurzer Zeit wieder nachhause zurückkehrt. So überlässt sie auch ihren Platz an der Woolers Schule, an der ihre Schwester Charlotte bereits Lehrerin ist, ihrer jüngeren Schwester Anne. 1838 arbeitet Emily selbst auch kurze Zeit als Lehrerin, kehrt aber auch von diesem außerhäuslichen Beruf bald wieder nachhause zu Bruder und Vater zurück. Hier lernt sie Latein, studiert die Evangelien, zeichnet, schreibt, spielt Klavier und führt den Haushalt.

Mit ihren Schwestern verbindet Emily ein enges Band: Charlotte begleitet sie 1842 nach Brüssel, um ihr Französisch zu verbessern und mit ihrer Schwester Anne (Autorin von *Agnes Grey* und *The Tenant of Wildfell Hall*) kreiert sie eine ganze

Phantasiewelt namens Gondal. Charlotte ist es auch, die Emily im Jahr 1846 auffordert, ihren ersten und einzigen Gedichtband zusammen mit ihr und Anne zu veröffentlichen (*Poems*). Hier entsteht auch das familieninterne Pseudonym „Bell“ und Emily publiziert unter dem Namen Ellis Bell. Der Band wird zu ihren Lebzeiten kaum verkauft, die existierende Kritik fällt für Emily allerdings sehr positiv aus.

Das Leben in Yorkshire und Emilys Liebe zur Natur lassen sich auch in ihrem literarischen Werk wiederfinden. *Sturmhöhe*, ihr einziger, aber sehr einflussreicher Roman aus dem Jahr 1847, spielt mitten in der nordenglischen Moorlandschaft und ist vor allem für seine dramatische und poetische Darstellung bekannt. Der Roman verwendet eine ungewöhnliche Struktur einer ausgefeilten Rahmen- und Binnenerzählung, die als eine große Rückblende aus der Sicht einer der im Plot selbst mitwirkenden Figuren angelegt ist. Als Kombination aus romantischen Elementen aber auch des „gothic novel“ (dt. etwa Schauerroman) forderte *Sturmhöhe* die damaligen Leser:innen

heraus, ihre Moralvorstellungen sowie ihr Frauenbild zu reflektieren. Darüber hinaus berichtet der Roman detailliert von häuslichem Missbrauch und Gewalt und lässt auch übernatürliche Elemente in die Handlung einfließen.

*Sturmhöhe* aber auch der allgemeine Mythos um die Brontë Schwestern ist einer der Gründe, warum der Name Emily Brontë heute weiterhin so bekannt ist. Brontës einziger

Roman war richtungsweisend für die englische Literatur, wurde in 30 Sprachen übersetzt und sogar für die Bühne adaptiert. Es gibt zahlreiche Weitererzählungen und Adaptionen des Romans wie, zum Beispiel, *Nelly Dean* 2015 oder *The Lost Child* 2015. Die Brontë Schwestern und ihre Werke genießen also ähnlich wie zum Beispiel Jane Austen eine ungemein wichtige Stellung in der englischen Populärkultur – so kam es auch zu Kate Bushs 1978 eindringlichen Hit *Wuthering Heights*, der sich vier Wochen lang in den britischen Charts hielt. *Sturmhöhe* wurde mehrmals verfilmt und inzwischen im Spielfilm *Emily* aus dem Jahr 2022 sogar mit dem Leben der eigentlichen Emily Brontë vermischt.

Susen Halank

Susen Halank ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft der Universität Bamberg.

## Von Frauen für Frauen

Helene Lange floh aus dem „geistigen Ödland“ ihrer Zeit. Mit lauter Stimme und eigener Zeitschrift kämpfte sie für gleiche Bildungs- und Berufschancen für Mädchen und Frauen. Ihr Motto: „Wenn kluge Männer sprechen – müssen kluge Frauen brüllen“.



Die am 9. April 1848 Geborene verbrachte ihre Kindheit in Oldenburg. Als 16-jährige Tochter der früh verstorbenen Eltern Carl Theodor

(1819-1864) und Johanne Sophie Amalie Lange wurde sie von einem konservativen Vormund aufgezogen. Er schickte sie in ein protestantisches Pfarramt nach Württemberg, in welchem sie in ein Umfeld eintauchte, das akademische und theologische Diskurse umfasste.

Doch das interessierte Mädchen scheint vom Pech verfolgt – „vom Pech, ein Mädchen zu sein“, schreibt Lange in ihren Lebenserinnerungen, die 1921 veröffentlicht werden. Diese sollten ihr letztes Werk vor ihrem Tod im Jahr 1930 sein. Doch dass dieses Pech nicht selbstbestimmt, sondern von Männern gemacht ist, begreift sie früh.

Ein Mädchen im 19. Jahrhundert, das es wagt, sich in akademische „Männergespräche“ einzumischen. Der allgemeinen Einstellung des Pfarramts, ganz nach dem Motto: „Wenn kluge Männer sprechen, haben Mädchen zu schweigen“, begegnet Helene Lange mit Bildung, Mut und Leidenschaft. Eine Passion für die Lehre und Wissbegier feuern sie an. Ihr Ziel: Freiheit für Frauen durch Bildung.

Der erste Schritt in ihre Unabhängigkeit ist der Weg ins Elsass. Dort darf sie in einem französischen Mädchenpensionat Deutschunterricht geben und sie bildet sich gleichzeitig selbst in verschiedenen Fachbereichen wie Literatur, Französisch und Theologie weiter. Die Jahre bis zu ihrer Volljährigkeit bleiben aber bestimmt durch einen Vormund, der für Helene Lange eine Hochzeit vorsieht. Eine Entscheidung, die Helene Lange nicht passt. Also entscheidet sich die angehende Lehrerin: Raus aus dem Ödland – ab nach Berlin.

Den Umzug kann sich die junge Frau nur durch ein kleines Erbe und Privatunterricht finanzieren: Eine Chance, die den meisten bürgerlichen Frauen verwehrt bleibt. Genau diesen Zustand will Lange durch ihren Kampf für eine wissenschaftlich fundierte Ausbildung und höhere akademische Abschlüsse für Mädchen ändern.

### „Gelbe Karte“ für das Unterrichtsministerium

Angekommen in Berlin knüpfte Helene Lange schnell Kontakte zur Frauenbewegung. Auch die liberale Politik trat immer mehr in ihr Interessensfeld. Trotzdem blieb für die Lehrerin die Verbesserung der Bildung für Frauen und Mädchen der Fokus ihres feministischen Engagements.

In ihrer Berufserfahrung war sie auf weitere Rückstände der Bildungschancen von Frauen aufmerksam geworden. Eine qualifizierte Ausbildung für und von Frauen musste her. Am 9. Januar 1888 wird von Helene Lange, Minna Cauer, Anna Luise Dorothea Jessen, Henriette Schrader-Breyman, Marie Loeper-Housselle und Frau Eberty erstmals die *Die Gelbe Broschüre* publiziert. Ein Heft, das über die Missstände der Bildung für Frauen aufmerksam macht und Lösungsvorschläge bietet. Helene Lange reicht die Schrift beim preußischen Unterrichtsministerium sowie beim preußischen Abgeordnetenhaus ein. Außer der Aufmerksamkeit liberaler Kreise bewirkte die Broschüre zunächst nichts. Doch gelten die Vorschläge im wahrsten Sinne des Wortes als erste „gelbe Karte“ für das Unterrichtsministerium.

Helene Langes Ehrgeiz stellte sich bald als Endgegner für die Abgeordneten heraus, denn die Mühen der Frauenrechtlerin sollten sich auszahlen. Auf erste erfolgreiche Realkurse sollten bald Gymnasialkurse folgen, die Frauen berufliche Unabhängigkeit und erstmals die Chance auf eine akademische Weiterbildung ermöglichten.

Sowohl in Lehreinrichtungen als auch in der Politik machte sich Helene Langes Kampf um die Berufs- und Bildungschancengleichheit bemerkbar – und als Publizistin. Im Jahr 1890 gründete sie den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein (ADLV). Zusätzliche verbreitet sie ihre Ziele durch die Zeitschrift *Die Frau*, die von 1893 bis 1944 zunächst monatlich, dann vierteljährlich erschien. Es war das „Zentralorgan“ der bürgerlichen Frauenbewegung.

Trotz eines Augenleidens, das ihr das Lesen und Schreiben erheblich erschwerte, baute sie ihren politischen Einfluss weiter aus. So gehörte sie 1918 zu den Mitgründer\*innen der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei und zog 1919 als Alterspräsidentin in die Hamburger Bürgerschaft ein. Bald aber legte sie ihre Ämter nieder und widmet sich ihrem letzten Werk, den Lebenserinnerungen. Hier sammelte sie all ihre Gedanken über ihr Leben, das wiederum das Leben vieler Frauen positiv veränderte. Ihr Ideal ist bis heute aussagekräftig: „Wenn das Endziel der Frauenbewegung einmal erreicht ist, so wird es kein führendes Geschlecht mehr geben, sondern nur noch führende Persönlichkeiten.“  
*Lea Cassandra Brejschka*



achtzehnhundertdreiundzwanzig

## Kölle alaaf!

Vor 200 Jahren bekam der Karneval am Rhein eine erste Satzung – und den ersten Rosenmontagszug.

Wer hat sie erfunden, die Fröhlichkeit vor der Fastenzeit? Keine Ahnung. Schon „immer“, jedenfalls seit dem Mittelalter, gab es Festivitäten, Schabernack und Verkleidungsspiele zum Austreiben des Winters und Einläuten der Zeit der Zurückhaltung.

In Nürnberg soll es bereits 1397 erstmals einen Fastnachtsumzug gegeben haben – den ersten weltweit. Dafür gibt es heute in Köln den größten (oder doch in Mainz, in Düsseldorf?).

Festivitäten zur Fastnacht gab es auch hier schon seit Jahrhunderten. Aber vor 200 Jahren – Köln war 1815 zu Preußen gekommen – brauchte es eine Art preußischer Ordnung. 1822 wurde ein „Festordnendes Comité“ gegründet mit dem Hauptzweck, den „einst so berühmte(n) kölnische(n) Carneval“, durch einen „allgemeinen Maskenzug“ zu erneuern und zu feiern.

Am 10. Februar 1823 beteiligten sich 15 Gruppen am ersten Rosenmontagszug, der nur im kleinen Kreis und mit dem Motto „Thronbesteigung des Helden Carneval“ über den Neumarkt zog. Einen Hofnarr hatte dieser Held auf dem Thron auch schon; ihn zeigt eine der ältesten Karnevalsabbildungen im Kölner Stadtmuseum.

Feste sind Urformen des kommunikativen Gemeinns, Festzüge ganz besondere Medien. 200 Jahre „Zoch“ zu Köln soll daher in unserem Magazin der Medienjubiläen nicht fehlen.  
*Markus Behmer*

W. Goebbels und H. Goffart: „Hofnarr des Königs Karneval“ (1823). Graphische Sammlung des Kölner Stadtmuseums, Wikimedia Commons.

## Die Mutter des englischen Schauerromans

Die englische Schriftstellerin Ann Radcliffe, gestorben am 7. Februar 1823, gehört zu den prägendsten Figuren in der Geschichte der gothic novel. Über sie selbst ist jedoch kaum etwas bekannt.

Wie stellt man eine Schriftstellerin vor, deren Werke in ihrer Zeit zwar Kassenschlager waren, aber über deren Leben man sehr wenig weiß? Noch dazu, wenn die Werke besagter Schriftstellerin heutzutage eher eine kleine Gruppe an Lesenden ansprechen. Wie stellt man also eine Person vor, die so zurückgezogen lebte, dass selbst ihre Zeitgenoss\*innen sehr wenig über sie wussten während ihre Romane in den 1790er Jahren die noch nicht vorhandenen Bestsellerlisten anführten?

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht könnte man sich nun auf den Einfluss auf die englische Literaturgeschichte konzentrieren, da Radcliffes Werke die Entwicklung des englischen Schauerromans – der *gothic novel* – entscheidend vorantrieben. Ihre bekanntesten Werke, unter anderem *Die Geheimnisse von Udolpho* (*The Mysteries of Udolpho*), beinhalten insgesamt fast alle Genrelemente des von ihr geprägten Sub-Genres der *female gothic novel*: ideale und verwaiste Heldinnen, die von skrupellosen Schurken in abgelegenen und oft ruinösen Gebäuden eingesperrt werden; Geister, die am Ende keine sind; eine Sprache, die mit Übertreibungen, Dramatik und bürgerlicher Werteorientierung nicht geizt; und eine Ästhetik, die sich an Malerei und Architektur bedient und dabei den Effekt des Erhabenen in den Vordergrund stellt. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht könnte man bemerken, dass Radcliffe nicht nur zur Entwicklung des englischen Romans entscheidend



Illustration aus dem Roman *The Mysteries of Udolpho*, 1794. Künstler unbekannt.

beitrug, sondern dass wir durch die Beliebtheit des *gothic* heute noch Spuren Radcliffes finden, die wir gar nicht mehr als solche erkennen. Man denke nur an die subkulturelle Bewegung der *Goths* und die Ähnlichkeit deren Ästhetik mit Radcliffes. Auch Radcliffes Heldinnen finden wir in verborgener Form überall, werden sie doch oft missverstanden und als zarte Jungfrau in Nöten abgestempelt. Es stimmt, Radcliffes Heldinnen sind alle Jungfrauen und alle in Nöten, doch trotz wiederkehrender Ohnmachtsanfälle und einer fast pathologischen Konzentration auf Anstand und Korrektheit sind diese jungen Frauen viel subversiver als man ihnen zutraut – und flüchten

auch mal ohne Hut (!) aus einem einsamen Schloss, um sich der fortwährenden Unterdrucksetzung durch den schurkischen Onkel zu entziehen.

Man kann also viel über Radcliffes Werke schreiben, doch zu ihr selbst findet man nur eine Handvoll Fakten und Mutmaßungen. Bekannt ist, dass Ann Ward am 9. Juli 1764 als Tochter eines Kurzwarenhändlers geboren wurde und am 7. Februar 1823 als Ehefrau eines Juristen und Inhaber der Zeitung *The English Chronicle* starb, vermutlich an Asthma. Radcliffes Mutter verdanken wir vermutlich das Idealbild der *Gothic-Heldin*; ihrem Mann verdanken wir die Existenz ihrer Romane, da er sie nach eigener Aussage zum Schreiben ermunterte. Ihrem Biographen T.N. Talfourd verdanken wir eine Charakterisierung von Radcliffe als formell, reserviert und altmodisch sowie das misogynen Narrativ, dass Radcliffe nur „hobymäßig“ schrieb – ein Narrativ, das Radcliffe und anderen Autorinnen der Zeit bis heute nachhängt. Und der englischen Tagespresse verdanken wir eine ideologische Verbrämung von Radcliffes Weiblichkeit und die Behauptung, ihr Ruhm gründe auf ihrer vornehm zurückgezogenen Lebensweise und ihrer Schüchternheit. Mehr noch, die *Literary Gazette* behauptete sogar, Radcliffe zöge sich deswegen so zurück, da es doch ihr Anspruch im Leben sei, eine Dame zu sein und sich nicht unbillig zu exponieren.

Radcliffe selbst verdanken wir fünf Schauerromane, einen Reisebericht und ein Tagebuch, das bereits kurz nach ihrem Tod verschwand. So blieb sich Radcliffe im Tode noch treu und hüllte ihr Leben in einen Schleier, fast wie den berühmt-berüchtigten „schwarzen Schleier“ in *Udolpho*. Nur was hinter diesem Schleier steckt, löst sie am Ende des Romans auf.

Kerstin-Anja Münderlein

Dr. Kerstin-Anja Münderlein ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Englische Literaturwissenschaft der Universität Bamberg und Mitherausgeberin der Zeitschrift *Crime Fiction Studies*.

## Go West?

James Fenimore Coopers *The Pioneers* (1823), der erste Roman in der *Lederstrumpf*-Reihe, wird dieses Jahr 200 Jahre alt. Was kann er uns über das US-amerikanische Selbstverständnis im 19. Jahrhundert aber auch die Rezeption des Western-Genres in Deutschland sagen?

*The Pioneers, or The Sources of the Susquehanna* spielt in der fiktionalen Ortschaft Templeton im U.S. Bundesstaat New York und sowohl die Ortschaft als auch Judge Temple, einer der Hauptcharaktere, weisen Parallelen zu Cooperstown auf, der Stadt, die von James Fenimore Coopers Vater William Cooper im Jahre 1786 gegründet wurde. Die anderen zentralen Charaktere, vor allem der gealterte Trapper Natty Bumppo und sein Freund der Mohikaner Chingachgook, sind hingegen fiktional.

Die zentralen Konflikte des Romans, vor allem der zwischen Judge Temple und Natty Bumppo, dramatisieren den Gegensatz zwischen Zivilisation und Natur und der Roman steht dem U.S.-amerikanischen Drang der Ausbreitung nach Westen durchaus kritisch gegenüber. Dies zeigt sich nicht zuletzt im Kontrast zwischen dem auch als Lederstrumpf bekannten Natty Bumppo, der der Natur mit Respekt gegenübersteht und versucht, im Einklang mit ihr zu leben, und den von Judge Temple angeführten später in die Region gekommenen Siedlern, die z.B. bei der Jagd mehr Tiere erschießen, als sie tatsächlich verwerten können. Diese kritische Haltung gegenüber der oft zerstörerischen Gewalt des Fortschritts und der sogenannten Zivilisation hat dazu geführt, dass der Roman von manchen auch als einer der ersten ökologischen Romane in der amerikanischen Literaturgeschichte gesehen wird.

### Abenteuerroman mit Zeitkritik und Langzeitwirkung

Auch der Frage der Vertreibung und Unterdrückung der Native Americans steht der Roman kritisch gegenüber. Diese Kritik ist aber zumeist nostalgisch verklärt. So wird der Mohikaner-Häuptling Chingachgook in der im 19. Jahrhundert – und auch heutzutage noch – verbreiteten Tradition des „edlen

Wilden“ dargestellt, dessen Kultur dazu verdammt ist, vor der U.S.-amerikanischen Zivilisation zu weichen und von dieser vollkommen verdrängt zu werden. Dies wird zwar als bedauerlich, aber auch als unausweichlich dargestellt und fügt sich damit trotz aller Kritik in die weit verbreitete Vorstellung eines U.S.-amerikanischen „Manifest Destiny“, also der Vorbestimmung der Verbreitung der amerikanischen Lebensweise, des 19. Jahrhunderts ein.

*The Pioneers*, wie auch die anderen, chronologisch gesehen früher spielenden, Bände des Lederstrumpf-Zyklus erfreuten sich bis ins 20. Jahrhundert großer Popularität in den USA wie auch in Deutschland. So ist die Figur des erfahrenen, mit der fortschreitenden Zivilisation fremdelnden Trappers Lederstrumpf ein frühes Vorbild des einsamen Cowboys in bekannten Westernfilmen. Aber auch aus transatlantischer Sicht ist *The Pioneers*, wie auch der gesamte Lederstrumpf-Zyklus, interessant.

Cooper für die Jugend: Cover aus den 1950er und 60er Jahren. Foto: M. Behmer.



Die erste deutsche Ausgabe des Romans unter dem Titel *Die Ansiedler oder die Quellen des Susquehanna* wird bereits 1824 veröffentlicht und sein Einfluss auf

die deutsche Populärliteratur ist zum Beispiel in den Abenteuerromanen Karl Mays deutlich sichtbar – ja, Mays Protagonist Old Shatterhand erwähnt sogar, Cooper gelesen zu haben. *The Pioneers* ist also nicht nur ein literarischer Zeitzeuge der U.S.-amerikanischen Kultur des 19. Jahrhunderts, sondern auch zum transatlantischen kulturellen Austausch in dieser Zeit. Und einige Themen des Romans, wie zum Beispiel das Motiv der Nachhaltigkeit, sind auch nach 200 Jahren noch brandaktuell.

Mareike Spychala

Dr. Mareike Spychala ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Amerikanistik der Universität Bamberg.



## „Die vernünftige Malerei mag ich nicht.“

Eugène Delacroix, Maler der Romantik und *Enfant terrible* des Pariser Salons, wird 1798 geboren. Frauengestalten sind es oft, die an seinen Werken faszinieren – und die Leuchtkraft der Farben.

Es ist der *Salon de Paris* im beginnenden 19. Jahrhundert – Mittelpunkt und Bühne des französischen Kunstbetriebs. Diese Kunstausstellung entscheidet über das Schicksal eines Künstlers: Werden seine Gemälde vom Publikum und den Kritiker\*innen angenommen, ist der Grundstein für eine erfolgreiche Karriere gelegt. Bleibt der Applaus jedoch aus, so versiegen die Aufträge rasch im Sand und das weitere Schaffen, gerade für junge Künstler\*innen, steht unter einem schlechten Stern.

Der 24-jährige Eugène Delacroix nimmt 1822 erstmals an der einflussreichen Pariser Ausstellung teil. Die vorherrschende Kunstströmung ist der Klassizismus: Klare Linien, Harmonie des Dargestellten, eine nüchterne Sachlichkeit und Strenge zeichnet die klassizistischen Werke aus. Als Themen werden Szenen aus der griechisch-römischen Antike gewählt. Berühmte Vertreter der Kunstströmung sind Jacques-Louis David, Jean-Auguste-Dominique Ingres und Francisco de Goya. In diese geordneten Verhältnisse platzt nun der junge Delacroix mit seinem ersten Salonbeitrag: „Die Dantebarre“. Das Werk polarisiert. Das Thema, eine Szene aus Dante Alighieris

*Göttlicher Komödie*, passt überhaupt nicht in das klassizistische Repertoire. Was jedoch noch mehr aufstößt, ist die Art und Weise, wie der junge Maler die Szene inszeniert: Die Farben sind untypisch kräftig, statt klaren Linien und statischen Posen herrscht Bewegung, Emotion, ja fast Chaos vor – ein krasser Kontrast zu den Werken, die das Publikum damals gewöhnt war. Trotzdem wird „Die Dantebarre“ eines der erfolgreichsten Gemälde des Jahres und bereitet damit den Weg für die Karriere eines der einflussreichsten Maler der Neuzeit.

### Figuren im Farbrausch

Den Zeitgenossen muss Eugène Delacroix verrückt, wie im Farbrausch vorgekommen sein: Mit seiner Loslösung von den starren Vorgaben des Klassizismus und seinem Fokus auf die Farbigekeit legt er den Grundstein für die spätere Malerei des Impressionismus. Die Farbe zugunsten der Form zurückzustellen – wie dies die Klassizisten taten –, empfand der Spätromantiker als Betrug der Malerei um die eigenen Mittel. Das Salonpublikum war jedoch geteilter Meinung: „Der Tod des Sardanapal“, Delacroix' Salonbeitrag von 1827, wird von den

Kritiker\*innen als „schlechtestes Gemälde des Salons“ deklariert. Erst mit seinem mittlerweile ikonischen Revolutions-Gemälde „Die Freiheit führt das Volk“ von 1830 gelingt es dem Maler, die Gunst des Publikums zurückzugewinnen – und das, obwohl Delacroix, nach eigenen Aussagen, an der Revolte nur als „bloßer Spaziergänger“ beteiligt war.

Die Gaben des Beobachtens und Erinnerns sollen jedoch wesentlich werden für seine weiteren Arbeiten: Vom 11. Januar bis zum 20. Juli 1832 begleitet er eine diplomatische Delegation nach Nordafrika. Dort taucht er ein in die fremde Welt des Orients, in der sich die exotische Farbigekeit seines bisherigen Schaffens in vielerlei Hinsicht widerzuspiegeln scheint. Delacroix fertigt über tausend Skizzen von Land und Leuten an, hält akribisch Details in seinen Tagebüchern fest. Den Höhepunkt findet seine Reise, als er in Algier die Erlaubnis bekommt, einen Harem zu besuchen, und er damit erstmals einen Blick in

die verborgene Welt der islamischen Frauen erhaschen kann. Seine Erlebnisse schlagen sich in den folgenden Salonbeiträgen nieder: „Die Frauen von Algier“ (1833) werden eines der Hauptwerke des französischen Orientalismus. Mit seinen Arbeiten und der mutigen Farbwahl inspirierte Delacroix zahlreiche Künstler nach ihm, unter ihnen Edouard Manet, James Whistler oder Pablo Picasso, der „Die Frauen von Algier“ in seiner Serie *Les Femmes d'Algers* (1954 bis 55) aufarbeitet. Mit dem Pariser Salon verband Eugène Delacroix jedoch Zeit seines Lebens eine Hassliebe: Von Bewunderung bis zu harter Ablehnung schwankten die Reaktionen seiner Zeitgenossen auf seine Beiträge. Gerade sein Spätwerk, in dem er die Farbe zum maßgeblich bestimmenden Element des Bildes erhebt, stößt erneut auf Kritik – „die Malerei sei eine anspruchsvolle Geliebte“, soll der Künstler einst gesagt haben.

Viktoria Sommermann

Zwei Mal die Tricolore, zwei Schlachtgemälde: Im linken Bild führt sie der Feldherr Napoleon mit sich – 1798 im ägyptischen Feldzug in der „Schlacht bei den Pyramiden“, gemalt 1798/99 von François-Louis-Joseph Watteau; das Original hängt im Musée des Beaux-Arts de Valenciennes. Im berühmtesten Bild von Eugène Delacroix (unten), gemalt 1830, schwingt die Nationalfigur Marianne als Freiheit die französische Fahne und führt damit das Volk auf die Barrikaden. Das Monumentalgemälde (2,60 x 3,25 Meter groß) ist eine der Hauptschenswürdigkeiten des Louvre.



# Volksdichter und „fortgejagter Bänkelsänger“

Wussten Sie, wer das Lied vom Kuckuck und dem Esel geschrieben hat? Oder das vom Männlein im Walde mit seinem Purpurmäntlein? Er war es: Hoffmann von Fallersleben, der Dichter auch unserer Nationalhymne.

Eines seiner Gedichte verbindet bis auf den heutigen Tag wohl jedermann mit dem Namen seines Verfassers: *Das Lied der Deutschen*, 1841 von Heinrich Hoffmann von Fallersleben auf der damals britischen Nordseeinsel Helgoland geschrieben. Ungemein populär schon bald nach seiner Entstehung, wurde es 1922 von Reichspräsident Friedrich Ebert zur deutschen Nationalhymne erhoben und 1952 für die Bundesrepublik bestätigt. Seit 1991 nimmt diesen Ehrenplatz die dritte Strophe des Liedes ein, die mit den Worten „Einigkeit und Recht und Freiheit“ anhebt, traditionell zur Melodie von Joseph Haydns österreichischer Kaiserhymne gesungen. Bis heute findet sich die Meinung, die erste Strophe „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ drücke verderblichen Chauvinismus aus (und so ist der Text ja auch in der Tat leicht misszuverstehen oder propagandistisch zu bekämpfen), doch das war nicht, was der Dichter hier im Sinn hatte. „Deutschland über alles“ – mit der Betonung auf dem ersten Wort – war ein Schlagwort der damaligen Zeit, das sich gegen die Kleinstaaterie nach dem Untergang des Reiches 1806 wandte, und das war eine Sehnsucht, die Heinrich Hoffmann von Fallersleben sein Leben lang umtrieb.

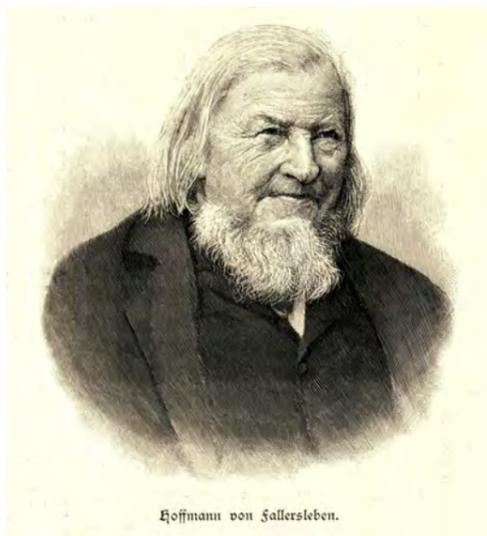
Am 2. April 1798 im hannoverschen Fallersleben (heute zu Wolfsburg gehörig) geboren und 1874 in Corvey gestorben, hat Hoffmann als Kind den Kampf mit Napoleon erlebt, der seiner Heimat nacheinander französische, preußische und zuletzt russische Besatzungstruppen eintrug. Als Greis aber sah er 1871 noch seinen Traum, die Neubegründung des Deutschen Reiches, wirklich werden. Dazwischen liegt ein Leben, das teils von Dichtkunst, teils von harter wissenschaftlicher Arbeit erfüllt war. Über die meisten seiner Lieder – die zu einem guten Teil auch unter dem Rubrum *Zeit-Gedichte* stehen – ist die Zeit unbarmherzig hinweggegangen; viele ihrer aktuellen, oft satirischen Ansatzpunkte sagen uns heute nichts mehr. Es fällt uns, die wir in einer Zeit voller technischer Medien leben, zudem auch schwer, uns vorzustellen, wie solche Lieder im 19. Jahrhundert oft geradezu inbrünstig gesungen wurden, von Mund zu Mund gingen und politische Gemeinschaft stifteten. Berührend ist demgegenüber, dass sich einige von Hoffmanns Kinderliedern bis auf den heutigen Tag frisch

erhalten haben, Volksbesitz geworden sind, ohne dass noch jemand den Autor kennt. (Beleg: Meine vier Enkelkinder, zwischen fünf und 16 Jahre alt, konnten mir solche Lieder vorsingen, wenn ich ihnen das Incipit nannte, z. B. „Alle Vögel sind schon da“; „Der Kuckuck und der Esel“; „Ein Männlein steht im Walde“.)

Aber der Lyriker ist nicht der ganze Hoffmann von Fallersleben. Von Jacob Grimm auf den Weg gewiesen, widmete er sich der Germanistik und insbesondere der deutschen (sowie niederländischen und schweizerischen) Altertumskunde. An der Universität Breslau als Bibliothekar und schließlich auch als Professor angestellt, begann er auf ausgedehnten Reisen damit, in zahllosen Bibliotheken alte Volkslieder, volkstümliche Kunstlieder und Kirchenlieder auszugraben und zu verzeichnen – eine Arbeit, die man sich gar nicht mühevoll genug vorstellen kann: Wo wir fotokopieren oder scannen, musste er alles von Hand abschreiben; dazu kamen jeweils Reinschriften und akribische Korrekturen bei den zahlreichen Veröffentlichungen seiner Funde. War ihm schon sein Amt als Bibliothekar durch Dauerstreit mit seinen Vorgesetzten verleidet worden, so wurde ihm 1842 seine schwer errungene Professur entzogen, nachdem er sich durch seine – der Zensur halber ironisch so benannten – *Unpolitischen Lieder* missliebig gemacht hatte. In Preußen nicht mehr geduldet, wanderte er in anderen deutschen Staaten umher. Zu einem längeren Aufenthalt kam es in Weimar, wo er zusammen mit dem Germanisten Oscar Schade die Zeitschrift *Weimarische Jahrbuch* herausgab. Sein Leben beschloss er in Corvey, wo ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar anstellte. In diesen Jahren schrieb der „fortgejagte Bänkelsänger“ seine Autobiographie *Mein Leben* nieder, in deren breit ausgemalten Details wie in seinen sonstigen Werken viel kommunikationswissenschaftlich Spannendes zu finden ist: über das Volkslied, das Pressewesen, Streitereien zwischen Publizisten, Pressefreiheit und „Censur und Polizei, die wahre Menschenquälerei“.

Heinz Starkulla jr.

Dr. Heinz Starkulla jr. ist Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU.



Hoffmann von Fallersleben.  
Illustration: *Leipziger Illustrirte Zeitung* vom 31.3.1898, S. 392.



## Kein Abwarten und Tee trinken

Die Boston Tea Party leitet vor 250 Jahren den Unabhängigkeitskrieg in Amerika ein. Entgegen dem, was der Name implizieren könnte, handelt es sich keinesfalls um ein politisches Kaffeekränzchen.

Kleine Wellen plätschern leise an die Buge der Schiffe, die im Bostoner Hafen angelegt haben. Die Nacht hat das rege Beladen und Abladen des Tages eingedämmt und die Luft klrirt vor Kälte. Es ist der 16. Dezember im Jahr 1773. Unbeobachtet schleicht sich die Gruppe der Sons of Liberty an Deck der *Dartmouth*, die erst vor kurzem Anker geworfen hat. Nach und nach werden die Kisten an Bord geöffnet und in das Hafenbecken entleert. Die Eindringlinge handeln schnell und ohne für Aufruhr zu sorgen. Niemand wird verletzt. Es fällt nicht ein einziger Schuss. Um neun Uhr ist es wieder still und alles, was bleibt, sind 45 Tonnen schwarzer Tee, der zwischen den kleinen Wellen im Hafen treiben. Reiner Vandalismus? Wohl kaum. Es handelt sich um einen der bekanntesten politischen Aufstände der amerikanischen Geschichte. Um zu verstehen, welche Rolle ein paar Kisten Teeblätter im Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten spielen, muss ein Blick auf die Ereignisse der vorherigen Jahre geworfen werden. Die Geschichte gestaltet sich allerdings bürokratischer als zunächst vermutet. Amerika ist noch immer eine Kolonie Großbritanniens unter der Herrschaft von

König George III. Das Vereinigte Königreich hat sich mit dem Führen zweier Kriege hoch verschuldet und somit folgt Steuer nach Steuer für die Kolonie. Um aufkommende Gegenstimmen zu besänftigen, werden die Steuern bald erlassen und durch Zölle ersetzt – die Kosten bleiben gleich, nach außen sieht das aber schonmal besser aus. Ganz unbemerkt bleibt der Schachzug jedoch nicht und die Sons of Liberty bekommen ihren ersten Auftritt. Die Gruppe an Revolutionären ruft zu Boykotten auf und es kommt zu Auseinandersetzungen mit den britischen Truppen. Höhepunkt bildet dabei das Massaker von Boston, bei welchem fünf Menschen ums Leben kommen. Als Folge werden die Zölle beinahe ganz fallen gelassen. Beinahe, denn mit einem fast trotzigem Unterton bleiben die Kosten für den Import von Tee bestehen. Ausnahme bildet die Ostindiengesellschaft, ein Teehändler, der nach Belieben der Krone die festgelegten Zölle umgehen darf. Schon bald bekommen weitere amerikanische Teeimporteure und die Sons of Liberty von den abgesprochenen Steuerhinterziehungen Wind und schließen sich für einen letzten Akt des Widerstands zusammen.

N. Currier: „Destruction of tea at Boston Harbor“ (1846), Library of Congress.

Und so finden sie sich in dieser Dezembarnacht im Hafen von Boston wieder, an Bord der *Dartmouth*, die mehr und wirklich kaum weniger zufällig ein Schiff der Ostindiengesellschaft ist. Die Ereignisse der Boston Tea Party werden oft als exemplarisch für den großen amerikanischen Freigeist genommen. Es spinnt sich eine klassische Heldengeschichte: Das mutige Amerika lehnt sich gegen die Unterdrückung durch das böse Großbritannien auf und zeigt der Welt, was es heißt, für Gerechtigkeit einzustehen. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Die längste Zeit gelten die Vereinigten Staaten als das progressive Land an der Spitze: everything bigger, better, faster.

## Im Dienste „ächter“ Aufklärung

Publizistisch zur Bildung eines literarischen Nationalgeschmacks beitragen und zugleich die wichtigsten Ereignisse Europas vermitteln? Ein großes Anliegen, dem sich Christoph Martin Wielands *Der Teutsche Merkur* mit Bravour unterzog.

Im Januar 1773 erschien anfänglich quartalsweise, ab 1775 monatlich unter dem Titel *Der Deutsche* [1774: *Teutsche*] *Merkur* eine der ersten Zeitschriften im deutschen Sprachraum, die sich an das gesamte deutsche Lesepublikum wandte. Gewidmet war sie der politischen und literarischen Debatte, auch andere Themen aus den Feldern der Landes- und Naturkunde, der Ökonomie und Musik oder Reiseberichte waren nicht ausgeschlossen. In seiner Vorrede sprach der renommierte Dichter und Publizist Christoph Martin Wieland von der Hoffnung einer „allgemeinen Mitwirkung unsrer besten Köpfe“, das Ziel des neuen Blattes sei es, mit seinen literarischen Beiträgen und Urteilen über literarische Werke zur Bildung eines literarischen Nationalgeschmacks beizutragen.

Wieland berief sich auf den französischen *Mercure de France*, wies aber zugleich auf die „Verschiedenheit der Nationalverfassung“ hin. Vor allem besäßen die Deutschen keine Hauptstadt, „welche die allgemeine Akademie der Virtuosen der Nation, und gleichsam die Gesetzgeberin des Geschmacks wäre“: „Wir haben kein feststehendes National-Theater; unsere besten Schauspieler, so wie unsre besten Schriftsteller, Dichter und Künstler, sind durch alle Kreise des deutschen Reiches zerstreut, und größtentheils der Vortheile eines nähern Umgangs und einer vertraulichen Mittheilung ihrer Einsichten, Urtheile, Entwürfe, u.s.w. beraubt, welche zur Vollkommenheit ihrer Werke so viel beytragen würde.“ Wieland bedauerte, dass „gesunder Verstand und unverdorbn Empfindung in Sachen der Litteratur noch nicht so gemein unter uns sind, als sie es bey einer aufgeklärten Nation seyn sollten“.

Tatsächlich gelang es, die ersten deutschen Dichterinnen und Dichter zur Mitarbeit zu gewinnen. Was im *Teutschen Merkur* stand, wurde bald überall gelesen und diskutiert, die Qualität der Beiträge garantierte der von Wieland selbstverlegten

So wird es uns im Geschichtsunterricht beigebracht und wir träumen von Urlauben im Big Apple und der Freiheit auf der anderen Seite des Atlantiks. Erst die letzten Jahre bringen die traumhafte Fassade zum bröckeln.

Die Welt wird konfrontiert mit einem manischen Präsidenten, der vorschlägt Frauen zu vergewaltigen, Rassismus und Polizeigewalt steht mittlerweile an der Tagesordnung. Freiheit wird vor allem gewährt, wenn es um den Umgang mit Waffen aber nicht um Entscheidungen für den eigenen Körper geht. Es bleibt ein ehemals modernes Land, welches sich mit den jüngsten politischen Entscheidungen wieder in das 18. Jahrhundert zu katapultieren scheint. *Leandra Frey*

Zeitschrift ein langes Leben, erst 1810 erschien das letzte Stück. Bei Nennung der beiden Messeorte Frankfurt und Leipzig war der tatsächliche Verlagsort Weimar – ein wichtiger Beitrag dazu, dass dieser Ort sich zur literarischen deutschen Hauptstadt entwickeln konnte. Mit zeitweise bis zu 2.000 verkauften Exemplaren war der große Einfluss des Blattes als eines der verbreitetsten und auch ökonomisch erfolgreichsten Periodika in Deutschland nicht zuletzt durch die Präsenz in den zahlreichen Lesegesellschaften garantiert. Gemeinsam mit anderen Blättern wie etwa ab 1765 Friedrich Nicolais *Allgemeine deutsche Bibliothek* ist Wielands Periodikum ein Beispiel dafür, dass der Gedanke an eine deutsche Nation sich zuerst in der Publizistik realisierte.

Der *Merkur*, so formulierte Wieland das Selbstverständnis als Herausgeber, wolle sich keinesfalls „zum Obrichter über die deutsche Litteratur“ aufwerfen, die Kunstrichter seien nur Sachwalter, „das Publicum allein ist Richter“. Nur gute Schriftsteller allerdings verdienten eine scharfe Beurteilung, denn an ihnen sei alles – bis auf die Fehler selbst – „merkwürdig und unterrichtend“.

Von Beginn an wurde den Leserinnen und Lesern neben den literarischen Beiträgen die zusammenfassende Erzählung der politischen Begebenheiten in Europa versprochen. Nach der Französischen Revolution wurde die Zeitschrift ab Januar 1790 als *Der neue Teutsche Merkur* zu dem vielleicht wichtigsten deutschen Medium, das der Debatte über das Epochenereignis gewidmet war. Anfängliche Begeisterung über das Geschehen im Nachbarland wich zwar langsam der Ernüchterung, doch blieb Wieland der Überzeugung verpflichtet, dass es das wahre Interesse der Fürsten sei und ewig bleibe, über „Menschen, nicht über Sklaven und Maschinen, über freye, gebildete und aufgeklärte, nicht über rohe, stumpfe, geist- und kraftlose

Menschen zu regieren“. Der „möglichste physische und sittliche Wohlstand der Unterthanen“ sei „das letzte Ziel, der höchste Ruhm und die Quelle des überschwänglichsten Glücks guter Fürsten.“ Als positive Wirkung der Revolution begriff er „ächte Aufklärung“, die den Menschen die Augen öffne für „eine Menge praktischer Sätze über Gesetzgebung, Regierung,

Menschenrechte und Regentenpflichten“, die ehemals nur als Geheimlehren das Eigentum einer kleinen Zahl von Eingeweihten gewesen seien.

Ohne Pressefreiheit, so Wielands Überzeugung, werde Unwissenheit dazu beitragen, dass Europa bald wieder in Dummheit und Despotie ausarten müsse. *Holger Böning*

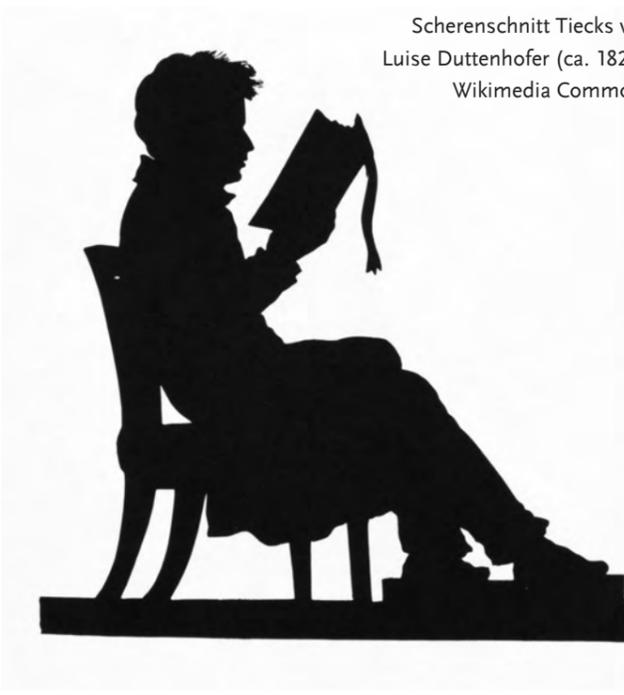
## König der Romantik

Zu seinen Lebzeiten war Ludwig Tieck ein Star des literarischen Lebens. Kunstmärchen, Schauererzählungen, Stimmungsliryk, komisch-paradoxe Theaterstücke – er war ein Großmeister, teils Erfinder, ganz verschiedener Genres.

Johann Ludwig Tieck ist laut dem Wiener Literaturwissenschaftler Achim Hölter „der große Unbekannte unter den primären Größen der deutschen Literaturgeschichte“. Kaum ein Autor ist innerhalb der Germanistik so stark erforscht und zugleich der breiteren Öffentlichkeit so wenig geläufig wie der am 31. Mai 1773 Geborene. Sein Erfolg zu Lebzeiten war enorm: „König der Romantik“ haben ihn schon Zeitgenossen genannt, als „der erste Dichter Deutschlands“ galt er nach Goethes Tod 1832. Im weiteren Verlauf des 19.

Jahrhunderts aber wurde sein riesiges Werk als zu schillernd und uneinheitlich, in Teilen auch zu (selbst-)ironisch und zu wenig patriotisch empfunden, nicht zuletzt auch als zu unheimlich, verunsichernd und abgründig – Gründe, die heute kaum mehr gegen eine Tieck-Lektüre sprechen dürften.

Nicht nur ‚König‘ der Romantik war Ludwig Tieck – er gilt in der Literaturwissenschaft auch als einer Ihrer ‚Erfinder‘: Als Ende der 1790er Jahre in Jena in einem Kreis befreundeter junger Männer und Frauen um Friedrich Schlegel und Friedrich von Hardenberg (bekannt als Novalis) die deutsche Romantik in theoretischer und programmatischer Hinsicht entsteht, hat Tieck bereits mehrere Texte verfasst, die bis heute als Gründungsdokumente der Romantik in literarischer Hinsicht gelten, etwa, gemeinsam mit seinem gleichaltrigen engen Freund Wilhelm Heinrich Wackenroder, die *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (1796/97). Mit diesem Text tritt am Ende des von aufklärerisch-gelehrter Kunstkritik geprägten 18. Jahrhunderts ein völlig neues, enthusiastisches, ja quasi-sakrales – eben ein romantisches – Kunstverständnis in die Welt.



Scherenschnitt Tiecks von Luise Duttenhofer (ca. 1820), Wikimedia Commons

Ein weiteres solches ‚Gründungsdokument‘ der literarischen Romantik ist Tiecks Kunstmärchen *Der blonde Eckbert* (1797). Es zählt zu den meistinterpretierten Texten der deutschsprachigen Literatur und ist ein Paradebeispiel für das sogenannte phantastische Erzählen, mit dem später u. a. E.T.A. Hoffmann berühmt wird: Der Text lässt offen, welchen Realitätsstatus das Erzählte hat. Die Grenzen zwischen Traum, Einbildung und Wirklichkeit verwischen und es bleibt in der Schwebel, ob man das märchenhaft-schaurige Gesche-

hen als bloßen Wahn der Hauptfigur oder (innerhalb der Fiktion) als ‚real‘ auffassen soll.

Neben dem Gefühlsbetont-Enthusiastischen sowie dem Unwirklich-Schaurigen begegnet ein weiterer zentraler Aspekt romantischen Denkens und Schreibens ebenfalls bereits in Tiecks frühem Schaffen: die komplexe, oft ironisch-paradoxe Selbstthematisierung und Selbstbespiegelung von Kunst. Unter anderem die Theaterstücke *Der gestiefelte Kater* (1797) und *Die verkehrte Welt* (1798/99) sind Meilensteine der komisch-paradoxen Illusionszerstörung im Theater, deren Geist in den avantgardistischen Metadramen des 20. Jahrhunderts fortlebt. Die Liste von Texten, von literarischen Innovationen, aber auch von weiteren Aktivitäten, durch die Tieck die Literaturgeschichte nachhaltig beeinflusst hat, ist lang und vielfältig. Da wäre – unter anderem – noch Tieck als ‚Erfinder‘ der sogenannten romantischen Stimmungsliryk (mit erheblichem Einfluss auf Dichter wie Brentano, Eichendorff oder Heine); Tieck als früher Übersetzer u. a. von Minnesang, von Shakespeare und Cervantes, als Förderer *literarischer* Zeitgenossen und als

Herausgeber u. a. der Werke von Novalis und Kleist (mit großen Folgen für den Kanon alter und neuer Literatur); Tieck als wirkungsreicher Dramaturg (mit großem Einfluss auf die Bühnenästhetik im weiteren 19. Jahrhundert), für den etwa Mendelssohn seine berühmte *Sommernachtstraum*-Schauspielmusik schrieb; Tieck auch als weithin berühmter Vorleser ... Wer nie einen seiner Texte gelesen hat, wird trotzdem mit den Ideen und den Folgen des Wirkens von Ludwig Tieck in Kontakt gekommen sein. Aber eine wirkliche Tieck-Renaissance hat es in der Öffentlichkeit bis heute nicht gegeben. Dabei ist sein Schaffen, das sich über viele Jahrzehnte, über mehrere

„Epochengrenzen“ hinweg und über sämtliche Gattungen erstreckt, nicht nur literaturhistorisch von großer Bedeutung. Viele seiner Texte, etwa *Der blonde Eckbert* oder *Der Runenberg*, haben auch heute, 250 Jahre nach Tiecks Geburt (und 170 nach seinem Tod am 28. April 1853), nichts von ihrer Faszinationskraft eingebüßt und lassen sich auch ohne dicken Kommentarband und literaturgeschichtliche Fachkenntnisse mit großem Vergnügen lesen.

Gabriel Ascanio Hecker

Gabriel Ascanio Hecker, M.A., ist Kollegiat im Graduiertenkolleg „Modell Romantik“ der Universität Jena.

## Die „jesuistische Verschwörung“

Ein innerkirchlicher Machtkampf als Medienereignis: Das war im Sommer 1773 die Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. Vorangegangen war eine öffentliche Diskussion, die ihresgleichen sucht.

Bereits die Vertreibung der wohl einflussreichsten katholischen Ordensgemeinschaft aus Portugal begleitete 1759 eine Unzahl von Artikeln, Bildern, Flugblättern und Schriften. Die sogenannte Jesuitenaffäre steht deshalb auch für eine Veränderung der europäischen Kommunikations- und Medienlandschaft. Seine Geschichte liest sich wie so viele Heiligenlegenden. Sie erzählt von Herkunft und Macht, Krise und Umkehr, Glauben und Verzicht. 1491 wird Iñigo López Oñaz de Recalde y Loyola geboren. Als zwölftes Kind einer baskischen Adelsfamilie. Bis Mitte zwanzig ist Ignatius Bediensteter am Hof von Ferdinand V., wird Offizier, genießt das Leben. Im Krieg zieht er sich allerdings eine schwere Verletzung zu. Die Karriere beim Militär ist dahin. Der spanische Adlige krempelt sein Leben um, geht ins Kloster, pilgert nach Jerusalem, studiert Theologie. Und schreibt Geschichte. Iñigo gründet mit einigen Mitstudenten die „Gesellschaft Jesu“, die „Societas Jesu“.

Schon da hat die Inquisition Ignatius von Loyola, wie er allgemein genannt wird, auf dem Zettel. Dennoch wird der neue Orden 1540 bestätigt. Zunächst darf er nur 60 Mitglieder umfassen. Doch nachdem die Beschränkung wenige Jahre später fällt, geht die Mitgliederzahl steil. Als Ignatius 1556 stirbt, hat der Orden bereits an die tausend Mitglieder. 1640 sind es mehr als 15.000 Jesuiten. Ihr Job: Die Gegenreformation voranzubringen. Mit ihrer Ausbildung mutieren die Jesuiten zur theologischen Elite der katholischen Kirche. Die intellektuelle Speerspitze des Papstes. Sie gründen Schulen und übernehmen eine Vielzahl von theologischen Lehrstühlen.

Im 18. Jahrhundert wendet sich das Blatt. Absolutistische Herrscher stellen sich der Macht des Papstes gegenüber, wollen uneingeschränkt über ihre Staaten herrschen. Vor allem die Jesuiten geraten dabei ins Visier. Denn sie sind direkt dem Papst unterstellt, beherrschen mit ihrem Schulsystem die Ausbildung der Eliten. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts werden die

Jesuiten nach und nach in Portugal, Frankreich, Spanien und einigen italienischen Fürstentümern verboten.

1773 muss selbst Papst Clemens XIV. vor der Macht und dem Selbstbewusstsein der weltlichen Herrscher kapitulieren. Er löst den Jesuitenorden auf. Unzählige Akten, Briefe und Finanzunterlagen werden beschlagnahmt, der Ordensgeneral und seine Mitarbeiter verhaftet. Aus vielen Ländern werden die Jesuiten vertrieben. Lediglich in Preußen und Russland, dürfen die Ordensleute weiter arbeiten.

Begleitet wird das Verbot der Jesuiten von einem „Medienspektakel“ (Christine Vogel). Der Ausgangspunkt im Jahre 1758: Ein Mordanschlag auf Joseph I., den portugiesischen König. Medial breiten sich Gerüchte aus, dass die Jesuiten hinter dem Anschlag stecken. Offizielle Untersuchungsdokumente werden gezielt der Presse zugespielt. Verschwörungstheorien gestreut. Die Jesuiten, so die Vorwürfe, wollten ihre eigene Macht gegen Kirche und Staat vergrößern, sie planen die Errichtung einer „Universalmonarchie“, der Orden verfolge unmoralische oder kriminelle Ziele. Bilddrucke transportieren antijesuitische Stereotypen, unzählige Autoren diskutierten über vermeintliche Machenschaften der Jesuiten. 15 Jahre lang erscheinen eine Unzahl von Texten, die die Jesuiten anklagen und verteidigen, verunglimpfen und zu rechtfertigen suchen.

Erst als Papst Clemens XIV. die Jesuiten dann aufhebt, ebbt das mediale Interesse ab. Auch so ist zu erklären, dass das Verbot nur von kurzer Dauer war. Bereits im Sommer 1814 lässt Papst Pius VII. den Orden wieder zu. Nur so kommt es, dass 240 Jahre nach dem Verbot der Jesuit Jorge Bergoglio als erstes Ordensmitglied überhaupt zum Papst gewählt werden kann.

Thomas Laubach

Thomas Laubach (Weißer) ist Professor für Theologische Ethik an der Universität Bamberg



## Erst „dritte Wahl“, dann Idealbesetzung

Der 17. Thomaskantor ist bis heute der berühmteste: Johann Sebastian Bach. Er wurde 1723 in sein Amt eingesetzt. Nicht immer waren der Rat der Stadt und Bach zufrieden miteinander, doch bis heute prägen Bach und die Thomaner das Musikleben in Leipzig.

Die Familie Bach war vom 16. bis ins 19. Jahrhundert eine weitverzweigte und höchst produktive Musiker-Dynastie in Mitteldeutschland. Ihr Stammvater war der Bäcker, Müller und Amateurmusiker Veit Bach aus Wechmar im Landkreis Gotha (geb. um 1555, gest. 1619). Von seinen 35 männlichen Nachfahren der ersten vier Generationen wurden nur fünf keine Musiker. Der berühmteste unter ihnen ist heute gewiss Veits Ur-Ur-Enkel Johann Sebastian Bach, geboren 1685 in Eisenach und seit 1723 Thomaskantor in Leipzig bis zu seinem Tod 1750.

Seine Berufslaufbahn als Musiker begann Johann Sebastian Bach mit 18 Jahren als Organist in Arnstadt, und sein Bemühen um besser bezahlte Stellen ließ ihn mehrfach die Orte wechseln, wurde aber auch oft genug enttäuscht: Als Organist war er ab 1703 in Arnstadt tätig, ab 1707 in Mühlhausen, ab 1708 Weimar; dort wurde er 1714 zum Konzertmeister ernannt, doch wurde seine berechtigte Hoffnung auf das Amt des Hofkapellmeisters zwei Jahre später enttäuscht. Einen Ausweg bot ihm die Kapellmeisterstelle bei Fürst Leopold

von Köthen, die er 1717 jedoch erst nach einem vom Weimarer Herzog Ernst August verhängten disziplinarischen vierwöchigen Arrest antreten durfte. Vergeblich bewarb er sich 1720 auf die Organistenstelle zu St. Jacobi in Hamburg.

### Lebensstellung mit Anlaufproblemen

Erst als Thomaskantor in Leipzig fand er 1723 eine feste Anstellung für den Rest seines Lebens – jedoch nicht auf Anhieb, und nicht ohne wiederholte Auseinandersetzungen mit dem Rat der Stadt Leipzig über seine Arbeitsbedingungen. Als Nachfolger des im Juni 1722 verstorbenen Thomaskantors Johann Kuhnau wählte der Rat der Stadt Leipzig am 11. August den berühmten Georg Philipp Telemann, den man in Hamburg jedoch nicht ziehen lassen wollte und mit einer Gehaltserhöhung zum Bleiben bewegen konnte.

Auch im zweiten Anlauf ernannte der Rat der Stadt Leipzig einen anderen: Christoph Graupner, Kapellmeister zu Darmstadt, dem aber vom hessischen Landgraf untersagt wurde, seinen Dienst zu verlassen. Schließlich wurde Johann Sebastian Bach am 22. April 1723 zum Thomaskantor gewählt. Als „Director musices“ war er ab jetzt nicht nur für den Musikunterricht an der Thomasschule zuständig, sondern musste auch für die Musik an den vier Hauptkirchen in Leipzig sorgen

Links: Johann Sebastian Bach, Portraitgemälde von Elias Gottlob Haussmann, 1748.

Rechts: Die Leipziger Thomaskirche 1749, Kupferstich von Joachim Ernst Scheffler, Wikimedia Commons.

– und das bedeutete nicht nur Kompositionen zu erstellen und einzustudieren, sondern auch Notenmaterial und Instrumente bereitzustellen. Woche für Woche komponierte Bach nun eine neue Kantate für den Sonntagsgottesdienst; auch die großen Passionen wurden in Leipzig aufgeführt. Dazu komponierte Bach weiterhin Werke für Orgel, Tasteninstrumente, Kammer- und Orchestermusik.

Bach blieb Thomaskantor bis zu seinem Tod am 28. Juli 1750. Der von ihm geleitete Thomanerchor führt bis heute seine Werke auf – nicht zuletzt jeden Freitag Abend bei einer Motette

in der Thomaskirche. Bach war der 17. Thomaskantor des 1212 gegründeten Thomanerchores. Heute zählt man die Thomaskantoren nicht mehr ab der Gründung des Chores, sondern ab Bachs Todesjahr 1750, also „nach Bach“: Seit September 2021 ist mit Andreas Reize derzeit der 18. Thomaskantor nach Bach im Amt.

Sabine Vogt

Dr. Sabine Vogt ist Professorin für Klassische Philologie/Schwerpunkt Gräzistik und Vizepräsidentin für Diversität und Internationales der Universität Bamberg.



Ratifizierung des Friedens in Münster 1648, Gemälde von Gerhard ter Borch, Rijksmuseum Amsterdam, Wikimedia Commons.

## Vom hocharwünschten Teutschen Frieden

Der Westfälische Friede 1648 beweist: Diplomatie hilft. Die Verhandlungen gelten uns als erster großer Friedenskongress; das Vertragswerk ist bis heute Vorbild. Doch wie sahen Medien und Öffentlichkeit vor 375 Jahren das Ende des Dreißigjährigen Krieges?

„Es ist Fried.“ Drei simple Worte auf Papier. Es folgt ein mit Kupferplatten gedruckter Stich. Er zeigt die römische Friedensgöttin Pax mit Ölweig und Lanze. Über ihr ist Gott, unter ihr zerstörtes Kriegsgesetz.

Was der Künstler Matthäus Rembold auf einem Flugblatt allegorisch abbildet, erzählt nicht weniger als das Schlusskapitel dieses bis dato abscheulichsten aller Kriege: „Der Herr setzt den Kriegen ein Ende. Bis an die Grenzen der Erde. Er zerbricht die Bogen, zerschlägt die Lanzen, im Feuer verbrennt

er die Schilde.“ Der Weg dorthin ist ein beschwerlicher. Denn was ein fataler Fenstersturz 1618 in Prag auslöst, erwächst rasch zu einem der größten Blutvergießen auf dem europäischen Kontinent. 30 Jahre soll Schlacht auf Schlacht folgen. Andere Lesarten lassen den Krieg gar viele Jahrzehnte vor Prag beginnen. Analog zur Länge dieses Infernos, bedarf auch der Friedensschluss eines halben Jahrzehnts.

Bevor es so weit ist, erscheinen Verhandlungen im verheerten Europa undenkbar.

Ein neutraler Ort ist schwer zu finden; einzig eine Doppellösung kann noch helfen. Erst als sich alle Konfliktparteien repräsentiert sehen, beginnt der diplomatische Drahtseilakt in den beiden westfälischen Städten Münster und Osnabrück. Bis zum 24. Oktober 1648 stehen dann zwei komplementäre Friedensschlüsse des Kaisers – mit Frankreich das *Instrumentum Pacis Monasteriense*, mit Schweden das *Instrumentum Pacis Osnabrugense*.

### Friedensschluss wird massenhaft gedruckt

Es sind Dokumente mit kolossaler gesellschaftlicher Sprengkraft. Sie stoßen auf großen Widerhall, wie die nackten Zahlen zeigen: Binnen weniger Monate geraten die Urkundentexte in allen damals wichtigen Sprachen in Umlauf. Die höchsten Schätzwerte liegen bei allein 42.000 Drucken für das Reichsgebiet. Dies ist erstaunlich, blickt man auf dessen knapp zehn Millionen Einwohner zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Und die Zahl wird noch erstaunlicher, berücksichtigt man eine regionale Alphabetisierungsrate von fünf bis 30 Prozent. Eine wahre Massenproduktion!

Diesem Ereignis hatte die Presse und deren Publikum allerdings auch jahrelang zugearbeitet. Denn der wache Blick der lesenden Öffentlichkeit richtete sich stets gen Münster und Osnabrück. Die so entstandene Erwartungshaltung wirkte direkt auf die Diplomaten – und verbot quasi deren Scheitern. Zugleich mussten die Unterhändler allzeit bangen, die Gegenseite könnte das Gesagte zu eigenen Gunsten nutzen. Und so kam es, dass die streng geheimen Verhandlungen gar nicht mehr so geheim waren. „Das Drohgespenst der Öffentlichkeit saß ständig mit am Verhandlungstisch“, konstatiert der Historiker Konrad Repgen: „Es zwang die Diplomaten, zum Fenster hinaus zu sprechen.“

Von „Öffentlichkeit“ war im 17. Jahrhundert zwar nicht die Rede, denn den Zeitgenossen war der Begriff unbekannt. Allerdings existierte sie natürlich – maßgeblich auch durch das gedruckte Wort. Diese publizistische Öffentlichkeit nahm politische und militärische Ereignisse in sich auf: Zeitungen avancierten bis Kriegsende zum wichtigsten weltlichen Lesestoff.

### Medienvielfalt anno 1648

Die Medienlandschaft der 1640er-Jahre war eine äußerst bunte. Obschon nicht mit unserer heutigen vergleichbar, so doch bewertbar als ein „hochdifferenziertes mediales Netz“, wie der Medienhistoriker Holger Böning schreibt. So manche Zeitung erschien 1648 im Reichsgebiet bereits dreimal wöchentlich. Ergänzend zu diesen aktuellen Nachrichtenmedien existierten die etwa halbjährlich feilgebotenen Messrelationen. Sie halfen dem Lesepublikum, die Geschehnisse systematisch einzuordnen.

Hinzu traten Flugblätter und mehrseitige Flugschriften. In beiden fanden sich vielfach Illustrationen und gereimte und dadurch eingängige Inhalte. Gerade Einblattdrucke waren

besonders gut zu verbreiten und wurden in Wirtshäusern, auf Kirchplätzen oder Märkten ausgehängt und vorgetragen.

Zusammen mit den seltener oder nicht-periodisch erscheinenden Druckwerken (Kalender, Chroniken, Bücher etc.) ergab sich ein bedeutendes Medienensemble. Dieses frühzeitliche Pressewesen besaß das Potenzial, die Ergebnisse aus Osnabrück und Münster einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln.

Wäre da nicht ein großes Aber: Der Wissensstand in der Bevölkerung zerfiel aufgrund sozialer Schichtung immens. Nur wenige hatten umfänglichen Zugang zu Presseprodukten. Und selbst wenn er bestand, garantierte dies nicht, dass die Zeitgenossen das Gedruckte überhaupt verstanden. Denn wer konnte schon lesen?

### Wen erreichte die Publizistik?

Das Publikum setzte sich aus Räten, Regierungen, Diplomaten zusammen; hinzu kamen Klöster, Stifte sowie Studenten und Schüler. Die Zeitungen versorgten ihre Abonnenten kontinuierlich mit (hauptsächlich neutralen) Informationen. Sie gaben Auskunft über den Stand der Verhandlungen, legten Streitpunkte offen und berichteten, wo Diskurs möglich schien oder wer den Fortgang blockierte.

Allerdings blieben Zeitungen teuer und den Gelehrten vorbehalten. Etwa ein bis zwei Prozent der Reichsbevölkerung wurden über dieses Medium erreicht. Auch die textlastigen Flugschriften bedienten eher eine elitäre Teilöffentlichkeit und galten als Ergänzung zu den noch an Hintergrundinformationen armen Zeitungen.

Für die Nichtleser verblieben nur die Illustrationen in den Flugblättern. Und die informierten so gut wie nie über das eigentliche Kongressgeschehen, weshalb eine tiefergehende Berichterstattung fehlte. Einziger Lichtblick: Das Ende des Krieges prosperierte recht bald in der Bildpublizistik – aber eben ohne Erwähnung von Verhandlungen, Vertragsinhalten oder den beiden Kongressstädten.

Ohnehin war es weniger die Pax Westphalica, die für die breite Masse höchsten Stellenwert besaß. Eher waren es Berichte über den Nürnberger Exekutionstag 1649/50, welcher den Truppenabzug und die Demobilisierung regelte. Dieser war anschlussfähig für langfristige Berichterstattung. Und er bedeutete satte Auflagenzahlen.

Für die Mehrheit der Bevölkerung wurde der Friede erst durch die Vorgänge in Nürnberg konkret fassbar. Die Bildungselite hingegen erkannte um einiges früher die Tragweite der Dokumente aus Westfalen. Diese Differenz in der Information sorgte dafür, dass die Menschen am Friedensereignis also nicht annähernd synchron teilnahmen.

Die Leistungen der Presse mindert dies aber kaum. Denn in der Nachkriegszeit erfüllte sie eine besondere Funktion, indem sie den Frieden in der Öffentlichkeit propagierte. Sie vermochte die neuen, ordnenden Verhältnisse zu stabilisieren. Und nicht

zu vergessen: Da sie noch zu Kriegszeiten Friedenssehnsüchte kommunizierte, hatte sie auch den langen Weg zur Beilegung mitbereitet. Sinnbildlich stehen Radierungen wie der „Seuffzer nach dem Güldenem Friden“ von Jacob von der Heyden 1647.

Friedens- und Konfliktkommunikatoren

Andersherum heizten Publikationen den Konflikt aber auch immer wieder an. Denn die Presse lieferte mehr als nur „emotionalisierenden publizistischen Begleitlärm“, wieder Historiker Johannes Burkardt betont. Sie hatte treibende und verlängernde Wirkung auf das Kriegsgeschehen. Medien als Konflikt- und Friedenskommunikatoren gleichermaßen.

Und wie gestaltete sich die mediale Vermittlung des Friedens? Der Ausgang der Verhandlungen in Westfalen und (noch stärker) der Beginn des Nürnberger Kongresses 1649 veränderten die Berichterstattung. Die alltägliche Hiobspost wich der frohen Kunde in Form von dankenden und freudigen Nachrichten: „Der Friede kommt gottlob mit schnellem Flug geflogen, mit ihm kommt alles Glück und Segen eingezogen. Er bringt Friedenspost und güld'ne Friedenszeit, der Krieg ist nun gestillt, geendet alles Leid.“

Friedenssymbole hatten in Druckwerken Hochkonjunktur. Zu finden waren bildgewaltige Allegorien wie die Ruhmesgestalt der Victoria oder der geschlagene römische Kriegsgott Mars. Viele Friedensblätter arbeiteten mit derartigen antithetischen Motiven („Friedens-Freude / Krieges-Leid“). Das bis heute bekannteste Symbol dürfte der „freudenreiche Postreiter“ sein, der das Ende der Gewalt überbringt (wie ihn auch das unten abgebildete Flugblatt zeigt).

Als Botschafter des Friedens wurde der Münsteraner Postillon noch lange Zeit aufgegriffen. Und ganz generell besitzt der Westfälische Friede Vorbildcharakter. Das Vertragswerk gilt als Vorreiter des Völkerrechts. Und als Meilenstein in der europäischen Friedensordnung.

Diese liegt gegenwärtig durch den von Russland entfesselten Überfall auf die Ukraine buchstäblich in Trümmern. Ob hier Westfalen als Blaupause für Frieden dienen kann? Fraglich. Dennoch begannen die Gedenkfeierlichkeiten zum 375. Jubiläum in Münster und Osnabrück symbolisch am 1. Jahrestag der Invasion. Denn nicht nur dort, sondern in ganz Europa wartet man sehnsüchtig auf diese eine Schlagzeile: Es ist Fried.

Matthias Kast

Neuer Aus Münster vom 25. des Weinmonats im Jahr 1648. abgefertigter Freud- und Friedenbringender Postreuter.



Es kommen Münsterker gleich Chor- und Reich-gerichte...
Wann habe ich den besten Tag...
Der Friede ist ein Licht...
Der Krieg ist ein Schatten...

Flugblatt „Freud- und Friedenbringender Postreuter“ (1648), Illustrator unbekannt, Goethe Universität Frankfurt am Main, Universitätsbibliothek, Sammlung Gustav Freytag.

„Der Sturm lehrt manchen beten.“

Die Frühe Neuzeit war geprägt vom aufstrebenden Zeitungswesen und den Texten frommer Universalgelehrter. Dass Ehrfurcht vor Gott und den Naturgewalten zwei Seiten derselben Medaille sind, zeigt Johann Rists Bericht über die „Fastnachtsflut“ von 1648.

Klar ist: Wird der menschengemachte Klimawandel nicht aufgehalten, werden Extremwetterlagen zunehmen. Zur Relativierung dieser Tatsache wird oft der Vergleich mit den Wetterkatastrophen während der „Kleinen Eiszeit“ im 15. bis 19. Jahrhundert bemüht. Vergleichbar sind bei der Flut im Ahrtal 2021, der Nordsee-Sturmflut 1962 oder der Naturkatastrophe von Holstein 1648 nur die Folgen: Das menschliche Leid und das Bedürfnis nach gemeinsamer Verarbeitung des Erlebten durch Erzählen.

Der Pfarrer und Dichter Johann Rist (1607-1667) ist für seine evangelischen Kirchenlieder bekannt. Nach der „Fastnachtsflut“ vor 375 Jahren schrieb er Klage- und Bußlieder und sammelte im Buch Holstein, vergiß es nicht Berichte von Pfarrern aus den betroffenen Gemeinden. Im Umgang mit Katastrophen waren die Prediger geübt: „Werden wir nicht fast alle Jahre mit neuen Plagen und Strafen von dem zwar gerechten, aber doch unse-re Seligkeit herzbegierigen Gott heimgesucht?“ Als der Dreißigjährige Krieg ausbrach, war Rist elf Jahre alt; als er endete, war er 41 und Pfarrer in Wedel bei Hamburg. Dazwischen studierte er Theologie, orientalische Sprachen, Naturwissenschaften und Heilkunde. Im Pfarrgarten züchtete er Obst und Zierpflanzen, schrieb Gedichte und das Theaterstück Das Friedewünschende Teutschland. Haus und Garten wurden im Krieg zweimal durch schwedische Soldaten zerstört, die kostbare Bibliothek ging verloren.

Ein Orkan wütet an der Elbe

Kurz bevor der Friedenswunsch eintrat, erlitt Holstein einen im Gegensatz zum Krieg unvermeidlichen Schicksalsschlag: Am Abend des 13. Februar zog ein Orkan die Elbe hinauf, der mit Hagel und Regen zwei Tage wütete. Das Gewitter sei so „heftig und durchdringend“ gewesen, dass „kein Mensch unter dem Himmel gefunden wird, der dergleichen jemals gesehen, gehört oder erlebt hat“. Auf gut 50 Kilometern zwischen Glückstadt und Hamburg wurden Bäume entwurzelt, Häuser mitgerissen, Deiche überschwemmt und Schiffe an Land gedrückt.



Johann Rist, Kupferstich von F. Stuerhelt (o. J.)

Die flachen Elbmarschen wurden metertief unter Wasser gesetzt, wodurch Mensch und Vieh zu Tausenden ertranken.

Gleichzeitig soll Holstein von einem Erdbeben heimgesucht worden sein, durch das „kein Mensch das Gehen behalten konnte“, wie der Historiker Christian Kuß 1825 berichtet. Johann Rist zufolge habe „das Erdreich samt der allergrößten Gebäude erzittert“. Erdichtet: „Die Häuser hüpften gleich, es zitterten die Stiegen / Die Betten gingen wie schwache Kinderwiegen“. Das Erdbeben wäre nicht nur ein schlimmer Zufall, sondern eine kolossale Ausnahme: In Deutschland bebte es eher entlang des Rheingraben und der Schwäbischen Alb. Europaweit gehört Holstein zu den erdbebensichersten Gebieten überhaupt, wie die erste einheitliche Erdbebenkarte Europas von 2013 zeigt. Auch ohne solche Informationen war

Rist keineswegs ahnungslos, sondern beschreibt den physikalischen Ursprung von Erdbeben. Er schließt „als verständiger Naturkundiger“, dass es „ein ganz sonderliches Werk Gottes“ gewesen sein muss, das „der menschlichen Vernunft, ja auch der Natur selber fast entgegenlaufend“ sei. Hat er vielleicht die Erschütterung der einstürzenden Gebäude, die Christian Kuß zufolge bei der Hamburger Katharinen-Kirche „gleichsam einem Erdbeben mit Donner und Blitz geschah“, als Beben gedeutet? Rist besteht darauf, dass das Erdbeben „viele ehrliche Leute neben mir bekennen müssen“ – jedoch weist in den Gedichten der Pfarrer aus Krempe, Wedel oder Hamburg nichts darauf hin. Dort beklagt man vor allem die Zerstörung der Kirchtürme. „In der Marsch ist keine Kirche stehen geblieben“, meldet die Hamburger und Reichszeitung. Auch heute sucht der Mensch die Ursachen für Naturkatastrophen. Davon berichtete 2021 das Husumer Nordfriesland-Museum in der Ausstellung „Gewaltig! Vom Umgang mit Naturkatastrophen“. Man findet die eigene Verantwortung nun aber nicht mehr im Kontext von Sünde und Gotteszorn, sondern kann sie aus der empirisch belegten Kenntnis ziehen, wie menschliches Handeln den Klimawandel befeuert und welche Maßnahmen Schlimmeres verhindern.

Annika Geuß

## Allein vor einem Denkmal der Zweisamkeit

Ein Foto, 344 Jahre nach der Fertigstellung des Taj Mahal, wird zum Sinnbild einer zerrütteten Ehe.

Shah Jahan, ein machtsüchtiger Mann, wird nach einer Reihe vereitelter Putschversuche gegen seinen opiumsüchtigen Vater und mehreren Auftragsmorden an Rivalen schließlich „König der Welt“ und besteigt den Thron als Großmogul von Indien. Im Kontrast zu seinem kalten Wesen wird später seine große Liebe stehen – Arjumand Banu Begum, genannt Mumtaz Mahal, die „Exzellenz des Palastes“.

### Die großherzige Lieblingsfrau

Die junge Frau wird nicht nur für ihren Anmut und ihre Schönheit verehrt, sondern auch für ihr großes Mitgefühl. Shah Jahan befiehlt, dass seiner Haupt- und Lieblings-Ehefrau niemals ein Wunsch abgeschlagen werden solle.

So erlangt sie großen politischen Einfluss und kann sich für die Bedürftigen und Armen in Ihrem Reich einsetzen. Das erschütternde Ende der Liebe ist Mumtaz Mahals Tod. Sie stirbt im Kinderbett während der Geburt ihres 14. Kindes. Ihr letzter Wunsch: ein Grabmal, so strahlend und überwältigend wie noch keines zuvor. Daraufhin baut Shah Jahan das Taj Mahal, das erst 1648 – 17 Jahre nach dem Tod seiner Frau – fertiggestellt werden sollte.

Die prachtvolle Grabstätte, ein Zeichen seiner unendlichen Liebe, erstrahlt noch heute und beeindruckt durch herrliche Gärten und weiße Kuppel und Minarette. Später wird auch der Großmogul selbst dort begraben werden, direkt neben der Liebe seines Lebens.

### Die einsame Lady

Dann, im Jahr 1992, geht ein Bild des wohl größten Liebesbeweises der Welt durch die Presse, mit einer Botschaft die konträrer nicht sein könnte. Lady Di lässt sich auf einer Bank vor dem Taj Mahal fotografieren, allein, ohne Ehemann Prinz Charles, der an Ihrer Seite hätte sein sollen.

Das Foto beweist, was viele zu diesem Zeitpunkt schon erahnen. Die bis dahin als makellos dargestellte Ehe des royalen Paares ist zerrüttet. Das einsame Bild ist Vorbote dessen, was noch im selben Jahr verkündet wird: Die Ehe ist offiziell beendet.

2013 bereist Prince Charles Indien noch einmal, diesmal mit seiner zweiten Ehefrau Camilla; die beiden halten sich von

dem Taj Mahal fern. Im Gegensatz zu Prinz William und seiner Ehefrau Catherine. 2016 lassen Sie sich gemeinsam auf der Bank fotografieren, auf der Diana und Charles, Williams Eltern, zusammen hätten sitzen sollen. 24 Jahre hat es gedauert, bis die Königliche Familie das Monument der altertümlichen Liebesgeschichte wieder bereist. Doch im Gegensatz zu der Fotografie von Prinzessin Diana bleibt ein Bild erhalten, das eine Liebe zeigt, wie sie Shah Jahan für seine Gattin empfunden hat.

20.000 Handwerker sollen einst am Bau des Mausoleums beteiligt gewesen sein; heute kommen jährlich bis zu acht Millionen Besucher zu der Weltkulturerbestätte am Stadtrand von Agra.

*Leonie Fränkle*

Das Taj Mahal im Abendlicht.  
Foto: Niko Lafrentz



## Nach Indien – und zwar auf dem Seeweg!

Am 20. Mai 1498 landeten vier portugiesische Schiffe unter dem Kommando von Vasco da Gama an der indischen Westküste. Es war ein Highlight im „Zeitalter der Entdeckungen“ – und der Beginn einer lukrativen Handelsroute.

Christoph Columbus wollte ja bekanntlich beweisen, dass es einen Seeweg nach Indien gibt, als er 1492 von Spanien aus in westlicher Richtung über den Atlantik aufbrach. Indien bot „Luxusgüter“ der damaligen Zeit, vor allem Gewürze und Edelsteine, die aber auf dem gefährvollen und lange dauernden gemischten Land- und Seeweg im Import zu teuer geworden waren. Indien selbst und der Weg dorthin waren also bekannt, nicht zuletzt durch Marco Polo, dessen Reise von 1271 bis 1295 ihn auf dem Rückweg von China zu Schiff um Indien herum nach Persien und dann weiter über Land und zu Wasser zurück nach Europa geführt hatte. Von Persien aus handelte die arabische, vorderasiatische und europäische Welt schon lange und regelmäßig mit Indien. Man wusste also, wo es war und wie es (auf diesem Wege) zu erreichen war. Nur fehlte eben ein direkter und komplett kontrollierbarer Seeweg ohne Zwischenhandel.

Columbus entdeckte bekanntlich Inseln und einen neuen Kontinent, der dann nach Amerigo Vespucci 1507 von dem deutschen Kartographen Martin Waldseemüller den latinisierten Namen America bekam, womit er sich in die Reihe der übrigen

Kontinentbezeichnungen gut einfügte. Die Einwohner dieses neuen Kontinents bekamen von Kolumbus ihren sachlich gar nicht zutreffenden Namen Indianer, weil er ja zunächst gar nicht wahrhaben wollte, dass er nicht Indien entdeckt hatte, sondern einen anderen, bislang unbekanntem Teil der Erde. Auch die Westindischen Inseln vor Mittelamerika bewahren in ihrem Namen bis heute die Erinnerung an den Fehlglauben von Kolumbus. Auch dass es ein neuer Kontinent war, der den direkten Seeweg westwärts rings um die Erde versperrte, war ja nicht sofort klar, sondern musste sich erst als Einsicht durchsetzen, wozu die weitere Erkundung der Ostküste Südamerikas durch Vespucci beitrug, indem sie die ungeheure Ausdehnung dieser Erdmasse in Nord-Süd-Richtung deutlich machte. Wenn also nicht per Schiff westwärts, um Indien zu erreichen, wie dann?

### Guter Hoffnung um das Kap ...

Die Westküste Afrikas war schon seit der Antike langsam immer besser erkundet worden, und zu Kolumbus Zeiten war die Küste bis zum Kap der Guten Hoffnung durchaus bekannt,

auch durch etliche portugiesische Entdeckungsreisen seit dem 15. Jahrhundert. Tatsächlich begannen die portugiesischen Schritte, den Seeweg nach Indien zu erkunden, schon deutlich vor Kolumbus. Ab 1481 nahm Bartolomeu Dias an entsprechenden Seereisen teil, die schrittweise weiter an der afrikanischen Westküste südwärts führten. In der Konkurrenz zwischen der spanischen und der portugiesischen Krone waren diese Reisen teilweise streng geheimzuhalten. 1488 schließlich gelang Dias die Umsegelung des Kaps der Guten Hoffnung, und damit wusste man: Es geht danach wieder nordwärts und ostwärts auf dem Seewege weiter. Vor allem logistische Probleme einer langen Seereise verhinderten die Entdeckung Indiens auf dem Seeweg schon durch Dias und damit vor Kolumbus. Einige Jahre später, 1497, beriet Dias aber Vasco da Gama bei der Vorbereitung einer neuen Entdeckungsreise, überwachte den Schiffbau und nahm an der ersten Etappe auch selbst teil. Zu diesem Zeitpunkt war Amerika also bereits entdeckt und auch gezielt zu erreichen – aber eben nicht der Seeweg nach Indien.

### ... und direkt zur Malabarküste

Am 8. Juli 1497 startete dann vom Tejo aus die Entdeckungsreise, die im April 1498 mit der Überquerung des Indischen Ozeans die Route über die von Dias bereits gesammelten Kenntnisse hinaus erweiterte, und am 20. Mai 1498 legte Vasco da Gamas Flotte in Calicut an (deutsch Kalikut, heute Kozhikode geschrieben, die Aussprache ist aber ‚Kalikut‘ durchaus ähnlich). Damit war die Malabarküste Indiens auf dem Seewege erreicht, Vasco da Gama ging in die Geschichte als Entdecker Indiens ein.

Schon Kolumbus hatte sich auf seinen Fahrten das Phänomen der Passatwinde zunutze gemacht: Die Hinreise legte er südlicher an, die Rückreise nördlicher, um in beiden Fällen Rückenwind für seine Flotte zu haben. Für die Südhalbkugel war das Phänomen der Passatwinde damals noch nicht bekannt, weshalb da Gamas Rückreise nach Spanien mit mannigfaltigen Problemen zu kämpfen hatte.

Gleich 1500 schickte Portugal eine neue Flotte auf der jetzt „Gewürzroute“ genannten Strecke nach Indien, und an dieser Reise nahm auch Bartolomeu Dias teil. Sein Schiff sank jedoch am Kap der Guten Hoffnung, so dass es ihm tragischerweise verwehrt blieb, Indien selbst auch einmal zu erreichen.

Die Portugiesen errichteten in der Folgezeit kleine Festungen an verschiedenen Häfen, die bis

heute existieren, und die Kolonie „Portugiesisch-Indien“ wurde gegründet. Deren Besitzungen in Indien waren jedoch sehr punktuell und auf die Küste beschränkt.

Der Handel mit den Schätzen Indiens wurde in Portugal ein Monopol der Krone („Casa da Índia“), doch wusste Portugal den Handel nicht recht attraktiv zu machen und zu etablieren. Das halbe Dutzend „Ostindien-Kompanien“, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Westeuropa gegründet wurden, vor allem die britische und die niederländische, dominierten fortan das Geschäft mit Pfeffer, Gewürznelken, Muskat und Zimt. 1961 endete die portugiesische Herrschaft in Indien.

Die Spanier gaben allerdings nach der Entdeckung Vasco da Gamas ihre Suche nach einem Seeweg nach Indien nicht auf, und mit der Umrundung der Südspitze Amerikas durch Magellan 1520 zeigte sich, dass es eben doch einen – wenn auch langen und gefährlichen – Seeweg westwärts nach Indien gab. Für den spanischen Handel mit Indien brachte diese Erkenntnis jedoch nichts. Für beide Routen, westwärts wie ostwärts, änderte sich grundlegend erst im Zeitalter der Dampfschiffahrt etwas: Für die Ostroute brachte die Eröffnung des Suezkanals 1869 eine ungeheure Verkürzung der Strecke, für die Westroute analog der Bau des Panamakanals 1914. In beiden Fällen erübrigte sich die Umrundung der Südspitzen der bislang zu umrundenden Kontinente.

Die Entdeckung des Seeweges nach Indien war Teil des Zeitalters der großen Entdeckungen, das für uns den Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit markiert. Eines sollte man sich dabei aber klarmachen: Dies ist die eurozentrische Sicht auf die Weltgeschichte und ihre Etappen, weder die chinesische noch die muslimisch-arabische. Um 1475 übrigens, deutlich vor Vasco da Gama, verbrachte ein russischer Kaufmann mehrere Jahre in Indien – aus russischer Sicht ist er der Entdecker Indiens. Aber das ist schon wieder eine andere Geschichte.

Sebastian Kempgen



Ausschnitt aus einer portugiesischen Landkarte aus dem Jahr 1630, Kartographen: Jeronimo de Ataide, João Teixeira, Quelle: Wikimedia Commons.



Foto: ASToKo, Pixabay.

## Die Revolution hinter der Nebelwand

Nikolaus Kopernikus, geboren am 19. Februar 1473, rückte die Sonne in den Mittelpunkt und leitete damit eine Wende in der Astronomie ein. Soweit das Schulwissen. Doch was war der wissenschaftsphilosophische Hintergrund seines Denkens?

Er hat den Planeten Merkur während der gesamten Arbeit an seinem astronomischen Hauptwerk nie am Himmel gesehen – von anderen, schwieriger zu erkennenden Planeten oder gar Planetenmonden ganz zu schweigen.

### Durchblick trotz Dunst am Haff

Die Luft war dafür fortwährend zu dunstig am Friesischen Haff „im allerhintersten Winkel der Erde“, wie Kopernikus seinen Wohnsitz Frauenburg in der Widmung an Papst Paul III. charakterisierte. Dieses Werk über die Umläufe der Himmelsphären, *De revolutionibus orbium coelestium*, stützt sich dementsprechend nicht vorrangig auf Beobachtungen der Himmelskörper (auch die Beobachtungsgeräte, die Kopernikus zu Gebote standen, blieben deutlich hinter dem technischen Entwicklungsstand seiner Zeit zurück). Allerdings sehr wohl darauf, dass die Astronomie seiner Zeit an den Berechnungen ihrer Beobachtungen der Himmelskörper langsam zu verzweifeln begann: Es wurde immer verzwickter, das Verhalten der Gestirne in ihren sichtbaren Bewegungen mathematisch abzubilden.

Kopernikus löste das Problem hinter seiner Nebelwand am Haff dann ohne wesentliche neue Beobachtungen zu machen auf eigene Weise. Und zwar ähnlich wie bei der Geschichte vom Gordischen Knoten oder vom Ei des Kolumbus dadurch, dass er sich gar nicht auf die gegebenen Spielregeln und Prämissen einließ – sondern schlicht von ihnen absah. In seinem Fall nämlich von der Voraussetzung, dass die Gestirne sich um unseren Beobachterposten bewegen. Denn diese Voraussetzung, so berechnete er, verursachte erst die Probleme.

Angesichts dieses unverdrossenen Nonkonformismus mit dem Vorherrschenden haben sich viele auf die Kuriosität der lateinischen Sprache gestürzt, dass das berühmte Buch des Domherrn von Frauenburg nun mal *De revolutionibus* heißt, und seinen frischen Berechnungsansatz als ‚revolutionär‘ bezeichnet.

Die ‚kopernikanische Wende‘ wurde zur Genrebezeichnung für epochenverändernde Neuordnungsversuche und avancierte zum begehrten Markennamen für genialisches Umstürzertum. Und wer nicht alles hat sich seither begierig damit schmücken wollen!

### Eine mathematisch saubere Rückwärtsrolle

In vielerlei Hinsicht stand der Ansatz des Kopernikus aber in einer festgefühten Denktradition und die vielzitierte ‚Wende‘ war eher ein Wiederaufgriff von lange unbeachtetem Alten, also eher eine Revolution im Wortsinn, eine geistreiche Rolle rückwärts. Ein Blick auf die Jahre, die Kopernikus weitab vom Haff und von seiner an der Weichsel gelegenen Geburtsstadt Thorn verbrachte, hilft womöglich, das zu verstehen:

Der Platonismus ist eine Denkrichtung, die, in den Worten von Kurt Flasch, „nie für sich in Anspruch genommen hat, eine Philosophie des gesunden Menschenverstands zu sein“. Platoniker stellen die Faktenlage gerne hintan und die von aller Wirklichkeit ungetrübte Überlegung voran. Als Kopernikus und Alessandro Farnese – der spätere Widmungsadressat Paul III. – in den 1490er Jahren in Oberitalien studierten, herrschte dort reges Interesse am Neuplatonismus. Man lehrte daher, ganz platonisch, die Priorisierung der Mathematik als Leitwissenschaft, nach deren rein geistig und ohne Weltkontakt erkennbaren Vorgaben sich nicht nur alle anderen Wissenschaften zu richten hätten, sondern auch alle Abläufe der Natur: Der weltordnende Gott „treibt immer nur Geometrie“, heißt es schon beim antiken Platoniker Plutarch, und wer mathematisch denken kann, weiß daher von vornherein, wie Gott die Welt eingerichtet hat. Das lichte Verhältnis von unabänderlichen, perfekt zusammenpassenden Erkenntnissen und das unantastbar schlüssige Vonvornherein ließen die italienischen Renaissancegelehrten über das Bemühen der mittelalterlichen Aristoteliker um die anfassbare Wirklichkeit und den welter-schließenden Wert des Konkreten die Nase rümpfen.

### Von Platon und Plutarch zu Kopernikus

Das Licht der Erkenntnis, die alles andere bedingt und ordnet, hatte auch seinen metaphorischen Ausdruck in Platons grandiosem Sonnengleichnis gefunden und die Pythagoreer, denen Platon so viel verdankte, hatten gelehrt, dass ‚alles Zahl ist‘, und gefordert, das lichtpendende Feuer verdiene eigentlich den zentralen Platz im Universum.

Der eben schon genannte Plutarch überliefert auch, dass es im antiken Griechenland durchaus einige Menschen gab, die „als Hilfserklärung für die Tatsachenbeobachtung“ der Erde abgesprochen hatten, Mittelpunkt der Himmelsbewegungen zu sein, und annahmen, sie bewege sich auf einer Kreisbahn und drehe sich dabei um die eigene Achse. Kopernikus beruft sich wiederholt auf all diese Überlieferungen aus dem Altertum. Er macht sie zur Grundlage einer Neuberechnung der Planetenbahnen und stellt die Berechnungsrichtigkeit dem Beobachtungseindruck voran. Doch nicht als ‚Hilfserklärung‘,

sondern ganz platonisch als prioritär: Zuerst muss die Berechnung stimmen, die Weltwirklichkeit ist demgegenüber weniger interessant.

Das Ergebnis eines mathematisch schlüssigeren heliozentrischen Gesamtbilds unterbreitet er selbstbewusst, aber unaufgeregt und sachlich im Ton, als wissenschaftliche Hypothese, zuversichtlich, dass der in solcher Denkweise akademisch trainierte Papst daran Interesse haben könnte. Darin (und unter anderem auch in der Wahl der Gelehrtensprache Latein als Ausdrucksmittel für Hypothesen, die eben insbesondere die Wissenschaft etwas angehen) unterscheidet er sich von Galileo, der sein auftrumpfendes Beobachtungssystem nicht als nur hypothetisch angesehen und weit verbreitet wissen wollte – und dessen Verhältnis zum Papsttum natürlich novellistisch viel besser verwertbar ist.

### Nicht die Daten zählen – eher kluge Hypothesen

Doch war es dann gerade die Zurückhaltung des Nikolaus Kopernikus und seine Selbstbescheidung aufs Hypothetische, die wiederum den vielleicht bedeutendsten Wissenschaftshistoriker des 20. Jahrhunderts besonderes Augenmerk auf ihn haben und sein Denken damit zum Inbegriff der These von den ‚Wissenschaftlichen Revolutionen‘ werden ließ: Thomas Kuhn hat in seiner Theorie der Wissenschaften als intellektuelle Betriebssysteme, die irgendwann an die Grenzen der Ausreizbarkeit ihres tragenden Grundgedankens, ihrer ‚disziplinären Matrix‘ stoßen, worauf ein genialer Kopf ihnen mit einer anderen Hypothese eine neue solche Matrix ihres Arbeitens aufzeigt und somit einen ‚Paradigmenwechsel‘ herbeiführt, Kopernikus zu seinem Lieblingsbeispiel gewählt.

Kopernikus habe nämlich keineswegs die zu seiner Zeit bestehende Wissenschaft der Astronomie mit innovativen Beobachtungen und verbesserten Daten vorangetrieben und damit einen entscheidenden Fortschritt herbeigeführt und ein neues Niveau der Forschung etabliert, so insistiert Kuhn immer wieder, und zwar mit Recht. Vielmehr habe Kopernikus die bestehende astronomische Wissenschaft über den Haufen geworfen, ohne sich um den Forschungsstand oder Beobachtungen und Daten groß zu kümmern: Er gab der Astronomie vielmehr die Möglichkeit, aufs Neue anzufangen und alles noch einmal auf der Grundlage einer anderen Hypothese, einer ganz anderen Annahme und Berechnungsweise zu denken und zu beobachten.

Christian Schäfer

Prof. Dr. Christian Schäfer ist Lehrstuhlinhaber für Philosophie an der Universität Bamberg. Forschungsschwerpunkte von ihm liegen u.a. in der Vorsokratik und der Scholastik.

## Mühlsteine im Kopf

Thomas von Aquin, vor 700 Jahren „zur Ehre der Altäre“ erhoben, war ein „komischer Heiliger“: viel mehr Philosoph denn manchen recht war. Wunder wurden ihm nicht konstatiert, doch seine Schriften sind wunderbar klar.

„Das Schlimmste, was Thomas von Aquin passierte, geschah anno 1323“, statuiert Umberto Eco in seiner ‚Laudatio‘ auf den 1274 verstorbenen Denker, und fährt dann genüsslich fort: „nämlich, als er von Papst Johannes XXII. heiliggesprochen wurde. Dergleichen sind üble Schicksalsschläge, die einem das ganze Lebenswerk ruinieren können, wie wenn man den Nobelpreis erhält oder in die Académie Française berufen wird oder den Oscar bekommt. Man wird wie die Mona Lisa: ein Klischee.“ Und wirklich: Bis heute gelingt es offenbar nur wenigen, Thomas ohne das Klischee seiner Heiligspredikation im Hinterkopf zu lesen.

Heilig war er, also bestimmt viel mehr Theologe als Philosoph, also sicherlich einer, der den Glaubensgehorsam vor die Denkfreiheit stellte ... und damit ist dann auch die Fehlerhaftigkeit aller folgenden ‚alsos‘ bereits fest etabliert. Dieses Klischeedenken würde indessen genauso dazu führen, über Thomas alle möglichen falschen Folgerungen zu ziehen, wäre er nicht heiliggesprochen worden: Die Kirche fürchtete in dem Fall gewiss die kritische Brisanz seines analytischen Denkens, seine markant vorstellungsbasierte Metaphysik, seine antirigoristische Ethik und was er nicht noch alles von Aristoteles übernommen hatte.

### Die Rettung des Christentums vor Verstiegenheit

Dass Thomas ein Anhänger der aristotelischen Denkart war, bezeugen seine Schriften (und setzen sich damit gegen eine weitere Klischeeauffassung durch, die das allzu gerne bestreiten würde). Denn obwohl es Autoren gibt, die er häufiger zitiert als Aristoteles, so gibt es in seinem Werk doch bei weitem keinen anderen Denker, dem er so oft so grundsätzlich zustimmt wie dem alten griechischen Philosophen. Und dass diese aristotelische Denkart ein wissenschaftliches Potential in sich barg, das den Überzeugungsgrundlagen des Christentums gefährlich widersprechen konnte, zeigen die Auseinandersetzungen um Aristoteles in den Werken zahlreicher Philosophen des Mittelalters. Thomas wiederum zeigt in seinen Schriften, dass Aristoteles zwar durchaus eine ‚dangerous mind‘ ist, aber genauso, dass das Wagnis, auf das man sich mit seinem Denken einlässt, sich auszahlt – auch und gerade für die vernünftige Absicherung und Plausibilisierung der christlichen Wahrheiten. Und so entsteht in den Studien- und Lehrjahren des Thomas von Aquin in Neapel, Köln, Paris und Rom eine in Begriffsanalysen, Syllogismen und kämpferischen Argumenten ausgearbeitete Wirklichkeitsdeutung, deren knappe und trockene Schlüssigkeit den Papst beim Kanonisierungsprozess zu der Entscheidung veranlasste, jede Manuskriptseite

davon sei eigentlich so gut wie für ein Wunder anzusehen. Denn das nachgewiesene Wirken von Wundern wird für eine Heiligspredikation zumeist gefordert und Thomas hatte nun mal keine gewirkt. Aber eine ganze Welterklärung in Summen und Disputationen auszuarbeiten, das hatte er geschafft. Und zwar so, dass sie sowohl auf aristotelischer Überzeugungsgrundlage, als auch in christlicher Weltauffassung plausibel war (was einen recht besehen gar nicht so sehr Wunder nehmen muss). Dabei war es gar nicht so, dass Thomas den Aristoteles nachbetete; vielmehr erwies er sich als kongenialer Charakter, der als christlicher Denker die Wirklichkeit nach den Ansatzpunkten, Basisüberzeugungen und Methoden der aristotelischen Philosophie noch einmal von Neuem durchinterpretierte. Er zeigte dabei – zum Ärger vieler und zum Jubel vieler anderer –, dass man sich auf ein und dieselbe menschliche Vernunft und ihre sehr weltverpflichtete Denkweise verlassen kann, um eine klare und verständliche Theorie aller theologischen wie säkularwissenschaftlichen Dinge erreichen zu können: Man brauchte dazu nicht ‚zwei Köpfe‘, die gleichzeitig zwei verschiedenen zständigen Wahrheiten dachten, wie das so viele Aristotelisten seiner Zeit vorschlugen.

Er habe das Christentum letztlich davor gerettet, sich in Geistigkeit zu versteigen, statuiert G.K. Chesterton in seiner Biographie des 1323 heiliggesprochenen Thomas, und fährt dann genüsslich damit fort, Thomas folgende Worte gegen die Philosophen seiner Zeit (mit ihrem „platonischen Stolz im Besitz unantastbarer und unübersetzbarer Wahrheiten“) in den Mund zu legen: „Ihr habt all diese gleißenden Diamanten im Kopf, zugeschnitten in perfekten mathematischen Formen und in reinem himmlischen Erkenntnislicht blinkend, fast schon von selbst und ohne Zutun eures Denkens, geschweige denn des Hörens oder Fühlens. Ich aber schäme mich nicht zu sagen, dass mein Denken von meinen Sinnen genährt wird, [...] und schulde es meinem Denken daher, dass ich die sinnliche Wirklichkeit auch als das Wirkliche ansehe“.

### Eine Mühle der Gelehrsamkeit

Helle, kaleidoskopartig Muster zusammenfunkelnde Diamanten hatte Thomas nicht im Kopf. Eher schwere, raue und glatte Mühlsteine, die jeden Begriff, jedes Problem und jedes Argument geduldig zermalmt, um aus dem Gemahlene dann philosophische Nahrung machen zu lassen. Ob es um Laster geht, um Glück oder Sprachphilosophie, um Erkenntnislehre oder Seelentheorie, ja um Themen bis hinein in die überweltlichen Höhen seiner Gottesbeweise: Thomas von Aquin bleibt in seiner Geisteshaltung analytisch und sachbezogen, erdig im

# 1323

dreizehnhundertdreiundzwanzig

Thomas von Aquin, Gemälde von Carlo Crivelli (1476) / National Gallery London / Wikimedia Commons.

Stil und exakt im Duktus. Er besteht darauf, dass der Mensch ein Wesen von der Art ist, dass ihm rein Geistiges und Transzendentes nicht in sich selbst klar ist, sondern erst mit Mühe in Abstraktionsverfahren gewinnbar wird, er ordnet alles Spekulative nach und weist den Dingen pragmatisch ihren schließlichen Platz zu: Gottesbeweise, so sagt er etwa ganz zu Beginn seines Hauptwerks, seien eine Aufgabe der Philosophie, die Theologie gingen sie eigentlich nichts an, deren Aufgabe

beginnt, sobald so ein Beweis überzeugend gefunden wurde. Entgegen den gängigen Klischees wurde Thomas mit dieser Haltung von der Kirche heiliggesprochen; den meisten großen Pontifices der Philosophie wäre das wohl nicht in den Sinn gekommen.

Christian Schäfer

Prof. Dr. Christian Schäfer übersetzte und interpretierte u.a. Thomas von Aquins Schrift *Über das Böse* in zwei Büchern.



Foto: Pressestelle Erzbistum Bamberg / Maike Wirth

## Die Liebe eines Kaisers

Letzter der Ottonen, Stifter, Bistumspatron, König, Kaiser und Heiliger. Vor 1050 Jahren wird Heinrich II. geboren. In Bamberg, dem Provinznest, das er zum Zentrum des Heiligen Römischen Reiches machte, ist er unsterblich.

Die Erfolgsgeschichte des Mannes, der das schaffte, was vorher noch keinem gelungen war – der Aufstieg vom bayerischen Herzog zum König und schließlich zum Kaiser – beginnt mit seiner Geburt im Mai 973. Als Sohn des bayerischen Herzogs Heinrich II. „des Zänkers“ und seiner Frau Gisela von Burgund stammt er aus der bayerischen Nebenlinie des Adelsgeschlechts der Ottonen. Seine frühe Kindheit verbringt er in Bamberg, einem Ort, den er laut seines Biografen und

Zeitgenossen Thietmar von Merseburg bereits als Kind besonders liebt. Mit fünf Jahren wird Heinrich zu Bischof Abraham von Freisingen und anschließend nach Hildesheim geschickt, um in der Domschule für den geistigen Stand ausgebildet zu werden. Dort lernt Heinrich lesen, schreiben und Latein.

Im Jahr 995 stirbt sein Vater und Heinrich wird der neue Herzog von Bayern. Nun ist er nach König Otto III. der mächtigste und vermögendste Mann im Reich und hat damit unter den

Töchtern Europas freie Wahl. Der Herzog entscheidet sich, Kunigunde, die Tochter Siegfried von Luxemburgs, zur Frau zu nehmen. Lebenslang vereinigt das Paar eine emotionale Bindung, die auch öffentlich von steter Zuneigung geprägt ist. Heinrich spricht von ihr als seine „allerliebste Gemahlin“ und „geliebteste Königin“. Um das Jahr 1000 heiratet das Paar und Heinrich schenkt Kunigunde Bamberg mit allen dazugehörigen Besitzungen als Hochzeitsgeschenk.

Kurz darauf, im Jahr 1002, wendet sich die Geschichte des Paares. Otto III. stirbt völlig überraschend mit 21 Jahren. Da er keine Nachfahren hat, müssen die Fürsten Deutschlands einen neuen König wählen. Den „Wahlkampf“ kann Heinrich durch seine Schnell- und Skrupellosigkeit für sich entscheiden. Er empfängt den Leichenzug Ottos und bringt die kaiserlichen Insignien – Krone, Zepter, Reichsapfel und Schwert – in seinen Besitz, um den Thron zu besteigen. Da die heilige Lanze allerdings vorausgeschickt wurde, ist sein Coup nicht erfolgreich und Heinrich muss sich letztlich doch dem Wahlverfahren unterwerfen. Dennoch kann er sich gegen seine Widersacher durchsetzen und wird am 7. Juni 1002 zum König des Ostfrankenreichs gekrönt.

Die Bedeutung, die Heinrich Bamberg beimisst, wird gleich zu Beginn seiner Regierungszeit deutlich: Nach der Ernennung zum König stellt er in Bamberg die ersten Urkunden aus. Und er hat darüber hinaus weitere Pläne für seine geliebte Stadt: Thietmar von Merseburg berichtet, König Heinrich habe schon seit seinem Regierungsantritt insgeheim die Errichtung eines Bistums Bamberg geplant. Wahrscheinlich gibt er deshalb im Jahr 1002 den Bau einer Kirche mit zwei Krypten in Auftrag: den Bamberg Dom.

Da Bamberg aber zu den geistigen Territorien Eichstätt und Würzburg gehört und deren Bischöfe bei Gründung des Bistums Bamberg auf Land hätten verzichten müssen, sieht sich der König mit erheblichen Schwierigkeiten konfrontiert, als er seinen Plan in die Tat umsetzen möchte. Nach langen Verhandlungen mit den weltlichen und geistlichen Vertretern des Reichs, vor denen er sich in einer emotionalen Rede sogar dreimal zu Boden wirft, kann Heinrich überzeugen. Auf der Synode in Frankfurt am 1. November 1007 stimmen die Bischöfe des Reichs der Gründung des Bistums Bamberg zu. Stifter ist König Heinrich II. Dieser Tag verändert die Geschichte Bambergs. Es ist der eigentliche Beginn der Stadt.

Die Gründe, weshalb sich der König und seine Gemahlin so vehement für die Stiftung des Bistums einsetzen, sind von politischer und religiöser, aber auch persönlicher Natur: Das Obermairtal kann so zu einer königsnahen und politisch zuverlässigen Machtbasis ausgebaut und der Herzog von Schweinfurth, der gegen sie rebellierte, geschwächt werden. Wichtigstes Motiv des Paares ist aber die Schaffung eines Erbens. Spätestens wenige Jahre nach der Hochzeit muss Heinrich und Kunigunde bewusst gewesen sein, dass sie zeugungsunfähig sind. Kinderlose Ehen sind in mittelalterlichen

Dynastien eine Katastrophe, fast schlimmer als der eigene Tod. Wer soll für das Totengedenken sorgen und für sie beten? Ihr Erbe wird die Stadt selbst, der sie ihre ganze Liebe und Fürsorge schenken. Und Bamberg erfüllt den Wunsch seiner „Mutter“ und seines „Vaters“. Noch heute – 1000 Jahre später – wird regelmäßig im Bamberger Dom für sie gebetet.

Mit der Gründung des Bistums im Jahr 1007 beginnt das goldene Zeitalter der Stadt. Abt Gerhard von Seeon hält in einem Lied nicht nur die großen Mengen an Silber, Gold, Edelsteinen und Seidenstoffen fest, die hier aufgehäuft seinen, sondern betont auch, wie viele Reliquien, die wertvollsten Objekte jener Zeit, in Bamberg zu finden seien. „Hier ist das Haupt dieser Welt (caput orbis), die Wiege jeglichen Ruhms“. Obgleich er etwas übertrieben haben mag, stimmt es, dass Bamberg rasch zu einem bedeutenden Zentrum des Reiches aufgestiegen ist. Eine Stadt, die in Glanz und innerer Kraft eines Kaisers würdig ist. Zu eben diesem Kaiser wird Heinrich am 14. Februar 1014 von Papst Benedikt VIII. gekrönt.

### Ohne Heinrich und Kunigunde wäre Bamberg ein Dorf geblieben

Die Bedeutung des Königs und Kaisers für die Geschichte Bambergs und für die Entwicklung der Stadt kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wären Heinrich und Kunigunde nicht gewesen, wäre Bamberg wahrscheinlich nur ein kleines Dorf geblieben. Bis zu seinem Lebensende besucht Heinrich die Stadt insgesamt 15 Mal, wobei einige Quellen fünf weitere Aufenthalte nahelegen. Auch sein letztes Weihnachtsfest verbringt er in der Stadt, bevor er im Juli 1024 in der Pfalz Grone bei Göttingen stirbt. Wie gewünscht, wird er im Bamberger Dom begraben. Neun Jahre später folgt ihm seine Frau.

Heinrich und Kunigunde werden in Bamberg in den darauffolgenden 1000 Jahren nicht nur als „Mutter und Vater“ der Stadt verehrt, sie sind auch unabhängig davon ein besonderes Paar: Beide sind hochgebildet und beherrschen Latein, was ungewöhnlich ist für einen König und Kaiser und noch ungewöhnlicher für eine Königin und Kaiserin. Es ist außerdem belegt, dass Heinrich seine Frau als Gleichberechtigte behandelt und sie sich politische und administrative Entscheidungen teilen. Kunigunde wird in offiziellen Dokumenten mehrfach als Fürsprecherin und Vermittlerin bezeichnet. Ihre Titel als Mitherrscherin („consors regni“ und „imperatrix augusta“) unterstreichen ihre besondere Stellung. Eine weitere Besonderheit teilen sie sich: Kunigunde und ihr Mann sind das einzige kaiserliche oder königliche Ehepaar in der Geschichte, das heiliggesprochen wurde: Heinrich im Jahr 1146 und Kunigunde im Jahr 1200.

Wer durch Bamberg läuft, findet Heinrich und seine Frau an vielen Stellen: z. B. im und am Dom, auf der Unteren Brücke und auf dem Maxplatz. Sie wachen über ihre Stadt. Und Bamberg dankt es seinem Stifter und dessen Gemahlin sicherlich auch noch die nächsten 1000 Jahre.

Jana Keil

## Die unsichtbare Kalifin

Nicht nur Kleopatra herrschte als Frau in Ägypten. Etwa 1000 Jahre nach ihr schaffte es Sitt al-Mulk an die Spitze des fatimidischen Reichs. Am 5. Februar 1023 starb die Frau, die im Verborgenen regierte.

Kairo am 13. Februar im Jahr 1021. Die blutgetränkten Gewänder des Kalifen al-Hakim werden gefunden, zerfetzt von unzähligen Messerstichen. Auch ohne Leiche bleiben an seinem Tod keine Zweifel. Einige Chronisten sagen, seine Schwester Sitt al-Mulk habe hinter dem Attentat gesteckt. Ihr Name spricht Bände, bedeutet er doch „Herrin des Reiches“. Wer war diese Frau, die durch den Geschwistermord an so viel Macht gelangt war wie keine muslimische Frau vor ihr?

### Kindheit im Meerespalast mit 4.000 Sklavinnen

Sitt al-Mulks Leben begann in Tunesien als erstes Kind des Kalifen al-Aziz. Sie war noch ein Kleinkind, als die Fatimiden Ägypten eroberten und die Familie nach Kairo zog. Dort ließ ihr Vater einen der schönsten Paläste der Stadt erbauen: den Meerespalast. Er öffnete sich dem Fluss hin, vier hohe Hallen dienten als Schwimmbäder, Holzschnitzereien zierten die Wände. An diesem prachtvollen Ort wuchs Sitt al-Mulk auf – zusammen mit 4.000 Sklavinnen, die für ihre außergewöhnliche Schönheit sorgten, und ihrem 16 Jahre jüngeren Bruder al-Hakim.

Unter der Herrschaft des Vaters stiegen Christen und Juden in höchste Ämter auf. Im Geiste dieser Glaubentoleranz wurde Sitt al-Mulk, Tochter eines muslimischen Kalifen und einer christlichen Sklavin aus Byzanz, erzogen. Ihr Vater ermutigte sie stets, ihre Meinung zu sagen. Doch schon im Alter von 42 Jahren starb der milde Herrscher und liebende Vater. Es war der Beginn eines Machtkampfs.

### Hausarrest nach Intrigenspiel

Die 26-jährige Sitt al-Mulk wollte ihren Cousin auf dem Thron sehen, den Sohn des Prinzen Abdallah, der anstelle von Sitt al-Mulks Vater Kalif hätte sein sollen, aber zu früh verstarb. Militärische Befehlshaber und höchste Beamte unterstützten ihren Plan, aber der Eunuch Barğawān, Lehrer ihres Bruders und Vertrauter ihres Vaters, vereitelte ihn. Er zog dem elfjährigen al-Hakim das Herrschergewand an und stellte die Schwester unter Hausarrest, bewacht von 1.000 Reitern.

Aber der Prinzessin gelang es bald, ihren kleinen Bruder um den Finger zu wickeln. Die Geschwister machten sich gegenseitige Geschenke: Sie überlies ihm eine ihrer Sklavinnen zur Frau; er gab ihr Land und damit ein Jahreseinkommen von

100.000 Dinar. Doch der junge Al-Hakim veränderte sich. Die Glaubentoleranz seines Vaters beendete er, enteignete und vertrieb Christen und Juden. Seine Herrschaft war von da an geprägt von Terror und Willkür. Weil Gebell ihm den Schlaf raubte, ließ er alle Hunde im Reich töten. Ebenso verbot er, Musik zu hören, Alkohol zu trinken, Fische ohne Schuppen zu essen oder sich nachts im Freien aufzuhalten. Frauen verbannte Al-Hakim gänzlich aus dem öffentlichen Leben. „Manche verließen trotz des Verbots das Haus“, schrieb der Historiker Ibn al-Athir, der etwa 150 Jahre später lebte, „viele wurden getötet“.

### In den Fängen des tyrannischen Bruders

Sitt al-Mulk litt besonders unter dem Tyrannen. Besessen von der Idee, sie habe unzählige Liebhaber, die er aufzuspüren habe, ließ al-Hakim sie bewachen, einsperren und ihre Jungfräulichkeit testen.

Sie wusste sich wohl nicht anders zu helfen, als ihren Bruder 1021 in einer Verschwörung zu töten und seinen Sohn auf dem Thron zu platzieren. Ihn hatte sie schon zuvor bei sich aufgenommen, zum Schutz vor dem tyrannischen Vater. Weil ihr Neffe noch jung war, bestimmte Sitt al-Mulk von da an die Politik im Kalifat. Sie revidierte die Sittengesetze ihres Bruders, nahm diplomatische Beziehungen zum byzantinischen Reich auf und beendete die Verfolgung der Christen – ganz im Sinne ihres Vaters.

### Frau mit Macht – eine Ausnahmeerscheinung im orientalischen Mittelalter

Damit eine Frau die Politik derart gestalten konnte, mussten in der mittelalterlichen islamischen Welt einige Zufälle passieren. Denn vorgesehen waren Frauen in der Staatsführung keineswegs. Im Gegenteil: Sie sollten sich gar verschleiern, wenn sie Herrschaftsräume betreten.

Wahrscheinlich wagte es Sitt al-Mulk deshalb bis zu ihrem Lebensende 1023 nicht zu fordern, dass die Freitagspredigt in ihrem Namen gesprochen werde. Stattdessen priesen die Gläubigen ihren Neffen, dem die Regentin den Namen adh-Dhahir gegeben hatte, den „öffentlich Sichtbaren“. Sitt al-Mulk selbst bleibt dagegen als „Schattenkalifin“ in Erinnerung.

Lea Hruschka



# 848

achthundertachtundvierzig

## Kriegsherr, Gelehrter, Kommunikator

Als König Charles III am 6. Mai 2023 den Thron von Großbritannien und Nordirland bestieg, jährte sich das wahrscheinliche Geburtsjahr eines seiner berühmten Vorgänger zum 1175. Mal, nämlich die des Königs Alfred (Ælfred) von Wessex, der von 871 bis 899 regierte.

Neben dem Skandinavier Cnut ist Alfred der (bislang) einzige König Englands, dem die Geschichte das Epithet „der Große“ zugesprochen hat. Viele Legenden ranken sich um diesen König. Er war bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ein unumstrittener Reformator, Innovator und Held des englischen Volkes. Sogar eine rührende Volksnähe wird ihm bescheinigt, als er, inkognito auf der Flucht, vergaß, ihm anvertraute Brote rechtzeitig aus dem Ofen zu holen – und dafür heftig von der Bäuerin gescholten wurde. Die Forschung der letzten Jahrzehnte

ist dabei, die historische Rolle des frühmittelalterlichen Königs zu präzisieren; gleichzeitig bezeugt die Popkultur des 21. Jahrhunderts seine fortdauernde und immer neu definierte Popularität.

Geboren als fünfter Sohn des Königs Æthelwulf von Wessex und seiner Frau Osburh, scheint zunächst niemand für den kleinen Alfred eine Zukunft als Herrscher auf der Rechnung gehabt zu haben. Vielleicht ist es diesem Umstand geschuldet, dass er als Kind seine Liebe zu den schönen Künsten entfalten

konnte. Wie sein Zeitgenosse Asser in des Königs Biografie berichtet, war er nämlich bereits mit sechs Jahren derjenige der fünf Brüder, der einen mit einer schönen Initialen verzierten Band englischer Dichtung mit Hilfe seines Lehrers – er selbst lernte erst mit zwölf Jahren das Lesen – auswendig lernte, um ihn dann zur Belohnung von der Mutter geschenkt zu bekommen. Früh schon unternahm sein Vater mit ihm eine Romreise, wobei Alfred Papst Leo IV. traf und zum Konsul ernannt wurde. Ist dies möglicherweise doch ein Hinweis darauf, dass man Alfred als zukünftigen König auf der Rechnung hatte?

Als Alfred nach dem Tod all seiner männlichen Vorgeborenen im Jahr 871 den Thron von Wessex bestieg, hatte er vor allem zwei Probleme zu lösen: Zum einen gab es die ständig lauernernde Gefahr angreifender Wikinger, der Seefahrer aus Skandinavien auf der Suche nach Beute und Land. Zum anderen konstatiert Alfred einen Bildungsverfall bei der Geistlichkeit, speziell durch den Niedergang der Lateinkenntnisse. Interessanterweise war dieser schon zu beklagen, „bevor alles [durch die Wikinger] zerstört und verbrannt war“, wie er im Vorwort seiner Übersetzung der *Cura Pastoralis* von Gregor dem Großen schreibt. All dem setzte König Alfred mit großem Ehrgeiz und Engagement zweierlei entgegen: eine geschickte Kriegsführung und eine Bildungsreform.

### Krieg und Frieden mit den Wikingern

Im Jahr 878 gelang Alfred, der mit Wessex das letzte nicht von den Wikingern eroberte angelsächsische Königreich regierte, ein wegweisender Sieg über den Wikingenführer Guthrum in der Schlacht von Edington. Unter der Bedingung, dass sich die Nordmänner zu Christen bekehren und taufen ließen, wurde etwas später ihre Ansiedlung ungefähr nördlich der Watling Street, die etwa zwischen London und Chester verlief, vertraglich vereinbart.

Dort, im *Danelaw*, galt das dänische Gesetz. Die englische und skandinavische Bevölkerung vermischte sich. Um den dennoch weiter andauernden, oft überfallartig ausgeführten Angriffen aus Skandinavien begegnen zu können, entwarf Alfred ein Verteidigungssystem aus mehr als 30 Befestigungen, durch das Abwehrkräfte schnell und flächendeckend einsatzbereit waren. Auch an einer Reformierung des Schiffsbaus versuchte sich der König später, offenbar jedoch nicht mit dem selben durchschlagenden Erfolg.

### Bildungsreformer und Kommunikator

Damit die Bildung in seinem Reich wieder Einzug halten konnte, veranlasste König Alfred, dass die wichtigsten Werke für die Geistlichkeit ins Englische übersetzt würden, wobei der König Gelehrte, teilweise aus Wales und vom Festland, um sich versammelte und auch selber Hand anlegte. Mit diesen Übersetzungen konnte er offenbar an eine bereits bestehende Tradition anknüpfen und sie intensivieren. Neben Gregors *Cura Pastoralis* werden König Alfred und seinem Kreis traditionell

auch die altenglischen Übersetzungen der *Soliloquien* des Augustinus, der *De Consolatione Philosophiae* des Boethius, der *Historiarum Adversum Paganos Libri VII* des Paulus Orosius, der ersten fünfzig Psalmen und der Kirchengeschichte des Beda Venerabilis (*Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*) aus dem 8. Jahrhundert zugesprochen, wobei die einzelnen Zuschreibungen bis heute intensiv diskutiert werden. Außerdem gab Alfred eigene Gesetze in der Volkssprache heraus. Hinzu kam ein Alphabetisierungsprogramm: Alle Söhne freier Männer sollten Englisch lesen und schreiben lernen. Diejenigen, die ein geistliches Amt anstrebten, sollten zusätzlich in Latein unterrichtet werden.

In den Zusammenhang dieser Bildungsmission, gepaart mit Alfreds nationalem Bewusstsein und seinem Streben nach einem vereinigten England, gehört auch die Initiierung der angelsächsischen Chroniken, der ersten nationalen Geschichtsschreibung eines westlichen Volkes in dessen eigener Sprache. Hierzu wurde offenbar ein bestehender südwestenglischer Archetyp der Geschichte Britanniens ab der Besatzung durch Julius Caesar an die verschiedenen regionalen Bildungsinstitutionen des Landes verteilt mit der Direktive, diese aktuell zu halten und vor Ort weiterzuführen. Vom westsächsischen Königshof kamen hierzu aktuelle Berichte, so dass heute neun handschriftliche Zeugnisse der Annalen erhalten sind, die einen ähnlichen Kern, jedoch erhebliche örtliche Variationen zeigen. Die längste der *Anglo-Saxon Chronicles*, die *Peterborough Chronicle*, wurde bis 1154 weitergeführt, also bis weit hinaus über die Normannische Eroberung im Jahre 1066, dem Ende der angelsächsischen Zeit.

Die Popkultur des 21. Jahrhunderts hat König Alfred auch für sich entdeckt, in jeweils eigenen Interpretationen. In Bernard Cornwells historischer Fiktion *Die Uhtred Saga* (verfilmt 2015 als *The Last Kingdom*) spielt er eine tragende Rolle. In der Fernsehserie *Vikings* (2013-2020) wird eine kriegerische Wikingerkultur der nicht weniger kriegerischen, jedoch christlichen Welt der Angelsachsen gegenübergestellt. In der Konfrontation der Wikinger mit den Angelsachsen wird Alfreds Großvater Egbert (Ecgbert) in Szene gesetzt, der im Jahr 825, in der Schlacht von Ellendun, Wessex zum mächtigsten Königreich im Lande gemacht hatte. Er ist in dieser Fernsehserie den Wikingern ebenbürtig, und Alfred – unter Verzerrung der historischen Daten – ein reines Kind.

Angriffe fremder Völker, Instabilität, Vertreibung, soziale und legale Reformen, Krankheiten: Alfreds Themen werden uns sicherlich auch in Zukunft etwas zu sagen haben, und hoffentlich auch Alfreds Antworten: großes Engagement, Verhandlungsgeschick, Besinnung auf Bildung und Liebe zur Weisheit.

Gabriele Knappe

Prof. Dr. Gabriele Knappe lehrt an der Universität Bamberg am Institut für Anglistik/Amerikanistik. Ihr Spezialgebiet ist die englische Sprachgeschichte.



Bonifatius als Ampelmännchen in Fulda, Foto: s-ms\_1989, Pixabay

## Ante Verbum

Vor schätzungsweise 1350 Jahren wird der angelsächsische Missionar Bonifatius geboren. Als „Apostel der Deutschen“ geht er neben der Gründung zahlreicher Bistümer und Kloster vor allem für eines in die (Kirchen-)Geschichte ein: Die Fällung der Donar-Eiche.

15 Milliarden. So viele Bäume werden in etwa jährlich weltweit abgeholzt. Anlässlich des anhalten Klimakollapses der Erde eine alarmierende Zahl. Und doch schenkt ihr ein Großteil der Menschen kaum Aufmerksamkeit. Wohl mag sich der eine oder die andere einmal über den Wegfall eines schattigen Plätzchens im Sommer echauffieren. Selten jedoch zeigt sich ein ganzes Volk ob der Rodung eines einzelnen Exemplars beeindruckt.

Anders im Jahr 723: Vor den Augen des heidnischen Stammes der Chatten fällt Bonifatius eine mächtige Eiche. Damit setzte er ein Zeichen, welches mit Worten nicht möglich war. Doch warum?

Unter dem bürgerlichen Namen Wynfretth wird Bonifatius etwa um 673 in Crediton im heutigen Südwestengland geboren. Bereits mit sieben tritt er ins Kloster ein. Sein Weg scheint besiegelt: Ein Leben in materieller Sicherheit und Bildung sollte ihm bevorstehen. Dennoch verlässt er 716 – für damalige Verhältnisse bereits hochbetagt – das Kloster. Seine Mission: die Friesen. Ihr Glaube an Götter wie Donar oder Wodan

stellten für den Christen ein Problem dar. Das heidnische Götterbild schien schlichtweg unvereinbar mit seiner Überzeugung von einem einzigen, wahren Gott.

### Der, der das gute Schicksal bringt

Seine erste Reise auf den festländischen Kontinent scheiterte am friesischen König Radbod: Als Gegner der christlich-fränkischen Mission sorgte dieser dafür, dass Wynfretth unverrichteter Dinge nach England zurückkehren musste.

Entmutigen ließ er sich dadurch aber nicht. Im Gegenteil brach er bereits zwei Jahre später zu einer erneuten Missionsreise auf: Nach einem Aufenthalt in Rom, wo er vom damaligen Papst Gregor II. den Auftrag der Verbreitung des Geheimnisses des Glaubens erhielt, ging es schließlich unter dem sprichwörtlichen „Segen von ganz oben“ ins designierte Gebiet im heutigen Hessen und Thüringen. Auch war er nun offiziell der „gutes Schicksal Bringende“: Bonifatius.

Aufgrund seines jahrzehntelangen Lebens im Kloster kann angenommen werden, dass Bonifatius hoch gebildet war. Die

Vermittlung der christlichen Werte erfolgte in lateinischer Sprache, die er so neben seiner Muttersprache in Wort und Schrift erlernte. Bei seiner Mission sollte ihm dies jedoch nicht von Vorteil sein. Wenngleich davon auszugehen ist, dass es keine grundsätzlichen sprachlichen Barrieren zwischen dem Missionar und seinen vermeintlich zu bekehrenden Schützlingen gegeben haben sollte, so gab es doch ein Problem: Es fehlten die Worte. Ein Vater Unser, ein christliches Heilsversprechen – für all das gab es in dieser heidnischen Gegend kein germanisches Pendant. Es fehlte schlichtweg das Vokabular. Ob es nun genau diese Tatsache war bzw. welche Umstände genau dazu führten, wird wohl für immer vom Nebel der Vorzeit verschleiert bleiben. Doch statt vieler Worte entschied sich Bonifatius schließlich zu einer symbolträchtigen Handlung: Um die Heiden von deren Irrglauben zu überzeugen, hieb Bonifatius im Jahr 723 die Donar-Eiche um. Sie war dem Donnergott Donar geweiht, galt als Opferplatz und Heiligtum des germanischen Stammes der Chatten.

Dass die erwarteten Blitze ausblieben und eine solche Tat nicht mit sofortiger göttlicher Bestrafung quittiert wurde, soll viele der Anwesenden nachhaltig beeindruckt haben. Es schien die Überlegenheit eines christlichen Gottes geradewegs zu belegen.

Bonifatius' Mission war damit erfolgreich: Er taufte und bekehrte viele derjenigen, die es in seinen Augen zu bekehren gab – so ist es übermittelt. Aus dem Holz der Eiche soll er eine Kapelle gebaut haben – eines von vielen Gotteshäusern, welches er im Laufes seines Lebens errichten ließ.

Seine letzte Missionsreise wird ihm schließlich zum Verhängnis: Am Morgen des 5. Juni 754 werden er und seine Begleiter von Gegnern der christlichen Missionsbewegung in Dokkum überfallen und umgebracht. Weshalb sich Bonifatius zuvor so hoch betagt überhaupt nochmal auf den Weg machte, ist unbekannt. Allerdings hat er mit seinem Tod als Märtyrer wohl nicht zuletzt erneut ein symbolträchtiges Zeichen für seinen Glauben gesetzt.

Theresa Briselat

## Die Bamberger Bonifatius-Miniatur

Eine ganzseitige Doppeldarstellung in der Handschrift Staatsbibliothek Bamberg Msc.Lit.1 vom Beginn des 11. Jahrhunderts markiert auf Folio 126v das Bonifatiusfest im Gedenken an dessen Todestag am 5. Juni 754. Das reich ausgestattete Sakramentar gelangte bereits vor 1014 nach Bamberg, nachdem es im Skriptorium der Reichsabtei Fulda geschrieben worden war. Auf seinen eigenen Wunsch hin wurde Bonifatius, der „Apostel der Deutschen“, in seiner Lieblingsgründung Fulda begraben und wird dort bis heute verehrt.

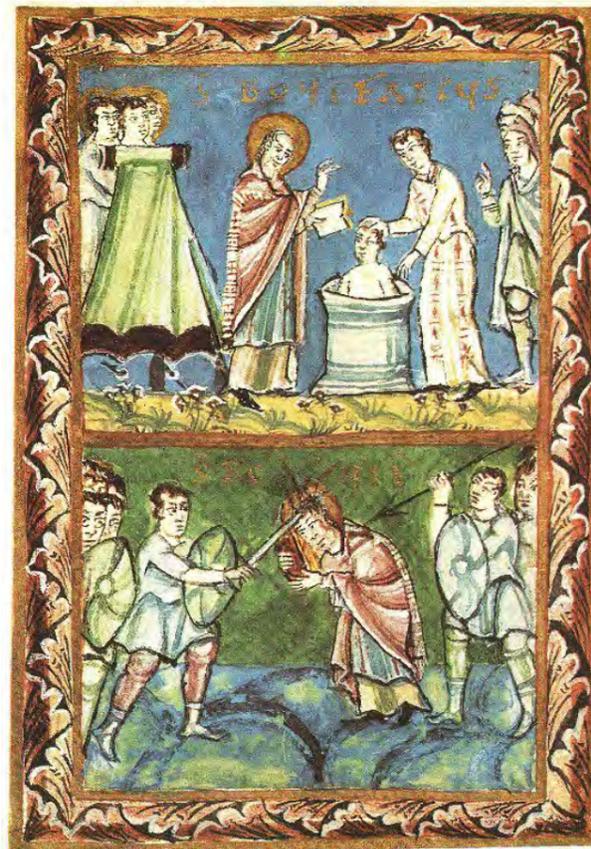
### Oben Taufe, unten Martyrium

Die obere Hälfte zeigt das Bekehrungswerk des Bonifatius, symbolisiert durch eine von ihm durchgeführte Taufe. Ein assistierender Diakon schickt sich an, den Täufling vollständig unterzutauchen. Auf der linken Bildseite sind drei Gefährten des Bonifatius zu sehen, rechts drei weltliche Figuren.

2008 diente dieser Teil der Bamberger Bonifatius-Miniatur als Mottobild der Ausstellung mit Vortragsreihe „Angelsächsisches Handschriftenerbe“ in der Staatsbibliothek Bamberg. Die untere Hälfte der Miniatur stellt das Martyrium des Bonifatius bei Dokkum dar. Wieder ist die Hauptperson repräsentativ in die Mitte des Bildes gerückt und namentlich gekennzeichnet.

Sie wird gleichzeitig durch ein Schwert und einen Speer der Friesen getroffen. Dass sich Bonifatius schützend ein Evangelienbuch über seinen Kopf hält, ist eine sich zu dieser Zeit ausformende Tradition. Es ist aber deutlich zu erkennen, dass dieser Schutz eher spirituell denn physisch zu verstehen ist.

Gabriele Knappe



Sakramentar mit Bonifatius-Miniatur (11. Jahrhundert) aus der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek Bamberg. Foto: Gerald Raab.



Der heilige Isidor von Sevilla, Gemälde von Bartolomé Esteban Murillo (1655), Sammlung der Kathedrale von Sevilla, Wikimedia Commons.

## Wikipedia des Mittelalters

Ja, auch das Internet hat einen Schutzpatron: den heiligen Isidor von Sevilla. Im Übergang von der Antike zum Mittelalter fasste er das Wissen seiner Zeit in 20 Büchern zusammen und wurde damit zum Ahnherrn auch der Enzyklopädie.

Vor 1400 Jahren wurde im christlich-lateinischen Westgotenreich in Spanien das Werk *Etymologiarum sive originum libri XX* (Zwanzig Bücher Etymologien oder Ursprünge) veröffentlicht, das auf der Website <https://www.katholisch.de/sanktisorid> als „Ein-Mann-Wikipedia“ bezeichnet wird und seinen Verfasser, den Erzbischof Isidor von Sevilla (\*um 560, †636), zum „Patron des Internets“ werden ließ. Welche Inhalte machen das Werk im Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter zu einer Art Wikipedia und inwiefern lässt sich im Zeitalter

ausschließlich handschriftlicher Textvervielfältigung eine Analogie zur offenen Datenbank der Gegenwart herstellen?

### Weltwissen von A wie Astronomie bis Z wie Zeiteinteilung

Isidor von Sevilla kompilierte das im Westen des Mittelmeerraums um 600 noch vorhandene Wissen der Antike und verband es mit der christlichen Patristik. Der Aufbau des Werks orientiert sich an den sieben freien Künsten und beginnt

entsprechend mit Grammatik, Rhetorik und Dialektik sowie Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Weiter geht es mit den Gebieten Medizin, Rechtswesen und Zeiteinteilung, Bücher und Kirchenfeste, Gott, Engel und Heilige, Kirche, Sekten und Religionen, Sprachen, Völker und Reiche, Wörter, Namen und Begriffe, Mensch und Monster, Tiere. Es folgen: Die Welt, die Erde, Gemeinschaftsleben, Steine und Metalle, Landwirtschaft, Krieg und Spiele, Handwerk, Gebrauchsgegenstände. Charakteristisch für die gebotene Information ist die Mischung sprachlicher und sachlicher Angaben. So heißt es über den Rhein:

**„Rhenus a Rhodani societate fertur vocatus, quoniam cum eodem ex una provincia oritur. Est autem Germaniae fluvius inter tres Europae maximos fluvios computatus, qui a iugo Alpium usque in Oceani profunda cursus suos dirigit“ (XIII,21,30).**

„Der Rhein soll nach dem Zusammenhang mit der Rhône benannt sein, da er mit ihr in der gleichen Gegend entspringt. Dieser Fluss in Germanien wird zu den drei größten Flüssen Europas gezählt und lenkt seinen Lauf vom Kamm der Alpen bis zu den Tiefen des Ozeans.“

Verschiedene römische Personenbezeichnungen werden so erklärt:

**„Mercennarii sunt qui serviunt accepta mercede... Publicani appellantur conductores vectigalium fiscali, vel rerum publicarum, sive qui vectigalia publica exigunt, vel qui per negotia saeculi lucra sectantur... Vilicus proprie villae gubernator est“ (IX,4).**

„Mercennarii (Lohnarbeiter) sind solche, die accepta mercede (für empfangenen Lohn) arbeiten. Publiken heißen die Eintreiber der Steuern der Staatskasse oder die Unternehmer öffentlicher Aufgaben, sei es dass sie die öffentlichen Steuern erheben oder dass sie durch öffentliche Aufträge Gewinn erstreben ... Ein vilicus (Gutsverwalter) ist eigentlich der Leiter einer villa (eines Landgutes).“

Isidors Etymologien, die in über tausend Handschriften vorliegen, zählen zu den erfolgreichsten mittelalterlichen Texten.

Das Werk wurde im Mittelalter in nahezu allen Klosterbibliotheken verfügbar gemacht und über Jahrhunderte als Nachschlagewerk genutzt.

### Randbemerkungen rücken ins Zentrum der Forschung

Für die deutsche Sprachgeschichte ist Isidors Werk von Bedeutung durch die Benutzung im *Summarium Heinrici*, das im 11. Jahrhundert entstand. In seiner Gliederung sind Isidors *Etymologiae* als Grundlage gut erkennbar: Grammatik, Etymologie, Rhetorik, Dialektik, Chronologie, Religion und Musik, Gott, Engel, Menschen und Tiere usw. Das Werk war im hohen und späten Mittelalter ein wichtiges Lehrwerk an den Klosterschulen des deutschsprachigen Raumes.

Der Wert des Summariums für die Germanistik liegt in den über 4.200 deutschen Glossen – erläuternde Randbemerkungen, die in den 46 erhaltenen Handschriften in einem Vielfachen von Belegen vorliegen. Vor allem wegen der realienbezogenen Wortauswahl ist es eine wichtige Quelle für die historische Lexikographie.

Im ersten oben zitierten Beispiel wird nur der deutsche Name *rin* hinter *Rhenus* eingefügt und Isidors Erklärung wörtlich wiederholt. Die Personenbezeichnungen werden kürzer behandelt als bei Isidor: Aus den *Mercennarii* wird *mietman* (Tagelöhner), die „*Publicani* [...] *qui vectigalia exigunt*“ werden mit *geltmeistra* (Steuereintreiber) erläutert, der *Vilicus* mit *meier* (Gutsverwalter).

Die Rezeption des *Summarium Heinrici* hält über vier Jahrhunderte an. Sein Erfolg im deutschen Sprachraum beruhte wie der von Isidors *Etymologiae* in ganz Europa auf seiner Funktion als Realenzyklopädie des Mittelalters. Das Werk war über Jahrhunderte allenthalben verfügbar und bot im individuellen Abschreibeprozess zudem die Möglichkeit der Ergänzung, Streichung und Aktualisierung. Insofern lässt es sich als Wikipedia des Mittelalters verstehen. *Rolf Bergmann / Stefanie Stricker*

**Dr. Rolf Bergmann war Professor für deutsche Sprachwissenschaft und ältere deutsche Literatur und ist Emeritus of Excellence an der Universität Bamberg, Dr. Stefanie Stricker ist dort Professorin für deutsche Sprachwissenschaft und vertritt den vormals von Bergmann innegehabten Lehrstuhl. Beide sind vielfach ausgewiesene Experten u. a. für volkssprachige Glossen in Handschriften des Mittelalters.**



## Forschen, wo man geht und steht

Plinius der Ältere, vor 2.000 Jahren geboren, war ein Universalgelehrter im wahren Wortsinne. Seine monumentale *Naturalis Historia* prägte das Weltwissen über Jahrhunderte. Sein Wissensdrang brachte ihm gar den Tod – beim Ausbruch des Vesuvs.

Seine Nase steckte ununterbrochen in Büchern – solchen, die er las, und solchen, die er selbst schrieb. Jede Minute, in der er nicht lesen oder einem Vorleser lauschen, schreiben oder diktieren konnte, hielt er für verschwendet. Aus diesem Grund hasste er es auch, zu Fuß zu gehen – das jedenfalls behauptet sein gleichnamiger Neffe in einem Brief, in dem er Leben und Werk des berühmten Onkels schildert (*epist.* 3,5): Um auch unterwegs stets der Wissenschaft frönen zu können, zog Plinius der Ältere es vor, sich in Rom in der Sänfte tragen zu lassen, obwohl das damals, zur Zeit des Kaisers Vespasian, aus der Mode und sogar ein bisschen anrühlich war.

Doch trotz seines Zeitspar-Ticks, seiner Gelehrsamkeit und der schieren Masse seiner Buchproduktion war Plinius kein kauziger Bücherwurm, der sich in der Stube vergrub: Er stand mitten im Leben, reiste viel, ging mit offenen Augen durch die Welt. Geboren im Jahr 23 n. Chr. in Novum Comum (heute Como, Italien), verbrachte Plinius der Ältere den größten Teil seines Erwachsenenlebens als Offizier oder Finanzverwalter in verschiedenen Gegenden des römischen Reiches, in Germanien bis hinauf zu den friesischen Inseln, in Syrien, Jerusalem

und – vielleicht – Ägypten, in Spanien, schließlich als Flottenkommandant in Misenum am Golf von Neapel – direkt gegenüber dem Vesuv.

Zuletzt war es gerade seine Neugier auf die Natur, die ihn das Leben kostete – im Oktober 79 n. Chr., als eine seltsame, schwarzweiß gefleckte Wolke sich über dem Vesuv pinienförmig ausbreitete und Plinius hinsegelte, zuerst, um sich die Sache aus der Nähe anzusehen – dann, als ihm der Ernst der Lage klar wurde, auch um Menschen zu retten. Es war der Beginn des großen Vesuvausbruchs, der Pompeji, Herculaneum und Stabiae unter sich begraben sollte.

### Tod in der giftigen Vulkanluft

Plinius starb am Strand bei Stabiae, vielleicht an einem Asthma-Anfall in der giftgasgeschwängerten Luft. Sein Neffe, der zu Hause geblieben war, überlebte die apokalyptischen Tage und berichtet in den beiden wohl berühmtesten seiner Briefe darüber (*epist.* 6,16 und 6,20).

Doch Plinius der Ältere hat mehr zu bieten als einen berühmten Tod. Seine Hingabe an die Wissenschaft brachte

ein gewaltiges Oeuvre hervor, das ebenso durch Umfang wie durch Vielseitigkeit beeindruckt. Neben einem militärischen Fachbuch *Über den Speerwurf bei der Kavallerie*, einer Biographie im Umfang von zwei Büchern, einer Abhandlung über Rhetorik (drei Bücher) und einer über Grammatik (acht Bücher) hinterließ er mehrere wirklich dickleibige oder genauer gesagt – da Bücher ja nicht in Form von Bänden, sondern von Papyrusrollen produziert wurden – vielrollige Wälzer: Roms Kriege mit Germanien (20 Bücher), ein Geschichtswerk über die neuere Zeit (31 Bücher), vor allem aber sein Opus maximum, das zugleich als einziges erhalten ist: die *Naturalis Historia* („Naturkunde“) in 37 Büchern.

Es ist ein in Rom einzigartiges Werk: Von der Kosmographie, über Geographie, Astronomie, Anthropologie, Zoologie, Botanik, Medizin (Magie und Hexerei inklusive) bis hin zur Mineralogie und Metallurgie handelt dieses Werk von praktisch allem. Sogar ein Kapitel über Kunstgeschichte (es geht um Bildwerke aus Metall) ist dabei. Mit einem Wort, es enthält nicht weniger als *rerum natura, hoc est vita* – „die Welt der realen Dinge, also das Leben“, so der von Plinius selbst formulierte Anspruch (Widmung, I,13).

Dabei setzt Plinius auch wissenschaftliche Standards. Jedem Buch stellt er ein Inhaltsverzeichnis und ein Quellenverzeichnis voran – insgesamt 500 lateinische und griechische Quellen. Er exzerpiert und kompiliert vor allem die Werke anderer, fügt aber eigene Beobachtungen hinzu (woher seine Informationen stammen, ist im Einzelnen nicht immer klar). Was er erschafft, ist in der Tat ein Kompendium des gesamten damaligen naturkundlichen Wissens: Er fasst es zusammen, ordnet es und bewahrt es dadurch – denn die meisten seiner Quellen sind ansonsten verloren. Mit den Fakten übernahm er die Fehler und gab auch sie an die Nachwelt weiter. Für die nächsten 1500 Jahre, bis weit in die Neuzeit hinein, war dann Plinius' *Naturalis Historia* neben den Griechen Aristoteles und Theophrast die Quelle allen Wissens über die Natur – und zahlreicher Irrtümer.

### Antike Quelle noch für die Moderne Vegetationsgeografie

Im Gegensatz zu Aristoteles ist Plinius kein Systematiker, auch wenn seine botanischen Benennungen noch Linné als Basis dienen (B. Herzhoff, Plinius: *Über Bäume*, Ditzingen 2022, S. 203). Nicht nur beim Weltwissen insgesamt geht er vom Großen zum Kleinen; auch die Tiere ordnet er nach Größe und beginnt aus diesem Grunde mit dem Elefanten. Die Pflanzen ordnet er nach Standorten und nach Nützlichkeit. Aus der Sicht des Systematikers klingt beides naiv – eben die Art von Wissen, die gerade noch für das Mittelalter gut genug war. Doch man sollte Plinius nicht unterschätzen.

Die Beschreibung von Pflanzen nach Standorten etwa ist gerade aus heutiger Sicht wieder interessant. Plinius weiß viel zu berichten über ausgestorbene oder vergessene Nutzpflanzen, oder über den Artenreichtum in Urwäldern, die es nicht mehr gibt, und zwar in der ganzen damals bekannten Welt. Dutzende verschiedene Arten von Eichen, davon viele essbare, Holzsorten und ihre unterschiedlichen Einsatzmöglichkeiten, Sträucher, aus denen Fasern, Farben, Parfüms gewonnen wurden ... Eine Zivilisation, die versucht, sich des Plastiks zu entöhnen, könnte hier durchaus Anregungen finden. Die Vegetationsgeographie ist gerade erst dabei, Plinius zu entdecken: In Zeiten des Klimawandels, wenn es beispielsweise um Wiederaufforstung geht oder darum, hitzebeständigere Wälder zu pflanzen, kann er wertvolle Informationen bieten (Herzhoff, a.a.O., S. 206).

Die Voraussetzung, um dieses Wissen fruchtbar zu machen, ist natürlich die korrekte Identifikation der von Plinius gebrauchten Pflanzennamen – auch er selbst war hier unsicher: Er wusste nicht und konnte nur sehr begrenzt prüfen, ob seine Quellenautoren, ein Theophrast in Griechenland und ein Juba in Afrika, mit denselben Namen dieselben Pflanzen meinten. Doch gerade in diesem Bereich ist in jüngster Zeit eine gründliche Revision erfolgt (S. Amigues, Theophrast: *Historia Plantarum* Bd. 5, Paris 2006), und sie ist noch nicht abgeschlossen.

### Plädoyer für respektvollen Umgang mit der Natur

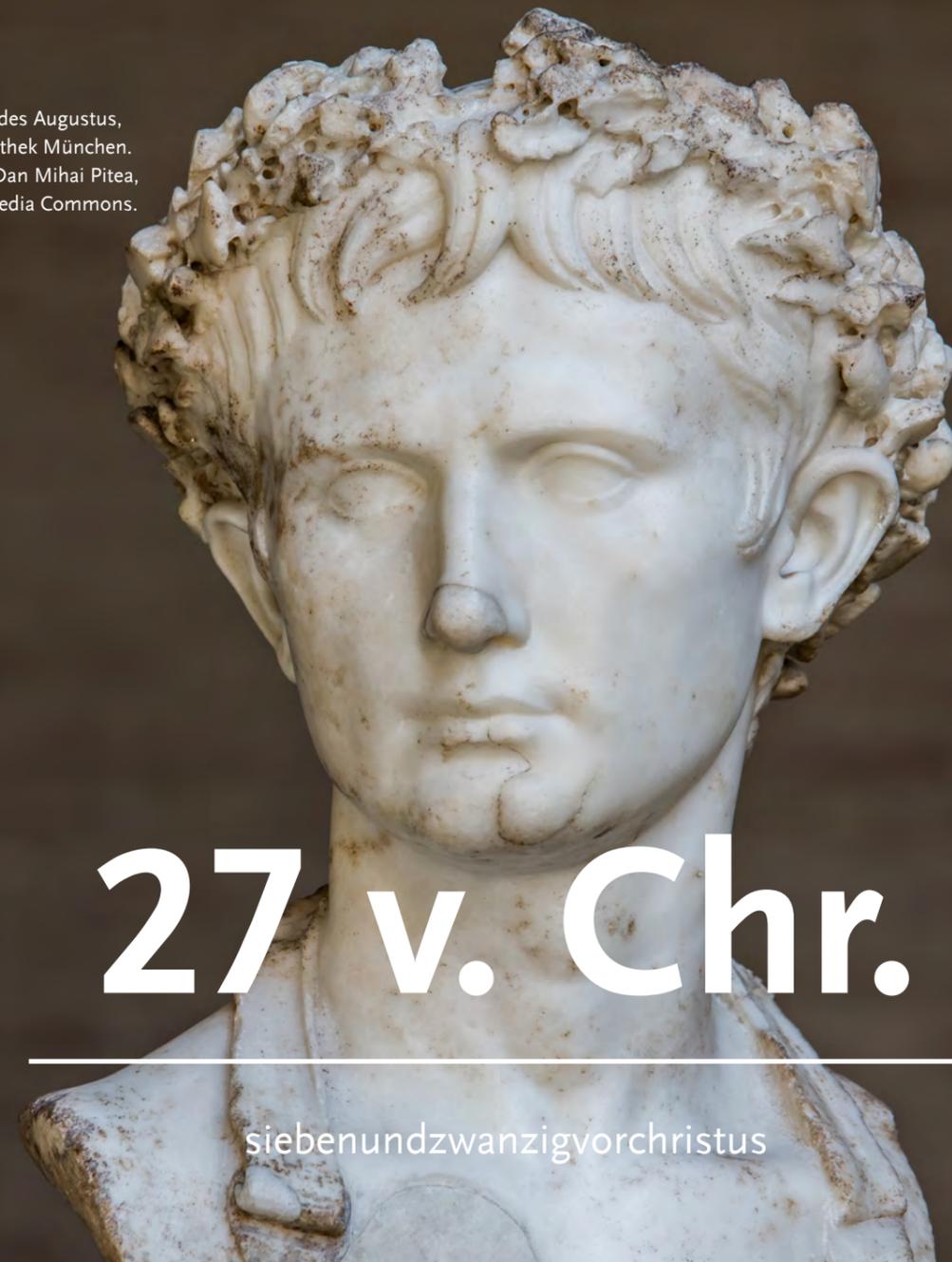
Aber vielleicht sind es gar nicht so sehr die Fakten, die Plinius heute wieder aktuell machen, sondern eher die Herangehensweise, die Art des Denkens. Was früher als unwissenschaftlich verpönt war: Plinius denkt den Menschen in der Natur immer mit, und er wertet. Die *Naturalis historia* in ihrer Gesamtheit will gar keine nüchterne, neutrale Beschreibung sein, sondern eher eine Art Plädoyer für die Natur, dafür, diese ganze, riesige, vielfältige, fruchtbare, von Wundern überquellende Erde, „unser aller Mutter“, zu schätzen und zu schützen. Ja, auch zu schützen, damals schon.

Plinius beklagt an vielen Stellen Respektlosigkeit und Ausbeutung der Erde, das Abholzen von Wäldern, Naturzerstörung aus maßloser Gier, und er warnt davor – fällt doch die Zerstörung der Natur letztlich auf den Menschen selbst zurück: „Wir vergiften Flüsse und die Elemente der Natur, wir wenden sogar das, wovon wir leben, zum Verderben“ (nat. hist. 18,3) (Vgl. G. Thome, *Vorstellungen vom Bösen*, S. 222). Wirklich eine Sichtweise, die nur darauf wartet, wiederentdeckt zu werden.

Silke Anzinger

Dr. Silke Anzinger ist Chefredakteurin Latein im Cornelsen Verlag. Sie ist verheiratet mit Prof. Dr. Markus Schauer, Lehrstuhlinhaber für Latinistik an der Universität Bamberg.

Büste des Augustus,  
Glyptothek München.  
Foto: Dan Mihai Pitea,  
Wikimedia Commons.



# 27 v. Chr.

siebenundzwanzigvorchristus

## Der Beginn eines goldenen Zeitalters

Nach vielen Jahren des Ausnahmezustands, des Machtkampfs, des Bürgerkriegs wurde Octavian Alleinherrscher über das Römische Imperium. Ausgezeichnet mit dem Ehrentitel Augustus erklärte er im Jahr 27 v. Chr. die „Wiederherstellung der Republik“.

Quo, quo, scelesti, ruitis? –  
„Wohin, wohin, Verruchte, stürmt ihr?  
Warum fasst eure Hand ans Schwert,  
das doch schon in der Scheide ruht?“

Mit diesen Worten klagt der Dichter Horaz in den Dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts v. Chr. seine Zeitgenossen an (*Epoden*, 7). Es war keine neue Klage. Seit langem war Rom von innerer Gewalt und Aufruhr erschüttert, folgte ein Bürgerkrieg

dem anderen: „Schon die zweite Generation zerreibt sich im Bürgerkrieg, und Rom stürzt gerade durch seine eigene Stärke. Was weder unsere Nachbarn, die Marser und Etrusker, vermochten, noch das wilde Germanien und auch nicht Hannibal: Wir bringen es fertig, wir zerstören uns selbst mit eigener Hand.“ (*Epoden*, 16)

Mit der zweiten Generation meint Horaz die des Zweiten Triumvirats, das zerfiel, als Octavian und Marcus Antonius sich entzweiten, genau wie schon das erste in Krieg geendet hatte,

dem Krieg zwischen Caesar und Pompeius, der bei Pharsalos im griechischen Thessalien entschieden wurde. „Krieg auf den Feldern Thessaliens, größer als Bürgerkrieg, das ist mein Lied: Recht, dem Verbrechen zugesprochen, und wie ein mächtiges Volk das Schwert gegen die eigenen Gedärme wendet“, schrieb ein anderer Dichter, Lucan, später darüber. Größer als Bürgerkrieg deshalb, weil die Römer fast die ganze bekannte Welt beherrschten und ihr Bürgerkrieg daher ein Weltkrieg war: „Es wurde gekämpft mit allen Kräften einer zerbrochenen Welt, nur um gemeinsame Schuld zu schaffen ... Welch ein Wahnsinn, ihr Bürger, welche Willkürherrschaft der Waffen!“

Je länger die Kriege dauerten, desto weniger Sinn und Zweck war darin zu erkennen, desto weniger ein Ende abzusehen.

Auch Anfang und Ursachen verschwanden im Nebel der Geschichte. Manche römischen Historiker meinten, seit der Zerstörung Karthagos (146 v. Chr.) sei es mit Rom abwärts gegangen – ungeachtet der fortgesetzten, erfolgreichen Expansion des Reiches. Andere suchten die Ursache noch weiter in der Vergangenheit: Hatte das Übel nicht schon mit Romulus und Remus begonnen? Schon die Gründung Roms beruhte ja auf Brudermord. Vielleicht waren die Römer verflucht – dazu verdammt, das Urverbrechen unablässig zu wiederholen?

Dieser Gedanke stammt ebenfalls von Horaz, findet sich ähnlich aber auch bei dem Historiker Livius und anderen. Er zeigt das Ausmaß der Verzweiflung, mit der viele damals die politische Lage betrachteten. Die Republik, der geordnete Staat mit politischen Reden, Wahlen, Versammlungen und Abstimmungen, Recht und Gericht funktionierte nicht mehr, aber auch die Männer, die sich des Staates bemächtigt hatten, wie Caesar und Pompeius, Octavian und Antonius, konnten ihrer Macht keine Dauer verleihen. Jedes Bündnis zerbrach und mündete in neuem Krieg, bis ... ja, bis nur noch ein Mann übrig war.

### Abschluss und Neuanfang

Dies alles muss man sich vergegenwärtigen, um zu verstehen, was es bedeutete, als Imperator Caesar Divi filius Octavianus, ab sofort Augustus („der Erhabene“), 27 v. Chr. „die Republik wiederherstellte“. Es war nicht „die Republik“, und überhaupt wurde nichts „wiederhergestellt“. Es war ein Abschluss und ein Neuanfang. Abgeschlossen sollten die Bürgerkriege sein, endgültig und für immer. Beginnen sollte ein neues Zeitalter, ein Zeitalter des (inneren) Friedens, manche Dichter sprachen sogar von einem neuen Goldenen Zeitalter. Die Schlacht bei Actium, in der Octavian über Antonius und Kleopatra gesiegt hatte (31 v. Chr.), markierte die Zeitenwende und nahm daher bald mythische Züge an.

29 v. Chr. kehrte Octavian nach Rom zurück und feierte an drei Tagen, dem 13., 14. und 15. August, einen dreifachen Triumph: über Illyrien, Actium und das ägyptische Alexandria. Das Exzeptionelle der Feier zeigt sich allein schon darin, dass der Feiertag am 15. August bis heute erhalten geblieben ist: feriae Augusti, Ferragosto auf Italienisch (von der Kirche freilich fromm

zu Mariä Himmelfahrt umetikettiert). Nicht nur das: Der ganze Monat wurde nach dem Triumphator benannt.

Die formelle und rechtliche Grundsteinlegung für den Neuanfang folgte mehr als ein Jahr später: Am 13. Januar 27 v. Chr. gab Octavian feierlich die Macht an Senat und Volk von Rom zurück. Der Historiker Cassius Dio überliefert die Rede des jungen Machthabers im Senat, die zwar mit Sicherheit aus Dios eigener Feder stammt, an deren inhaltlichem Kern jedoch kein Zweifel besteht: „Ich gebe mein Amt gänzlich auf und lege alles euch in die Hände, Heer, Gesetzgebung, Provinzen (Cass. Dio 53,4,3).“

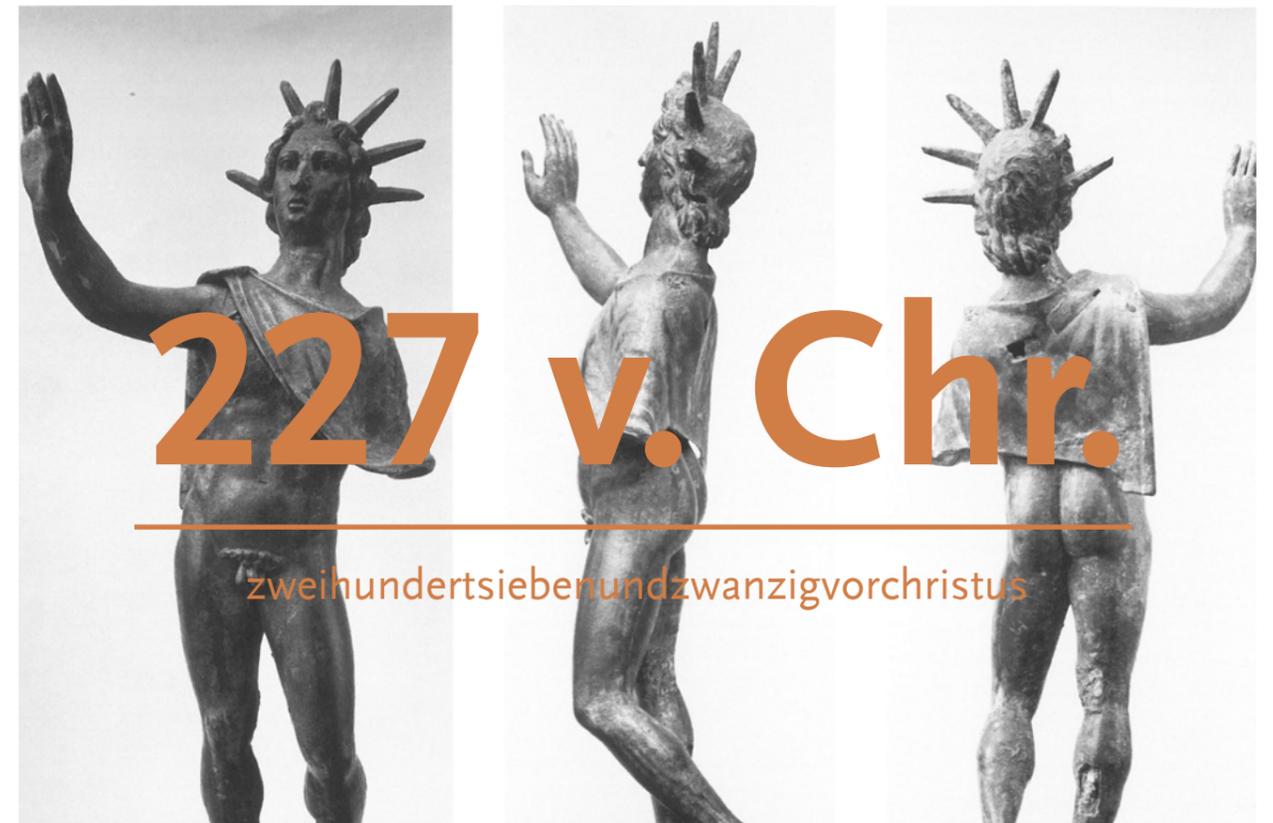
Genüsslich schildert Dio den Ausbruch von Heuchelei, der darauf folgte: Man war darauf eingestellt, den Herrscher zu bejubeln, doch wenn er seinen Rücktritt erklärte, war Jubel dann angebracht? Bestürzung gewann die Oberhand: Man flehte ihn an, Senat und Volk nicht im Stich zu lassen: Es gebe noch so viel für ihn zu tun!

Drei Tage später, am 16. Januar, trat der Senat wieder zusammen. Octavian, so stellte sich heraus, ließ sich überreden, einige seiner Befugnisse zu behalten: Er würde bis auf weiteres Konsul bleiben – das war das höchste Staatsamt, das gesetzlich immer nur für ein Jahr vergeben wurde, das Octavian aber nun schon das fünfte Jahr in Folge innehatte. Von den Provinzen würde er kraft eines besonderen imperium consulare die wichtigeren behalten und damit auch das Heer nicht aus der Hand geben.

Weitere Ehren wurden beschlossen, von denen die bedeutendste die Verleihung des Namens Augustus, „der Erhabene“, war. Octavian selbst hätte sich wohl gern als zweiter Gründer der Stadt Romulus genannt, doch riet man ihm davon ab – für einen Bürgerkriegssieger, dessen sämtliche Gegner und Rivalen tot waren, schien der Name des mythischen Brudermörders wohl allzu passend.

### Falsche Gefühle und echter Friede

Wenn man so will, ist diese sorgsam geplante und choreographierte „Wiederherstellung der Republik“, die 27 v. Chr. den Beginn der Kaiserzeit einläutete, eine Farce. Cassius Dio nennt es klar so (53,11), und auch Tacitus spießt die falsche Bescheidenheit des Herrschers auf, der sich als princeps inter pares („Erster unter Gleichen“) gab und doch alle Fäden in der Hand behielt (Annalen 1,2). Die Heuchelei ist offensichtlich. Und doch wäre es wohl richtiger, von Symbolpolitik zu sprechen. Imperator Caesar Divi filius Augustus konnte so wenig wie irgendein Monarch alleine herrschen. Er brauchte den Senat und die Aristokratie, ihre Zustimmung und loyale Mitarbeit, und der 13./16. Januar 27 wies den Weg, wie sie dies auf ehrenhafte Weise tun konnten. Es war das Ende der republikanischen Freiheit, die aber immer nur die Freiheit weniger gewesen und zuletzt nur Blutvergießen gebracht hatte, und zugleich der Beginn von Ordnung, Sicherheit und Wohlstand für viele: pax Augusta. Silke Anzinger



## Gigantischer Helios als Hüter der Insel

Der Koloss von Rhodos stand nur 56 Jahre aufrecht, bis er einem Erdbeben zum Opfer fiel. Die liegenden Bruchstücke wurden nicht nur wegen ihrer Dimensionen bewundert, sondern auch, weil sie Einblicke in eine bemerkenswerte Bauingenieurstechnik gaben.

Seit den Eroberungszügen Alexanders des Großen quer durch Asien bis Indien war aus der griechischsprachigen Welt des östlichen Mittelmeerraumes eine hellenistische, für damalige Verhältnisse „globale“ Welt geworden. Hellenistische Wissenschaftler erforschten und beschrieben die Vielfalt dieser Welt und erstellten dabei erstmals auch eine Liste der Sieben Weltwunder, die unter anderem die monumentale Bronzestatue des Sonnengottes Helios auf der Insel Rhodos verzeichnete. Anlass für ihre Errichtung und Weihung war der Abzug der erfolglosen Belagerer von Rhodos unter Demetrios Poliorketes im Jahr 304 v. Chr.

Ungefähr so dürfte der Koloss ausgesehen haben: Kaiserzeitliche Kleinbronze des Helios im Laufschrift, mit Mäntelchen, Strahlenkranz und zum Gruß erhobener rechter Hand; der linke Arm ist abgebrochen. Vorder-, Seit- und Rückenansicht. Aus Montdidier an der Somme im antiken Gallien. Höhe 35 cm. Paris, Louvre. Bildnachweis: aus: W. Hoepfner, Der Koloss von Rhodos (Mainz: Ph. v. Zabern 2003), S. 67 Abb. 97a-c.

Die Statue hatte mit einer Höhe von 70 Ellen (ca. 32 Meter) in der Antike nie dagewesene Dimensionen. Der griechische Begriff „kolossós“ bedeutete im rhodischen Dialekt zunächst nur „Statue“, wurde aber später so sehr mit dieser Heliosstatue assoziiert, dass er sich für „Kolossalstatuen“ und andere monumentale Bauwerke wie das „Colosseum“ in Rom einbürgerte. Über den Standort und das Aussehen der Heliosstatue konnten Archäologen und Kunsthistoriker bis heute keine Einigkeit erzielen. Auf jeden Fall war sie für Seefahrer, die sich der Inselfspitze von Norden und Westen näherten, weithin sichtbar – auch wenn sie vermutlich nicht am Hafen, sondern im Helios-Heiligtum auf der Akropolis stand. Einiges spricht dafür, dass ihr Aussehen in mehreren Gemmen und einigen Kleinbronzen wiedergegeben ist. Bei allen methodischen Vorbehalten, die angebracht sind, wenn man aus solchen verkleinerten Nachbildungen in anderem Material auf Kolossalstatuen schließen will, spricht doch einiges dafür, dass der Koloss von Rhodos eine nackte, vielleicht mit einem über die Schulter hängenden Kurzmantel teils bedeckte Jünglingsfigur darstellte, die in den langen Locken einen Strahlenkranz trug, wie er

für die Ikonographie des Sonnengottes Helios typisch war. Die seit dem 15. Jahrhundert verbreitete Vorstellung von einer Kolossalfigur, die mit gespreizten Beinen über der Hafeneinfahrt steht und wie ein Leuchtturm in einer Hand eine brennende Fackel hält, ist jedenfalls ins Reich der Phantasie zu verweisen. Die bemerkenswerte technische Leistung würdigte der Ingenieur Philon von Byzanz um 200 v. Chr. in seiner ausführlichen Beschreibung des Kolosses, die von der Feststellung ausgeht: „Der verborgene Teil der Arbeit ist großartiger als der sichtbare.“ Bronzestatuen wurden üblicherweise in einem Stück in Wachs über einem stützenden Innencorpus geformt und dann mit einer Terrakotta-Schicht überzogen; anschließend konnte das Wachs ausgeschmolzen und der Hohlraum mit flüssiger Bronze gefüllt werden. Stark unterschrittene Teile wurden einzeln gegossen und später zum Ganzen zusammengeschweißt.

Doch dieses Bronze-Hohlguß-Verfahren, das für lebensgroße Statuen einen vergleichsweise leichten (weil dünnwandigen) und stabilen Körper ergab, kam für den Koloss nicht in Frage. Hier waren, wie Philon berichtet, schon die Füße höher als sonst ganze Statuen. Es musste also vor Ort gearbeitet werden. Das ganze Bildnis sei also „wie beim Hausbau“ in aufeinander aufbauenden Schichten errichtet worden. Jede Schicht bestand innen aus eisernen Verklammerungen, deren Hohlräume bis etwa zu den Knien zur Stabilisierung des Ganzen mit Steinen als Ballast aufgefüllt wurden, und aus Außenhäuten aus Bronze, die vor Ort gegossen werden mussten. Auf diese Weise wurden rund 15 Tonnen Bronze und neun Tonnen Eisen verarbeitet.

Diese Leistung der antiken Bildhauer-, Bau- und Bronze-gußkunst kann man am besten würdigen, wenn man den Koloss mit bekannten modernen Kolossalstatuen vergleicht. Für die übergroße Statue der Bavaria auf der Münchner Theresienwiese entwarf der Bildhauer Ludwig Schwanthaler im Auftrag von Ludwig I. eine an einen bayerischen Löwen gelehnte Frauenfigur mit Eichenkranz im erhobenen linken Arm, die sich pyramidenartig aufbaut. Mit einer Höhe von 15,77 m von der Sohle bis zum Scheitel (bzw. 18,52 m bis zum hochgereckten Eichenkranz) ist sie ein meisterliches Beispiel dafür, dass es möglich ist, eine solche Figur ohne Eisenstangen und Stützgerüst im Inneren zu errichten: In mehreren Einzelteilen wurde sie in der Werkstatt von Ferdinand Miller gegossen

und vor Ort zusammengesetzt. Der steil erhobene linke Arm ist durch einen riesigen Dübel mit der Schulter verbunden. Seit ihrer Einweihung 1850 gilt sie als eine Art bayerisches Nationaldenkmal.

Eine andere Konstruktionsweise wurde für das zur selben Zeit konzipierte Hermannsdenkmal gewählt, das im Teutoburger Wald an den Sieg des Arminius über die Römer erinnern sollte (heute weiß man, dass der Ort dieser Schlacht rund 90 km weiter nordwestlich bei Kalkriese lag – aber das ist eine andere Geschichte). Auf einem 27 Meter hohen Unterbau aus Stein steht stolz und aufrecht der bis zur Schwertschulter ebenso hohe Hermann, auf seinen Schild gelehnt. Mehrfach miteinander verbundene Röhren laufen durch Beine, Mantel und Schild und werden zwei horizontale Eisenplatten auf Hüft- und Brusthöhe sowie durch etwa 20 Meter tief in den Unterbau hinabreichende Anker stabilisiert.

Die Außenhaut aus 1,5 Meter hohen Kupferblechen ist an Stegen befestigt, die von diesem Röhrensystem in regelmäßigen Abständen abgehen.

In ähnlicher Weise ist die mit 46 Meter Höhe noch erheblich größere Freiheitsstatue im Hafen von New York konstruiert. Alexandre Gustave Eiffel – später durch den Eiffelturm in Paris weltberühmt – entwarf für sie einen zentralen Eisenturm nach Art von Brückenkonstruktionen, denen diagonale Streben die nötige Starre verleihen.

Daran ist durch Streben ein äußeres Eisengerüst mit neun horizontalen Ebenen befestigt, das wiederum durch eine Art federnde Verbindung die äußere Hülle der auf Eisenbänder genieteten Kupferbleche trägt, die sich somit ausdehnen und zusammenziehen kann.

In der Ikonographie sind sich diese drei neuzeitlichen Kolossalstatuen ähnlich: Die Standfläche auf nur zwei Füßen wird durch Löwe, Schild oder Mantel vergrößert und die Figuren recken einen Arm mit einem Gegenstand (Kranz, Schwert oder Fackel) steil in die Höhe, so dass die Kontur die statisch günstige pyramidenartige Form erhält. Wenn wir den antiken Textzeugen, den Gemmenbildern und Kleinbronzen trauen dürfen, hatte der Koloss von Rhodos eine weniger geschlossene Kontur und stand nur auf zwei Beinen, die aber im Inneren so mit Steinen beschwert waren, dass der physikalische Schwerpunkt möglichst tief lag und die Statue somit einen sicheren Stand hatte – bis zum Erdbeben von 227 vor Christus. *Sabine Vogt*



Neuzeitliche Phantasie gab dem Koloss eine neue Gestalt. Illustration aus J. F. Bertuch: *Kinderbuch* (1806), Wikimedia Commons.

## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

73 Personen haben die insgesamt 128 Textbeiträge für diese zehnte Ausgabe von *Anno* geschrieben. Alle Autor\*innen sind erreichbar über [markus.behmer@uni-bamberg.de](mailto:markus.behmer@uni-bamberg.de).

- Anzinger, Silke, Dr.**, Chefredakteurin Latein im Cornelsen Verlag München – S. 195f., 197f.
- Bajric, Nisa**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 23, 38f.,
- Bartl, Andrea, Prof. Dr.**, Professorin für Neuere Deutsche Literatur, Universität Bamberg – S. 121-123
- Behmer, Katharina, B.A.**, Journalistin, Studentin der Politikwissenschaft, Universität Marburg – S. 79
- Behmer, Markus, Prof. Dr.**, Professor für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg; Herausgeber und Alleinredakteur von *Anno* – S. 3, 6-13, 14f., 19, 26, 26f., 27, 28f., 42f., 65, 68, 70-72, 82, 82, 83-85, 113, 114f., 115, 126, 127, 136f., 139, 163
- Bergmann, Rolf, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Germanistische Sprachwissenschaft, Universität Bamberg – S. 193f.
- Bernard, Birgit, Dr.**, Zeitgeschichtsforscherin, Heidelberg – S. 72f.
- Blöbaum, Bernd, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Kommunikationswissenschaft, Universität Münster – S. 24f.
- Böning, Holger, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Neuere Deutsche Literatur und Geschichte der Medien, Universität Bremen – S. 170f.
- Braunreuther, Luisa**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 47f., 125
- Brejschka, Lea Cassandra**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 162
- Briselat, Theresa, M.A.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 191f.
- Bröß, Laura**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 69, 139
- Dussel, Konrad, Prof. Dr.**, apl. Professor (i.R.) am Historischen Institut, Universität Mannheim – S. 93-95
- Fischer, Pascal, Prof. Dr.**, Professor für Anglistische und Amerikanistische Kulturwissenschaft, Universität Bamberg, S. 49
- Fränkle, Leonie**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 155f., 178f.
- Franzetti, Annika, M.A.**, Lehrkraft für besondere Aufgaben im Studiengang Journalistik, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt – S. 20f.
- Frey, Leandra**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 44f., 169f.
- Geuß, Annika, M.A.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 177
- Godulla, Alexander, Prof. Dr.**, Professor für Kommunikationswissenschaft, Universität Leipzig – S. 124
- Grotzky, Johannes, Prof. Dr.**, Hörfunkdirektor (i.R.) des Bayerischen Rundfunks, Honorarprofessor für Slavistik, Universität Bamberg – S. 101
- Gürster, Julia, M.A.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 16f.
- Halank, Susen, M.A.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Romanistik, Universität Bamberg – S. 160f.
- Hecker, Gabriel Ascanio, M.A.**, Kollegiat im Graduiertenkolleg „Modell Romantik“ der Universität Jena – 171f.
- Hellwig, Melanie, Dr.**, wiss. Mitarbeiterin, Jade-Hochschule am Standort Wilhelmshaven – S. 76
- Hermann, Iris, Prof. Dr.**, Professorin für Neuere Deutsche Literatur, Universität Bamberg – S. 80f., 144
- Herzog, Christoph, Prof. Dr.**, Professor für Turkologie, Universität Bamberg – S. 100
- Hoffjann, Olaf, Prof. Dr.**, Professor für strategische Kommunikation, Universität Bamberg – S. 47, 64
- Hömberg, Walter, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Kommunikationswissenschaft, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt – S. 98f., 142f.
- Hruschka, Lea, M.A.**, Kommunikationswissenschaftlerin, Schülerin der Deutschen Journalistenschule – S. 37f., 109f., 188
- Hurta, Jan, M.A.**, Doktorand am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Universität Bamberg – S. 107
- Jasper, Erik**, Student der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 80, 120f.
- Jungwirth, Laura**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 22, 104f.
- Junior, Delphina**, Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 103, 145
- Kast, Matthias, M.A.**, Absolvent der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 174-176
- Katzenberger, Vera, Dr.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 89, 96f.
- Keil, Jana, M.A.**, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 186f.
- Kempgen, Sebastian, Prof. Dr.**, Professor (em.) für Slavische Sprachwissenschaft, Universität Bamberg – S. 58f., 180f.
- Khan, Kinza, Dr.**, Dozentin für Medien, Journalismus und Kommunikation, Akademie für Politische Bildung in Tutzing – S. 18f., 156f.

- Knappe, Gabriele, Prof. Dr., apl. Professorin** am Institut für Anglistik/Amerikanistik, Universität Bamberg – S. 189f., 192
- Knott, Stephanie, M.A.,** Doktorandin am Lehrstuhl für Kunstgeschichte, Universität Erlangen-Nürnberg und Galeristin – S. 133
- Koch, Ursula E., Prof. Dr.,** Professorin (em.) für Kommunikationswissenschaft, Universität München – S. 158-160.
- Lamberti, Tabea, M.A.,** Kollegiatin im DFG-Graduiertenkolleg „Modell Romantik“, Universität Jena, S. 112f., 138
- Laubach (Weißer), Thomas, Prof. Dr.,** Professor für Katholische Ethik, Universität Bamberg – S. 172
- Lützelberger, Florian, M.A.,** wiss. Mitarbeiter am Institut für Romanistik, Universität Bamberg – S. 116f., 128f.
- Martorell Nassl, Sophie,** Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 50f., 118f.
- Meer, Ulrich,** Journalist, Bad Godesberg/Hausham – S. 66f., 106f.
- Mehling, Gabriele, Dr.,** wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 54-57, 108f.
- Michael, Hendrik, Dr.,** wiss. Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 111
- Möckel, Katharina,** Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 60f., 73,
- Müller, Holger, Dipl. Journ.,** wiss. Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 34f., 78
- Münderlein, Kerstin-Anja, Dr.,** wiss. Mitarbeiterin am Institut für Anglistik/Amerikanistik, Universität Bamberg – S. 164
- Offial, Elisabeth, B.A.,** Journalistin, Bamberg/Hof – S. 46
- Persigehl, Lisa, B.A.,** Journalistin, Bamberg – S. 102
- Reitmeier, Sophie, M.A.,** wiss. Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 70
- Roloff, Eckart, Dr.,** Medienforscher und Wissenschaftsjournalist, Bonn – S. 29, 146f.
- Roppelt, Tanja, Dr.,** Leiterin des Museums Geburtshaus Levi Strauss, Buttenheim – S. 140f., 154f.
- Rössler, Patrick, Prof. Dr. Dr.,** Professor für Kommunikationswissenschaft, Universität Erfurt – S. 77f., 90f., 92
- Schäfer, Christian, Prof. Dr.,** Professor für Philosophie, Universität Bamberg – S. 182f., 184-186
- Schüller, Joachim, M.A.,** Politologe – S. 74f.
- Schumacher, Nina Fabiola, M.A.,** wiss. Mitarbeiterin der Medien- und Kommunikationswissenschaft, Universität Trier – S. 52
- Sommermann, Viktoria, M.A.,** Kommunikationswissenschaftlerin und Unternehmensberaterin, Bamberg – S. 30-34, 62f., 132, 166f.
- Spychala, Mareike, Dr.,** wiss. Mitarbeiterin am Institut für Anglistik/Amerikanistik, Universität Bamberg – S. 165
- Stanoschek, Isabel, Dr. des.,** Assistentin der Studiendekane der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften, Universität Bamberg – S. 36f., 130
- Starkulla, Heinz jr., PD Dr.,** Privatdozent am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung, Universität München – S. 168
- Stöber, Rudolf, Prof. Dr.,** Professor für Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg, S. 86-88
- Stricker, Stefanie, Prof. Dr.,** Professorin für Germanistische Sprachwissenschaft, Universität Bamberg – S. 193f.
- Ther, Sandra,** Dekanatsreferentin der Fakultät für Geistes- und Kulturwissenschaften, Universität Bamberg – S. 40f.
- Trajanovski, Anna Lena,** Studentin der Kommunikationswissenschaft, Universität Bamberg – S. 115
- Vogt, Sabine, Prof. Dr.,** Professorin für Klassische Philologie / Gräzistik und Vizepräsidentin, Universität Bamberg – S. 173f., 199f.
- Weihe, Andreas, Dr.,** Leiter des International Office, Universität Bamberg – S. 131.
- Wilke, Jürgen, Prof. Dr.,** emeritierter Professor für Kommunikationswissenschaft, Universität Mainz, S. 148-154.

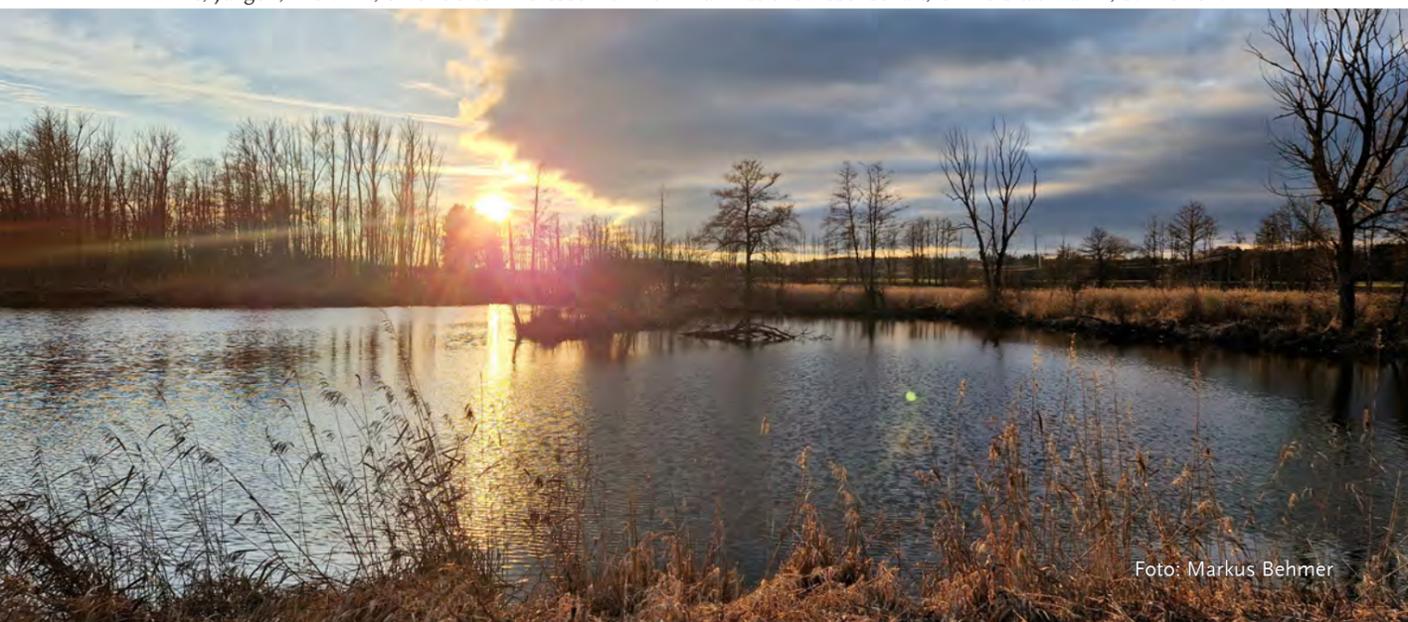


Foto: Markus Behmer



## Vielfalt vor Ort: Die Entwicklung des privaten Rundfunks in Bayern

Herausgegeben von Markus Behmer  
und Vera Katzenberger

Bamberg: Univ. of Bamberg Press, 2021  
(Schriften aus der Fakultät  
Geistes- und Kulturwissenschaften  
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg)

ISBN: 978-3-86309-782-0

Preis: 34,00 Euro





[www.uni-bamberg.de](http://www.uni-bamberg.de)



UNIVERSITY OF BAMBERG  
OTTO-FRIEDRICH-UNIVERSITÄT BAMBERG

